

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Die Sprachenfrage



Marianne: „Erst wenn du den da drüben nicht mehr verstehst, werde ich dir die Zweisprachigkeit gewähren!“

Außenbild:

„Die Sprachenfrage“, Karikatur von Simplicius, Titelseite „Elsässisch-satirisches Wochenblatt“ Nr. 27 vom 9. Juli 1932 (aus: Das Elsass von 1870-1932, hg. von JOSEPH ROSSÉ u.a., III. Bd.: Geschichte der kulturellen und religiösen Entwicklung, Colmar 1936, zwischen S. 144 und 145). Siehe hierzu den Beitrag von Norbert Ohler: Vertraut und nah: Elsässer und das Elsass, 1952-2014.

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**

134. Jahrbuch 2015

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung von



Ministerium für Wissenschaft,
Forschung und Kunst
Baden-Württemberg

Landkreis
Breisgau-Hochschwarzwald

Kulturamt

Autoren des 134. Bandes:

BÄRMANN, MICHAEL, Dr., Bern (CH)
BIGOTT, BORIS, Dr., Schallstadt/Stuttgart
BUTZ, EVA-MARIA, Dr., Dortmund
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg
HAUMANN, HEIKO, Prof. Dr., Elzach
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Merzhausen
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg
JOOS, CLEMENS, M.A., Archivassessor, Marburg
KAISER, ERICH, Prof. Dr., St. Peter
KALCHTHALER, PETER, M.A., Freiburg
KÜNZEL, PETER, Freiburg
LEONARDI, MARCO, Dr., Catania (I)
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg
MANGEL, JOHANNES, Dr., Göttingen
MOHR, GÜNTHER, Dr., Bühl
MONTFORT, GÜNTHER, Pfaffenweiler
NEISEN, ROBERT, Dr., Freiburg
OHLER, NORBERT, Dr., Horben
REGNATH, R. JOHANNA, Dr., Freiburg/Tübingen
SCOTT, TOM, Prof. Dr., Langholm (GB)
SPECK, DIETER, Prof. Dr., Bad Krozingen
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal

Redaktionsausschuss: Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Prof. Dr. WOLFGANG HUG, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. BERTRAM JENISCH, FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. HANS SCHADEK, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. HANS-PETER WIDMANN

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ e.V.

Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de)

ISSN 1434-2766

Satz und Druck: schwarz auf weiss, Litho und Druck GmbH, 79104 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis 134. Band

Beiträge

	Seite
TOM SCOTT: Ein evangelisches Bekenntnis aus den frühen Reformationsjahren. Die Aussagen eines Freiburger Bürgers. Kommentar und Edition	7
GÜNTHER MONTFORT: Ein „Welscher“ im Freiburger Stadtre Regiment des 18. Jahrhunderts. Carl Franz Montfort (1686-1769)	31
ERICH KAISER: Invitiert <i>ad Bacchanalia</i> oder zu einem <i>Fasnachtkuchlein</i> . Klosterfastnacht in St. Peter und St. Märgen im 18. Jahrhundert	49
MICHAEL BÄRMANN: Johann Georg Binz (1748-1824) und die Seinen. Nachgetragenes zu einem „Wiener = Sonderling“	63
ROBERT NEISEN: Das Freiburger Kriegslazarettwesen im Ersten Weltkrieg	83
HEIKO HAUMANN: Eugen Selber (1895-1982). Handlungsspielräume eines Freiburger Gestapo beamten	109
PETER KÜNZEL: <i>Aber es war eine Verschleppungsaktion ...</i> Die Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt am 13. Februar 1945	137
NORBERT OHLER: Vertraut und nah: Elsässer und das Elsass, 1952-2014	161

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

Adel in Südwestdeutschland und Böhmen 1450-1850, hg. von RONALD G. ASCH, VÁCLAV BŮŽEK und VOLKER TRUGENBERGER (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 191), Stuttgart 2013. (DETLEF VOGEL)	183
KARLHEINZ DEISENROTH: Elsass – Land zwischen den Fronten. 1699-1870, 1914-1918, 1939-1945. Kriegsschauplätze in den Vogesen und am Oberrhein, Kehl 2014. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	184

Die Grenzen des Netzwerks 1200-1600, hg. von KERSTIN HITZBLECK und KLARA HÜBNER, Ostfildern 2014. (EVA-MARIA BUTZ).....	186
Menschen im Krieg 1914-1918 am Oberrhein / Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914-1918. Kolloquium zur gleichnamigen Ausstellung, hg. von JÖRN LEONHARD, KURT HOCHSTUHL und CHRISTOF STRAUSS, Stuttgart 2014. (KARLHEINZ DEISENROTH)	187
Militärische Schichten der Kulturlandschaft. Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur, hg. von WERNER KONOLD und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 81), Ostfildern 2014. (KARLHEINZ DEISENROTH)	189
<i>Orts- und personengeschichtliche Literatur</i>	
850 Jahre Zisterzienserkloster Tennenbach. Aspekte seiner Geschichte von der Gründung (1161) bis zur Säkularisation (1806), hg. von WERNER RÖSENER, HEINZ KRIEG und HANS-JÜRGEN GÜNTHER (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte LIX), Freiburg/München 2014. (BORIS BIGOTT)	190
THOMAS ADAM: Joß Fritz – das verborgene Feuer der Revolution. Bundschuhbewegung und Bauernkrieg am Oberrhein im frühen 16. Jahrhundert, 3., aktualisierte und ergänzte Auflage, Ubstadt-Weiher 2013. (MARCO LEONARDI).....	191
SARA CAPDEVILLE: Kaufleute – Abenteurer – Sammler. Die Brüder Carl Friedrich und Carl Wilhelm Rosset und die ethnographische Wissensproduktion in Freiburg, 1867-1895 (Schriften zur Ideen- und Wissenschaftsgeschichte 13), Hamburg 2014. (R. JOHANNA REGNATH)	192
Freiburger Münster. Kunstwerk und Baustelle, hg. von HANS W. HUBERT und PETER KALCHTHALER (Schriftenreihe Münsterbauverein 5), Freiburg/Berlin/Wien 2014. (CLEMENS JOOS)	193
ANSGAR FRENKEN: Das Konstanzer Konzil, Stuttgart 2014. (DIETER SPECK)	194
WOLFGANG M. GALL: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg, Karlsruhe 2013. (PETER KALCHTHALER)	195
ANDREAS HAASIS-BERNER: Der Gewerbekanal von Waldkirch. Zur Nutzung von Wasser und Wasserkraft in Mittelalter und Neuzeit, hg. vom Heimat- und Geschichtsverein Waldkirch e.V., Waldkirch 2014. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	196

Die Kartause St. Johannisberg in Freiburg im Breisgau. Historische und baugeschichtliche Untersuchungen, hg. von HEINZ KRIEG, FRANK LÖBBECKE und KATHARINA UNGERER-HEUCK (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 41), Freiburg 2014. (JOHANNES MANGEI)	196
GEORG KIRNBERGER: Die Meiger von Kürnberg. Gefolgsleute der Üsenberger, Emmendingen 2012. (MARCO LEONARDI)	198
Die Lebenserinnerungen des ersten badischen Staatspräsidenten Anton Geiß (1858-1944), bearb. von MARTIN FURTWÄNGLER (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 58), Stuttgart 2014. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	198
Migration in Freiburg im Breisgau. Ihre Geschichte von 1500 bis zur Gegenwart, hg. von ULRICH P. ECKER und NAUSIKAA SCHIRILLA unter Mitarbeit von CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL und HANS-PETER WIDMANN, Freiburg 2014. (GÜNTHER MOHR)	199
HEIKE MITTMANN: Freiburger Münster. Die Chorkapellen. Geschichte und Ausstattung (Schriftenreihe Münsterbauverein 4), Freiburg/Berlin 2014. (EUGEN HILLENBRAND)	200
DIRK SCHINDELBECK: „Das wirst du nicht los, das verfolgt dich ein Leben lang!“ Die Geschichte des Waisenhauses in Freiburg-Günterstal, Freiburg 2013. (URSULA HUGGLE)	201
CHRISTIAN STADELMAIER: Zwischen Gebet und Pflug. Das Grangienwesen des Zisterzienserklosters Tennenbach (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte LVIII), Freiburg/München 2014. (NORBERT OHLER)	202
Stolpersteine in Lahr. Ein Geschichtsprojekt mit Schülerinnen und Schülern der Klasse 10a der Friedrichschule in Lahr, Schuljahr 2013/2014, hg. vom Historischen Verein für Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land, Ubstadt-Weiher 2015. (FLORIAN HELLBERG)	202
Unterwegs in der Zeit der Karolinger. Der Adelhauser Tragaltar, hg. von EVA MARIA BREISIG für die Städtischen Museen Freiburg, Augustinermuseum, Freiburg/Berlin 2014. (NORBERT OHLER)	203

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Vereinschronik 2015

Vorstand, Ausschuss, Ehrenmitglieder	205
Veranstaltungen 2015	205
Kassenbericht 2014	207
Mitgliederwesen	208

Ein evangelisches Bekenntnis aus den frühen Reformationsjahren.

Die Aussagen eines Freiburger Bürgers

Kommentar und Edition*

Von
TOM SCOTT

Im Urkundenbestand des Stadtarchivs Freiburg befindet sich ein undatiertes broschiertes Doppelheft, das zeitlich wohl um das Jahr 1522 einzuordnen ist.¹ Es handelt sich dabei um die Niederschrift aus der Hand eines Freiburger Ratsschreibers von Rechtfertigungsaussagen eines nicht genannten evangelisch Gesinnten, der Anschuldigungen eines Münstergeistlichen zurückweisen will, er habe sich mehrmals öffentlich gegen dessen katholische Predigten geäußert. Die Beschaffenheit und das Äußere des Hefts geben indes mancherlei Rätsel auf. Seine Blätter sind beidseitig in Spalten (mit Ausnahme von Blatt 1) beschrieben, wie wir es etwa auch aus den Freiburger Ratsprotokollen kennen, freilich mit Streichungen, Einschüben und eingenähten Viertel- oder Halbblättern. Daraus ist zu schließen, dass es sich um schriftliche Eingaben des Angeklagten bei einem Verhör handelt, das sich über mehrere Termine bzw. Tage erstreckte; diese hat der Schreiber sodann im Protokoll wörtlich übernommen. Diese Vermutung wird dadurch erhärtet, dass die Antworten des Angeklagten recht detailliert ausfallen, mit zumeist getreu zitierten Belegstellen aus beiden Testamenten der heiligen Schrift sowie dem „Decretum Gratiani“, sowohl auf Deutsch als auch auf Latein, die mündlich kaum so hätten vorgetragen werden können. Es verwundert dennoch, dass der Schreiber einer katholisch gebliebenen Stadt dieses evangelische ‚Beweismaterial‘ in solcher Ausführlichkeit zu Papier gebracht hat, es sei denn, die Obrigkeit wollte sehr genaue Auskünfte über das Ausmaß der evangelischen Gesinnung in der Stadt und den Kenntnisgrad ihrer Anhänger gewinnen.² Noch befremdlicher ist die Tatsache, dass das Heft die Antworten auf zwei Beschwerdepunkte enthält, eine dritte jedoch nach zunächst niedergeschriebener, dann gestrichener Inhaltsangabe weglässt. Darauf wird zurückzukommen sein.

* Dieser Aufsatz ist dem Andenken an Prof. Dr. Dieter Mertens gewidmet.

¹ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), A1 XV Af α. Die Bleistiftdatierung am Fuß des ersten Blatts stammt wohl vom einstigen Stadtarchivar Peter P. Albert, dessen Transkribierung des Stücks sich in seinem im Archiv aufbewahrten Nachlass befindet. StadtAF, K1/1, 1911-1919, 64 m (2). Gegen diese Datierung sind keine prinzipiellen Bedenken anzubringen. Das Regest verfälscht freilich in zweifacher Hinsicht dessen Inhalt. Zum einen wurde das Datum „um 1522“ durchgestrichen und durch „Mitte des 16. Jahrhunderts“ ersetzt. Zum andern heißt es: „Ein ungenannter Münster-Prediger rechtfertigt sich gegen die Anklage, er habe in seiner Predigt vom letzten Sonntag nach Johannis d. T. das Evangelium vermengt und verdunkelt mit menschlichen leren“. Doch handelt es sich vielmehr um die Rechtfertigung eines unbekanntes ‚evangelisch‘ Gesinnten gegen die Vorwürfe des besagten Münstergeistlichen. Das Aktenstück ist – streng genommen – selbstverständlich keine Urkunde und wäre passender in die anderen Akten der frühen Reformation unter StadtAF, C1 Kirchensachen 143 einzuordnen.

² Über die religiöse Lage der Stadt in den frühen Reformationsjahren siehe zuletzt TOM SCOTT: *Why was there no Reformation in Freiburg im Breisgau?*, in: DERS.: *The Early Reformation in Germany Between Secular Impact and Radical Vision*, Farnham-Burlington, VT 2013, S. 143-181. Ferner: HORST BUSZELLO/DIETER MERTENS/TOM SCOTT: „Lutherey, Ketzerey, Uffrur“. Die Stadt zwischen Reformation, Bauernkrieg und katholischer Reform, in: *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*, Bd. 2: *Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft*, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1994, S. 13-68, hier S. 35-41.

Die Identität des Ratsschreibers kann nicht bestimmen werden, doch trifft man auf seine Handschrift in anderen amtlichen Dokumenten der Zeit durchaus. Sie zeichnet sich durch eine komprimierte Buchstabengröße und eine aufrechte Federführung aus. Von den in diesem Zeitraum in Freiburg namentlich nachweisbaren Händen ähnelt die Handschrift allenfalls der des Stefan Kissinger, der zwischen 1507 und 1537/38 als Kaufhausschreiber amtierte.³ Da ein solcher Schreiber sich mit religiösen Belangen kaum befasst haben dürfte, scheidet er wohl aus. Die Sprache des Schreibers ist das in dieser Zeit übliche Alemannische, wobei die deutschen Bibelzitate ebenfalls auf Alemannisch gebracht werden. Obwohl ein Textpassus die Markus-Stelle (Markus 16,15), wie sie Luther in seinem Neuen Testament Ende 1522 übersetzt hat, in alemannischer Mundart wörtlich wiedergibt, muss dies nicht heißen, dass der Text erst um die Jahreswende 1522 entstanden sein kann, denn andere Übersetzungen ins Deutsche, die Anklänge an diejenige Luthers aufweisen, waren längst im Umlauf.

Ogleich Peter P. Albert das Protokoll kannte, unterließ er es dennoch, dieses in seinem umfangreichen Aufsatz über „Die reformatorische Bewegung zu Freiburg bis zum Jahre 1525“ auszuwerten.⁴ Darin findet sich lediglich ein Hinweis auf den jungen Arzt und geborenen Freiburger Gregorius Frauenfeld, der am Allerheiligentag (1. November) 1522 eine Predigt des Magisters Georg Keck über die Heiligenverehrung kritisiert haben soll. Wegen ungebührlichen Benehmens wurde Frauenfeld daraufhin gefangen genommen und nur auf Fürbitte seiner Mutter und seiner Gattin wieder freigelassen.⁵ Ob Frauenfeld als Verfasser des Bekenntnisses in Frage kommt, wird unten zu erörtern sein.

Der erste Artikel (d.h. Anklagepunkt), für den sich der beschuldigte Bürger zu verantworten hatte, erwuchs aus seiner Behauptung, der Münsterprediger habe das Evangelium mit Menschenlehren „vermengt und verdunkelt“. In seiner Rechtfertigung beruft sich der Befragte auf die Kirchenväter, die der Priester falsch verstanden habe, namentlich Augustin und Hieronymus, die er nicht im Original, sondern aus dem „Decretum Gratiani“ zitierte.⁶ Ferner meint er festzustellen zu können, dass sich Kirchenkonzilien und Päpste widersprochen oder geirrt hätten. Dann geht er zur konkreten Kritik an einzelnen Punkten über, wobei er ausführlich aus dem Neuen Testament, aber auch aus dem Alten (Bücher Mose, Jesaja, Ezechiel, sogar Baruch aus den Apokryphen) Belege angibt. Insgesamt verwirft er im ersten Artikel vornehmlich die Anrufung der Heiligen, ja die Wirksamkeit eines fürsprechenden Religionsverständnisses überhaupt.

Im zweiten Artikel wendet sich der Angeklagte gegen die Werkgerechtigkeit. Er führt insbesondere die Aussagen des Apostels Paulus in seinen Episteln an die Galater und Römer an, die auf die allein durch Jesus Christus vermittelte Gnade verweisen, welche Luther zum Grundstock seiner Theologie gemacht hat. Beide Artikel sind vorwiegend auf Deutsch verfasst, doch werden die abgekürzten Passagen aus dem „Decretum Gratiani“ sowie gelegentlich Zitate aus dem Psalter, Jesaja, Lukas und Johannes auf Latein wiedergegeben.

³ Siehe die Schriftproben bei: Ulrich Zasius ‚Geschichtbuch‘ der Stadt Freiburg im Breisgau. Eine Sammlung exemplarischer Einzelfälle zur städtischen Politik, Rechts- und Verwaltungspraxis im Spätmittelalter, hg. von HANS SCHADEK, Bd. 1: Text, bearb. von HANS SCHADEK unter Mitwirkung von MICHAEL AUMÜLLER (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 40/1), Freiburg 2012, S. 225-247, hier S. 246.

⁴ PETER P. ALBERT: Die reformatorische Bewegung zu Freiburg bis zum Jahre 1525, in: Freiburger Diözesan-Archiv 46 (1919), S. 1-80.

⁵ Ebd., S. 41-42. Den Fundort dieser Aussage gibt Albert nicht an. Es handelt sich indes um StadtAF, A1 XV Aa 1522 November 14, Urfehde des Gregorius Frauenfeld.

⁶ Eine Ausnahme bildet die Randglosse, die Hieronymus' Brief an Papst Damasus I. über den ungebührlichen Gebrauch von Aristoteles' Argumenten zitiert.

Den verstümmelten dritten Artikel vermochte Albert nicht zu entziffern, da die drei Zeilen durch eine kräftige Streichung unleserlich gemacht wurden (Abb. 1). Dank moderner Techniken der Durch- und Streiflichtbestrahlung lassen sich die Zeilen in der Vergrößerung auf dem Bildschirm jedoch auflösen.⁷ Sie lauten: *Daß er vormals wider die ler der priester gepredigett hett, die er verworffen als böß.* Aussagekräftig ist dieser Passus nun gerade nicht: Er gibt den Argumentationsansatz des befragten Bürgers schlagwortartig wieder. Sollte der Artikel gestrichen worden sein, weil es sich um eine bloße Beteuerung bzw. Wiederholung des bereits Dargelegten handelt? Oder ist er vielmehr als Zeichen dafür zu werten, dass das Verhör abgebrochen wurde?

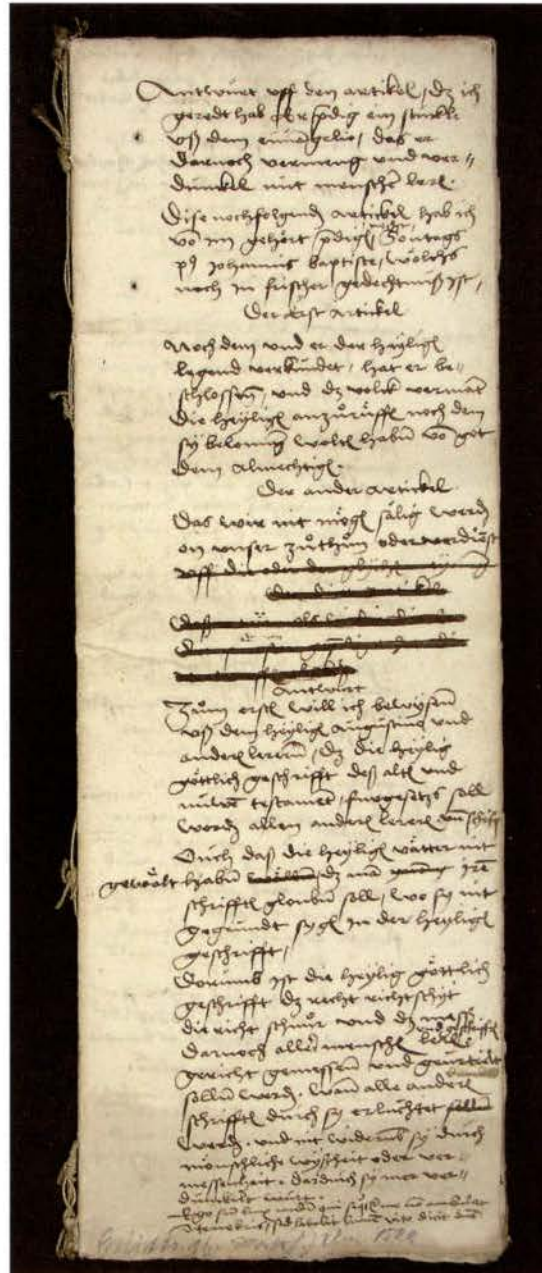


Abb. 1
Titelseite des Bekenntnisses. In der Mitte sind die drei durchgestrichenen Zeilen des dritten Artikels zu sehen (StadtAF, A1 XV Af α; Foto: Christine Gutzmer).

⁷ Für technische Hilfe seien Frau Christine Gutzmer und Dr. Hans-Peter Widmann vom Stadtarchiv Freiburg herzlich gedankt. An der Entzifferung haben Dr. Hans Schadek und Dr. Ulrich P. Ecker dankenswerterweise mitgewirkt.

Somit gelangen wir zur Verfasserfrage. Der einzige Anhaltspunkt im Text ist der Hinweis, dass der Beschuldigte die beanstandete Predigt am Sonntag nach Johannis Baptiste gehört hat – am 29. Juni, wenn das Jahr 1522 zutrifft. Obwohl wir es wohl mit einem theologisch oder juristisch mehr als nur rudimentär Gebildeten zu tun haben, kann es sich trotzdem nicht um den Hebraisten und Gräzisten Johannes Lonitzer handeln, auch wenn dieser sich mit einem Franziskanermönch, der im Münster predigte, angelegt und einen Anschlag an das Kirchentor geheftet hat. Lonitzer verbrachte nämlich keinen Sommer in der Stadt.⁸

Am Münster gab es mehrere reformgesinnte Priester, darunter Diebold Kempf, Johann Dankwart, Johann Heinrich Sigelmann und Ludwig Öler. Letzterer wurde 1524 gezwungen, die Stadt zu verlassen und entfloh nach Straßburg, von wo aus er eine Schmähschrift gegen den Freiburger Rat veröffentlichte.⁹ Keiner dieser Geistlichen ist jedoch mit unserem Text unmittelbar in Verbindung zu bringen.

Bei Frauenfeld begeben wir uns dagegen auf fruchtbareres Terrain. In seiner am 14. November 1522 geschworenen Urfehde gab der junge Arzt zu, er habe die Predigten des Magisters Georg Keck in der „Pfarrkirche“ (d.h. dem Münster) über die Heiligenverehrung öffentlich kritisiert und verworfen. Eine Analyse der Urfehde wird allerdings dadurch erschwert, dass sie mehrere Brandlöcher aufweist – ausgerechnet bei den triftigen Passagen (Abb. 2). Die Behauptung im durchgestrichenen dritten Textartikel, der Beschuldigte habe öffentlich gegen (Münster-)Priester „gepredigt“, darf nicht so ausgelegt werden, als handle es sich bei ihm um einen Geistlichen: Vielmehr will damit nur gesagt werden, dass er vor die Öffentlichkeit getreten ist¹⁰ – die Passage spricht also nicht gegen Frauenfeld. Zwischen unserem Text und Frauenfelds Urfehde klaffen allerdings mehr als fünf Monate: Erinnerung sei daran, dass der Text von kritischen Äußerungen um Mittsommer spricht, die *noch in frischer gedechtnuß* seien. Ist es glaubhaft, dass der Rat, der auf die geringste Regung von evangelischer Gesinnung in Freiburg scharf und konsequent reagierte, fünf Monate hat verstreichen lassen, ehe er Frauenfeld in Gewahrsam nahm? In der Urfehde werden lediglich dessen Ausfälle am Allerheiligentag erwähnt. Von tiefgreifenden Verhören, die der Rat veranlasst haben mag, wird ebenfalls kein Wort geredet.

Es mag zudem befremden, dass sich ein junger Arzt – dank seines akademischen Grades als Magister Artium immerhin des Lateins kundig – derart ausführliche Kenntnisse der Bibel und der Kirchenväter hat aneignen können. Er vermochte sowohl aus der „Vulgata“ als auch aus den neusten deutschen Übersetzungen ausführlich zu zitieren: Die gelegentlichen Askriptionsfehler mögen genau so gut auf das Konto des Ratsschreibers als auf das des evangelisch gesinnten Bürgers gehen. Mit den Kirchenvätern sieht es dagegen heikler aus, da Frauenfeld kein promovierter Theologe war. Doch hat unser Bürger die Kirchenväter nicht im Original, sondern vielmehr nach der im „Decretum Gratiani“ befindlichen Zusammenstellung zitiert. Das „Decretum Gratiani“ mag für gewöhnliche Studenten als Einstieg in die Schriften der Kirchenväter auf ‚Absolventen-Niveau‘ gegolten haben; außerdem war es seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert im Druck weit verbreitet.¹¹ Damit wären wir von der Verpflichtung be-

⁸ WINFRIED HAGENMAIER: Das Verhältnis der Universität Freiburg i. Br. zur Reformation. Untersuchungen über das Verhalten der Universität und die Einstellung einzelner Professoren und Studenten gegenüber der reformatorischen Bewegung in den Jahren 1517-1530, Diss., Freiburg 1968, S. 20f.; ALBERT (wie Anm. 4), S. 37.

⁹ HAGENMAIER (wie Anm. 8), S. 25; ALBERT (wie Anm. 4), S. 50 und 52f.; StadtAF, B5 XI Nr. 12, Bl. 199r-200r.

¹⁰ Die Urfehde spricht nur von öffentlichen Aussagen; vgl. ALBERT (wie Anm. 4), S. 42.

¹¹ Ich verdanke diesen Hinweis meinem Cambridger Kollegen Magnus Ryan. Für die Klärung der Decretum-Zitate bin ich †Prof. Dr. Dieter Mertens zu verbindlichem Dank verpflichtet.



Abb. 2 Urfehde des Freiburger Arztes Gregorius Frauenfeld vom 14. November 1522. Deutlich sind die Brandlöcher zu erkennen (StadtAF, A1 XV Aa 1522 November 14; Foto: Christine Gutzmer).

freit, Frauenfeld einen unwahrscheinlich hohen Kenntnisgrad der Kirchenväter bescheinigen zu müssen.

Auf Fürbitte seiner Mutter und seiner Ehefrau, so heißt es in der Urfehde, sei Frauenfeld wieder auf freien Fuß gestellt, zu den üblichen Bedingungen eines solchen Rechtsverfahrens, nämlich Unterlassung von künftigen Verunglimpfungen des altgläubigen Klerus und Verzicht auf jedwede Rechtsansprüche gegen Rat und vorderösterreichische Regierung. Gleichwohl will mir die durchaus milde Behandlung Frauenfelds suspekt erscheinen. Eine Fürbitte von Mutter und Ehefrau hätte gewöhnlich nicht dazu ausgereicht, Frauenfeld vor einer weitaus strengeren Behandlung zu bewahren, zumindest die Verbannung aus der Stadt wäre verhängt worden. Ob er von mächtigen Personen in Schutz genommen wurde? Wir können allenfalls auf den Schluss der Urfehde hinweisen, wo Frauenfeld sein Eingeständnis durch Anton von Kippenheim mitbesiegeln lässt. Wer war nun dieser Kippenheim? Die Familie von Kippenheim war seit langem in Freiburg ansässig und hat im ausgehenden 15. Jahrhundert mehrmals städtische Ämter bekleidet. Anton, der jüngste Sohn von Konrad von Kippenheim, der 1477 Bürgermeister war, erwarb 1507 in Freiburg das Bürgerrecht und wurde 1523 in den Rat gewählt.¹² Seine Bereitschaft, Frauenfelds Urfehde mitzubesiegeln, hat zweifelsohne geholfen, den jungen Arzt vor einer empfindlicheren Bestrafung zu bewahren.

¹² Oberbadisches Geschlechterbuch, hg. von JULIUS KINDLER VON KNOBLOCH, Bd. 2, Heidelberg 1905, S. 287.

Dennoch legen der offenbar unvollständige Text und dessen ohnehin zettelhafte Überlieferung nahe, dass das Verhör vorzeitig abgebrochen wurde, was sich bei einem für den altgläubigen Rat so brisanten Inhalt wohl nur durch eindringliche Fürbitten erklären lässt. Somit kann kein zwingender Beweis erbracht werden, der Verfasser des Texts sei in der Tat Gregorius Frauenfeld¹³ gewesen; seine Autorschaft gewinnt indes eine hohe Plausibilität. Unbekannt muss leider bleiben, inwieweit der Verfasser seine Ansichten mit Gleichgesinnten erörtert haben mag. Aus der Reaktion des Rats wäre zu schließen, dass er als junger unerfahrener Einzelgänger und Eiferer behandelt wurde. Über Mutmaßungen, dass er seine Ansichten mit theologisch bewanderteren Studiengenossen diskutiert haben mag, kommen wir nicht hinaus. Dass gelehrtes reformatorisches Gedankengut bereits 1522 in Freiburg außerhalb der Universität kursierte, ist immerhin ein Befund, der bislang in der Forschung übersehen wurde. Am Gesamtbild einer dem alten Glauben aus sozialer und politischer Hinsicht treu gebliebenen Stadt vermag er freilich nichts zu ändern.

Anhang

Stadtarchiv Freiburg im Breisgau, A1 XV Af α (Münster), o.D. (um 1522)

Broschiertes Doppelheft, 30,5 x 11 cm, in Spalten geschrieben.
Handschrift eines Freiburger Ratsschreibers

[Heft 1]

[Bl. 1r rechte Spalte]

Antwort vff den artikel, dz ich
geredt hab, Er predig ein stuckle
vß dem euangelio, das er
darnach vermeng vnd ver-
dunckel mit menschen leren.

Dise nochfolgenden artickel hab ich
von im gehört predigen^{nechst} Sontags
post Johannis baptiste, wölchs
noch in frischer gedechtnuß ist.

Der erst artickel
Noch dem vnd er der heyligen
legend verkundet, hat er be-
schlossen vnd dz volck vermant,
die heyligen anzuruffen, noch dem
sy belonung wolten haben von got
dem almechtigen.

¹³ Zwischen 1522 und 1541 ist Gregorius Frauenfeld, Meister der freien Künste, als Mitglied der Schneiderzunft nachgewiesen. In den Gewerftlisten von 1535/36 ist er mit dem Dokortitel eingetragen. 1541/42 verstorben, seine Witwe 1543 wird dort erwähnt. StadtAF, E1 A Ila 1 Nr. 18-28 (1522-1540, Schneiderzunft) und Nr. 29ff. Freundliche Mitteilung von Frau Rosemarie Merkel.

Der ander artickel
Das wir nit mögen sãlig werden
on vnser zũthũn oder verdienst
vff die oder derglychen meýnung

Der dritt artickel
Das er vormals wider die ler
der priester gepredigett hett, die er
verworffen als böß

Antwort

Zũm ersten will ich bewýsen
vß dem heýligen augustino vnd
anderen lernern, dz die heýlig
göttlich geschriffte deß alten vnd
núwen testament furgesetzt soll
werden allen anderen lernern vnd sch[r]iften.
Ouch daß die heýligen vätter nit
gewölt haben ~~wollen~~, dz man ~~yemant~~ iren
schrifften glouben soll, wo sy nit
gegrúndt sygen in der heyligen
geschriffte.

Darumb ist die heýlig göttlich
geschriffte dz recht richtschyt,
die richt schnúr vnd dz masß,
darnoch allen menschen lern ^{vnd geschrifften}
gericht, gemessen vnd geúrteilt
sollen werden. Wann alle anderen ^{denck}
schrifften durch sy erlúchtet ~~sollen~~
werden vnd nit widerumb sý durch
mõnschliche wýßheit oder ver-
messenheit, dadúrch sý mer ver-
dúnckelt würt.

*Ego sum lux mundi. Qui sequitur me non ambulat
in tenebris, sed habebit lumen vite. Dicit dominus.*

[Jacobus de Vorgraine
„Legenda Aurea“]

[Johannes 8,12]

[Bl. 1v linke Spalte]

*Dirige gressus meos secundum eloquium tuum, etc.
Augustinus in prologo libro
iii de trinitate ... habetur
Ibidem c. Noli meis*

Dú solt mýne schrifften nit also
lesen, dz du sy der rechten heýligen
geschriffte glých wóllest achten. Wo
dú sy aber grúndet findest, dz
dú vor nit gloubtest, soltú
gwißlich (glouben oder) halten.

*Idem ad Hiero[nimum] epistola viii,
etc. habetur. ibidem c. Ego
Alios autem* Die anderen lýß ich

[Psalm 119,133]
[Decretum Gratiani, Dis-
tinctio IX, c. III]¹

[Decretum Gratiani, Dis-
tinctio IX, c. V]²

also, sÿ sygent wie heylig oder
gelert sÿ wöllen, dz ich in nit
dorumb gloub, drumb dz sÿ also
geschriben haben oder gehalten haben,
sondern wo sy mirs beweren mit
gnügsamer bewÿsung der heyligen
geschriff, dz sÿ nit geirt haben.

*Augustinus libro de unico
baptismo, etc. habetur. dist. ix
c. Quis nesciat.*

[Decretum Gratiani, Dis-
tinctio IX, c. VIII]³

Wer wolt nit wissen, dz die heÿlig
göttlich geschriff des alten vnd
núwen testaments, so fur
gewisß gehalten soll werden,
dz sÿ aller anderen bischoffen
schriffen furgesetzt werd,
also dz gantz niemant zwÿfflt
oder stryten mög, ob es wor
oder recht syg, wz dorin
geschriben stodt.

*Aug[ustinus] ad vincentium victorem,
etc. habetur. Ibidem c. negare*

[Decretum Gratiani, Dis-
tinctio IX, c. IV]⁴

Ich kan vnd mag nit leugnen,
dz vil in mÿnen grossen vnd
kleÿnen büchern geschriben ist,
dz mit rechten vrteil vnd on
freüel gescholten mag werden.

*Gregorius super Ezechielem
libro vi*

[am Rande: *Hiero[nymus] ad
damasum papam
de scripturis dispu-
tantem non decet arestotelis
argumenta / conquirere*]⁵

Wz in der heÿligen geschriff
nit grúndet ist, dz wurt als
lichtlich veracht, als es bewert
wurt.

Marci xvi ultimo

[Markus 16,15]⁶

Gond hin in die gantze welt
vnd predige dz Eúangelium[!]
allen creatüren; spricht nit

menschen leren. Wer gloubt vnd
geteufft würt, der würt sálig.
Wer aber nit gloubt, der würt
verdampft.

Dirig

[Bl. 1v rechte Spalte]

*Lucerna pedibus meis verbum tuum et lumen
semitis meis*

[vgl. Psalm 118,105]

Johannis vi ex Esaia

[Johannes 6,45; Jesaja
54,13]

Sÿ werden alle von gott gelert.

Mathei xvi

Worumb ubertretten ir gottes gebot
vmb úwer vffsetzes willen, aber
vergeblich dienen sÿ mir, dwil
sÿ leren sölliche ler, die nichts
dann mōnschlichen gebott sind.

[recte: Matthäus 15,3]

Johannis 18

Ich bin der weg, die worheit
vnd dz leben. Niemand kompt zúm vatter
wann durch mich.

[recte: Johannes 14,6]

Johannis x

Worlich, worlich, ich sag úch: ich
bin die thúr zú den schaffen;
so ÿemant durch mich ÿngodt,
der wúrt sálig werden vnd
wúrt ÿn vnd vßgon vnd
wúrt weÿd finden, etc. *Idem eodem.*
Worlich, worlich sag ich úch:
Wer nit zúr thúr hÿnÿn
godt im schaffstall, sondern
stÿgt anderswo hÿnÿn, der
ist ein dieb vnd ein mōrder.
Der aber zúr thúr hÿnÿn godt,
der ist ein hirt der schaf.

[Johannes 10,7,9,1f.]

Lúce xvii

Daß rÿch gottes kompt nit mit
vsserlichen geperden. Man wirt
ouch nit sagen, syhe hie oder do
ist es, dann sehet dz rÿch
gottes ist inwendig in úch.

[Lukas 17,20f.]

Mathei xv

Alle pflanzung, die mÿn
hymmlischer vatter nit
gepflantzt hat, wúrt vßgerút.

[Matthäus 15,13]

Mathei x

Wz ir hōren im finsternuß, dz
reden im liecht, vnd wz ir
hōren in dz or, dz predigen
vff den dechern. *Idem eodem.*
Wer mich bekennt vor den
mōnschen, den will ich bekennen
vor mynem vatter im hymmel, vnd
wer mÿn verleugnet vor den
mōnschen, deß will ich mich ouch
verleugnen vor mynem vatter im hymmel.

[Matthäus 10,27,32f.]

[Bl. 2r linke Spalte]

Mathei xxiii

Ir sollent úch nit rabbi nennen los-
sen, den eýner ist úwer mey-
ster Christus, ir aber sind alle brü-
der, vnd solt nieman vatter
heýssen vff erden, dann eýner
ist uwer vatter, der im hymmel
ist, vnd ir solt úch nit lossen
meýster nennen, denn eýner ist
úwer meýster Christus.

Es hilfft nit, dz man sagen will,
die vätter sagen anders: man
múß Christum hören, wóllicher
allein ist zúm doctor gemacht
vom hymelschen vatter vff
dem berg Thabor, do er
sprach, Mathei am xvii:
Diß ist mýn lieber sun, an
dem ich ein wolgefallen hab.
den sollendt ir hören.

Gott verbut sýn wort
nit felschen, mýndern oder
meren.

Deuteronomy am 4.

Ir solt nichts dartzú thún, dz
ich úch gebút, vnd solt ouch
nutzs darúon thún, vff dz ir
behalten die gebot got des herrn,
úwers gotzs.

Deut. xii

Alles, dz ich úch gebút, dz solt
ir halten, dz ir darnoch thút,
ir solt nit dartzú noch darúon thún.

Esaiæ xxx

Das ist der weg. Wanderent
in dem vnd wendent úch nit
weder zur rechten noch zur
lincken.

Mathei 5

Ir solt nit wenen, dz ich
kommen bin dz gesatzs oder
die propheten vffzúlösen, sonder
zú erfüllen, denn ich sag úch
worlich, bitzs dz hymmel vnd
erden zergodt, wúrt nit zergon

[Matthäus 23,8-10]

[eingenähtes Viertelblatt]

[Matthäus 17,5]

[5. Buch Mose 4,2]

[am Rande: du solt nit thún, dz
dich recht dunckt]

[*recte*: 5. Buch Mose 13,1]

[Jesaja 30,21]

[Fingerzeig]

[Matthäus 5,17f.]

der kleinst büchstab noch ein
titel vom gesetzes, bitzs dz
alles geschehe.

i Johannis v

Sölchs hab ich úch geschriben, die
ir gloúbt an den namen des
suns gottes, vff dz ir wisset,
dz ir dz ewig leben hapt vnd dz
ir gloúbt an den namen des suns
gottes. Vnd dz ist die freydikeit,
die wir haben zú im, dz so wir
etwz bitten nach synen willen, so
hõret er vns, vnd so wir wissen,
dz er vns hõret, wz wir bitten,
so wissen wir, dz wir die bitt haben,
die wir von im gebetten haben

[auf Bl. 2r rechte Spalte unten
einzufügen]
[1 Johannes 5,13-15]

[Bl. 2r rechte Spalte]

Wann er sprechen wolt, die concilia
oder vätter erklären vnd die
geschrift.

Antwort. Nützs ist in den
finstern schrifftten, dz nit ouch
in cloren geschriffen gezeigt sý
find. Ouch ist kein erclären
der geschriff gewisß, dann
wólche durch andere clore
geschrift geschicht, vnd sölche
gewisse zúsamten haltung der
geschriftten leret allein der
geist Christi. Ist ouch geschehen,
dz ein bapst fur kätzerý geúrteilt
hat, dz ein anderer nochkommen
der fur christlich vßgeschriben hat
vnd widerumb ouch ein concilium
als böß verworffen ein ding,
dz ein anders concilium für gút
beschlossen. Dorumb dz die vätter
nit geirrt haben, kan nie-
mants widersprechen. Deßhalben
es ein hõhere bewýsung muß
haben, wz den glouben betrifft,
wan der gloub muß gewisß sin.

**Antwort uff den ersten
Artickel.**

Sag ich also, das Christus Jesus
vnser helffer allein syg vnd
vnser got, mittler vnd fur-
bitter gegen syenen hymmelschen
vatter.

[Text hier einfügen]

Ouch verbút vns got, dz wir kein
creatúr anbetten sollen oder hilff
oder hoffnung von in zú begeren
oder súchen, ouch kein bildnuß
zú machen von keym metall,
die zú eren, besonder in allein
anbetten vnd eren.

[2. Buch Mose 20,4]

Exodi xx

Vnd der herr redt alle dise
wort: ich bin der herr din got.

[2. Buch Mose 20,2]

Wz ir den vatter bitten werden
in mynem namen, wúrt er úch geben,

[Bl. 2v linke Spalte]

der dich vß Egýpten land, vß dem
dienst huß gefurt hab. Dú
solt kein ander gótt neben
mir haben; du solt dir kein
bildnuß noch ýergent ein glých-
nuß machen wider deß das
oben im hymmel noch deß
dz vnder vff erden oder deß
dz im wasser vnder der erden ist.
Bet sy nit an vnd diene
yn nicht, denn ich der herr
din got bin ein starcker
ýfferer, der do heymsúcht
der vatter mißtat an den
kindern bitzs in dz drit vnd
vierd glid, die mich hassen,
vnd thú barmhertzikeit an
vil túsent, die mich liebhaben
vnd myne gebott halten.

[2. Buch Mose 20,2-6]

Esaias xliii

[Jesaja 43,11]

Ich bin, ich bin der herr vnd
ist kein anderer sãligmacher
dann ich.

Idem eodem c

Ich bin, ich bin der din boßheit
vßdilgt vmb mÿnetwillen
vnd würt diner sünd nymer
gedencken.

Vnd in vilen psalmen

Invoca Ruff mich an in dem
tag diner trübsãlikeit, will
ich ~~dich~~ dir heruß helffen, vnd dú
würst mich eren.

[vgl. Psalm 91,15]

Jeremias 33

Ruff zú mir vnd ich würd dich
erhören.

[Jeremia 33,3]

Idem c. 29

Wann ir mich vß gantzen úwern
hertzen sũchen werden, so würd ich
von úch finden, spricht der herr.

[Jeremia 29,13]

Osee

O Israel, in dir ist nichts dann
din verderben, allein aber in
mir stodt din hilff.

[Hosea 13,9]

[am Rande: Baruch vi [6,6]:
dich muß man anbetten,/ herr]

Paulus ad Ro. x

Es ist allerzemol ein herr, rÿch
úber alle, die in anruffen,

[Römer 10,12]

[Bl. 2v rechte Spalte]

denn wer den namen deß herrn
würdt anruffen, soll sãlig werden.

Johannis i

Wie vil in vffnamen, den gab
er macht, gottes kinder zú
werden, denen, die do an synen
namen glouben.

[Johannes 1,12]

Johannis xvii

Vatter, die stund ist hie, dz dú
dÿnen sún verclerest, vff dz
dich din sún ouch verclere,
glych wie du im hast macht
geben úber alles fleysch, vff
dz er dz ewig leben geb allen
den, die du im geben hast. Dz
ist aber dz ewig leben, dz
sÿ dich, dz dú allein worer
got bist vnd den dú gesant
hast Jesum Christum, erkennen.

[Johannes 17,1-3]

Johannis 4

Mathei 4

Dú solt anbetten got dinem
herrn vnd im allein dienen.

[Matthäus 4,10]

Deut vi

Epistola Johannis i c

Dz blüt Christi Jesú Christi macht
vns rein von aller sünd.

[Fingerzeig]

[5. Buch Mose 6]

[1 Johannes 1,7]

Idem ii c

Mÿn kindle, solchs schrib ich,
vff dz ir nit sündigen, vnd
ob yemans sündiget, so haben
wir eÿnen fürsprecher by got
Jesum Christ[um], der gerecht ist
vnd der selb ist die versü-
nung fur vnser sünd, nit
allein aber fur die vnser
sonder ouch fur die gantzen
welt.

[1 Johannes 2,1f.]

[Fingerzeig]

Mathei xi

Komment her zú mir alle, die
arbeiten vnd beschwert sind.
Ich will úch ergetzen oder erquicken.

[Matthäus 11,28]

Johannis vii

Wen do durstet, der komm zú
mir vnd trinck.

[Johannes 7,37]

[Bl. 3r linke Spalte]

Johannis xi

Ich bin dz leben vnd vffersteung.
Wer gloúbt an mich, der lebt
ewigklich.

[Johannes 11,25]

Johannis xiiii

Ich bin der weg, die worheit vnd
dz leben. Niemand kompt zúm
vatter wann durch mich.

[Johannes 14,6]

i ad Thimo ii c

Er aber vnser herr Jesus Christus
vnd gott der vatter, der vns
hat geliebt vnd geben ein
ewigen trost vnd ein gütte
hoffnung durch gnad, der
erman úwere hertzen vnd
sterck úch in allerley ler vnd
gúttten wercken.

[Fingerzeig]

[recte: 2 Thessalonicher
2,16]

[Fingerzeig]

Zúgniß, das sanct Paulus
ein worer apostell syg
von got vnd synem sún

Jesu Christo erwelt.

Ad Romanos xv

[Römer 15,15f.]

Ich hab aber úch ein wenig
thúrstig geschriben. Lieben brúder,
úch zú erinnern vmb der
gnad willen, die mir geben ist
von got, dz ich soll sÿn ein diener
Christi vnder der heÿden zú opffe-
ren dz Eúuangelium[!] gottes, vff
dz die heÿden ein offer werden,
got angemem, geheÿliget durch
den heyligen geyst, etc.

[Fingerzeig]

ad Thimo i

[1 Timotheus 1,1]

Paulus, ein apostel Jesú Christi,
noch dem befelch gottes vnsers
heÿlands vnd des herrn Jesu
Christ, der vnser hoffnung ist.

ii Petri iii

[*recte*: 2 Petrus 3,1f.]

Diß ist die ander epistel, die ich
úch schryb, ir lieben, in wólcher ich
erweck vnd erinnere úwere
lúteren synen, das ir gedenckt
an die wort, die úch zúuor
gesagt sind von den heyligen
propheten vnd an vnser gebott, die
wir sind aposteln des herrn vnd
heylands.

[Heft 2]

[Bl. 3r rechte Spalte]

i ad Thimo 4

[1 Timotheus 4,16]

Hab acht vff dich selbs vnd
vff die ler, beharre in disen
stúcken, den wo dú söllichs
thúst, wúrst dich selbs sálig
machen und die dich hören.

i Johannis i

[1 Johannes 1,3]

Was wir gesehen vnd gehört
haben, dz verkúndigen wir úch.

i Johannis v

[1 Johannes 5,9]

So wir der mōnschen zúgniß
annemen, gottes zúgniß ist grosser.

Der ander artickel

Antwúrt, der glóubt **macht**, der
von got geben wúrt ^{dúrch Christum}, der macht
allein rechtfertig vnd sálig.

i Johannis i

Wir sind alle sündler; so wir sagen, wir haben nit gesundiget, so machen wir in zûm lûgner vnd syn wort ist nit in vns.

Psalm

Omnes inûtiles facti sumus; non est qui faciat bonum

Esaie lxiii

Sumus immundi et facti sumus vt omnes nos sumus et tamquam

pannus menstruate vniuerse iusticie nostre

So ir alles thûn werden, dz ûch gebotten ist, sollend ir darnocht sagen, wir ir seyen vnútze knecht. Wo blÿben dann die verdienst vnd vnser zû thûn, dwil nût gûtzs in vns ist, weder wz got durch den glouben vß vns wurckt.

Ecce enim in iniquitatibus conceptus sum et in peccatis concepit me mater mea.

Paulus ad Ro. iii

Do ist nicht der rechtfertig sÿg, ouch nit eÿner; do ist nicht der verständig syg; do ist nicht der noch got frog: sÿ sind alle abgewichen vnd allesampt vntúchtig worden. Do ist nicht der gûtzs thû, ouch nit eÿner, etc. Sprechen etlich ^{durch vß}, so leßt vns úbel thûn, vff dz gûtzs doruß komm. wólcher verdanniß ist gantzs recht, etc.

[1 Johannes 1,10]

[vgl. Psalm 53,4]

[Jesaja 64,6]

[am Rande: wir sind/ alle vnrein,/ nach dem/ alten menschen/ vnd alten/ Adam./ Aber werden/ vnd sind wir/ darumb rein/ durch den/ glouben an/ Christum, durch/ die ander/ geburt/ durch den/ geyst im/ glouben.]

[Psalm 51,5]

[Römer 3,10-12]

[Bl. 3v linke Spalte]

Idem eodem

Kein fleisch mag vor im rechtfertig sÿn durch deß gesetzes werck, dann durch dz gesetzes kompt nit erkantnúß der sund.

Idem eodem

Nûn aber ist on zûthûn deß gesetzes die gerechtikeit, die vor got gilt, offenbart, bezúgt durch dz gesetzes vnd die propheten. Ich sag aber von sölcher gerechtikeit vor got, die do

[Römer 3,20]

kompt durch den glouben
an Jesum Christ zů allen vnd
vff alle, die do glouben.

Den es ist hie kein vnderscheid:
sÿ sind alle zemol sunder
vnd manglen deß prÿß, den
got an in haben solt, vnd
werden on verdienst gerecht-
fertiget vß syner gnad
durch die erlösung, so durch Christum
geschehen ist, wölchen got hat
furgestellt zů eÿm gnadstul
durch den glouben in sÿnem
blüt, domitt er die gerecht-
keit, die vor im gilt, bewyse
in dem, dz er vergibt die
sund, die zůuor sind geschehen
vnder göttlicher gedult, die
er trüg, dz er zů disen zÿten
bewÿsete die gerechtikeit, die
vor im gilt, vff dz er allein
gerecht sÿg vnd rechtfertige
den, der do ist deß gloubens
an Jesu.

Hie mag man wol mercken vß
disem text, dz alles súnd ist,
wz nit durch das blüt Christi
erlösst, im glouben gerechtfer-
tigt wurt, dann hie ligt dar-
nider aller werck, verdienst
vnd rúm, wie er selb hie sagt
vnd blipt allein lúter gottes
gnad vnd er. Folgt im text ...

[Römer 3,23-26]

[eingenähtes Halbblatt]

[Galater 3,8f.]

Paulus ad galathas iii

Die geschriff hats aber zůuor ersehen,
dz got die heyden durch den glouben
rechtfertiget, dorumb verkundiget
sy dem Abraham: in dynem same
sollen alle heyden gebenedyet werden.
Also werden nun die, do sind
vom glouben, gebenedyet mit
dem glóubigen Abraham. Den
alle, die mit des gesetzts
wercken vmbgond, die sind
vnder vermaledÿung, dann es
stodt geschriben, vermaledyet

[Galater 3,10-12]

sÿ yederman, der nicht blÿpt
in allem dem, dz geschriben ist in
disem bÿch deß gesetzs, dz ers thÿ,
dwill dann durch gesetzs nie-
mant rechtfertig wurt vor got.
So ists offennbar, dz der gerecht
leben wurt durch den glouben,
etc.

Idem eodem

[Galater 3,21f.]

Wenn aber ein gesetzs geben
wer, dz do kundt lebendig
machen, so kãm die gerechti-
keit worhafftig von dem gesetzs;
aber die geschrift hats alles
beschlossen vnd die sÿnd,
vff dz die wÿssagung kãm
verheÿssung kãme durch den
glouben an Jesum Christum gegeben
denen, di do glouben, etc.

[Bl. 3v rechte Spalte]

ad Ro. iii

[Römer 3,27]

Wo ist denn nÿn din rÿm?
Er ist vßgeschlossen. Durch
wÿlchs gesetzs? ~~Durch deß gli~~
der werck gesetzs? Nit also,
sonder durch deß gloubens
gesetzs.

Paulus ad Ro. iii

[Römer 3,28-31]

So halten wirs nÿn, dz der
mensch rechtfertiget
werd on zÿthÿn der werck
deß gesetzs, allein durch den
glouben. Oder ist got allein
der Juden got? Ist er nit ouch
der heÿden got? Jo frÿlich ouch
der heÿden got, sinttemol er
ist ein got, der do recht
fertiget die beschnidung vß
dem glouben vnd die vorhÿt
durch den glouben. Wie? Haben
wir dann dz gesetzs vff durch
den glouben? Dz syg verrer von
vns, sonder wir richten dz
gesetzs vff.

Doruß man nÿmpt, dz der

gloub erfult alle gesetzs.
Die werckheÿligen kein titel
des gesetzs.

Paulus ad Ro. 4

[Römer 4,3]

Abraham hat ^{got} gegloubt, vnd
dz ist im zur gerechtikeit
gerechnet, etc. durch vß.

Iúst[ificatio] ex fide venit.

Paulus ad Ro. 5

[Römer 5,1f.]

Durch vß. *vbi loquitur de
operibus fidei et fructibus eius, etc.*

Item legat Paulum ad Ro. durch
vß, etc. *Paulus ad galathas iii*
Christus hat vns erlößt von der
vermaledeÿung deß gesatzs, etc.
durch vß.

[Galater 3,13]

Ad gala. ii

[Galater 2,21]

Ich wurff nit hinweg die
gnad gottes, dann so durchs
gesetzs gerechtikeit kompt.
So ist Christus vergeblich gestorben,
etc. durch vß. *ad Ro. viii*
Wölcher den geist Christi nit hat,
der ist nit syn.

[Römer 8,9]

[Bl. 4r linke Spalte; Abb. 3]

Psalm xxx

[Psalm 30,2]

*In te domine speravi non confundar;
in eternum in iusticia tua
(non mea, dicit) libera me.*

Johannis vi

[Johannes 6,28f.]

Do sÿ zú im sprochen, wz sollen
wir thûn, dz wir gottes werck
wúrcken. Jesus antwürt zú im
vnd sprach zú in, dz ist
gottes werck, dz yeman ir
an den glóuben, den er gesant
hat.

Item dz gebot: *non concupisces*. Dú
solt nit böß begird haben.

Bewÿßt, dz wir allesamt
súnder sind, vnd kein
mónsch mag sÿn on böse begird,
er thû, wz er wöll, doruß er
lert an im selbs verzagen
vnd anderswo zú sÿchen
hilff, dz er on böse begird sÿg
vnd also dz gebot erfull

durch einanderen, dz er vß im
selb nit vermag. Also sind
ouch alle andern gebot vns
vnmüglich. Dorumb sprach
Petrus in Actum. Weder wir
noch vnsere vätter haben dz
gesetzes ^{mögen} ~~mege~~ halten, etc.

Ad Ro. i

Ein rechtfertiger Christ lebt
allein von sým glouben.

Ad Ro. x

Christus ist dz end vnd
erfüllung aller gebot denen,
die in yn glouben.

Marci vltimo vt supra

Wölcher gloubt vnd geteufft
ist, der würt sãlig. Wer
nit gloubt, wurt verdampft.

Paulus ad Ro. x

Das man vom hertzen gloubt,
dz macht gerecht vnd fromm.

Ist der boúm güt durch den
glouben, so bringt er gütte frucht.
Wann der gloub mag nit
müssig gon, etc. doru[mb]

[Apostelgeschichte 15,10]

[vgl. Römer 1,17]

[Römer 10,4]

[Markus 16,16]

[Römer 10,10]

[vgl. Matthäus 7,17]

[Bl. 4r rechte Spalte]

Paulus ⁱⁱ ad Thimo. iii

Sy haben eynen schin der frommkeit,
aber der gründ ist nit do; gond
hyn vnd lernen ymmer vnd ymmer
vnd kommen doch nymmer zú der
erkantnúß der woren frommkeit,
etc. Hie ist lichtlich zú verston,
wie die gütten werck zú ver-
werffen vnd nit zú verwerffen
sind.

~~Allein die ver~~
die verkerte mýnung
wurt hie verworffen.

[vgl. 2 Timotheus 3,5 + 7]

Paulus i ad Thimo. 4

Der geýst sagt clarlich, dz in
letzten zýten etlich werden vom
glouben tritten vnd achten
vff die irrigen geýst; vnd leren
der túfel durch die falschen

[1 Timotheus 4,1-7]

Ps. xxx.
 In te dñe speravi no confundar
 detur me in iusticia tua
 (no mea dicit) libera me.
 Jeremias. xij.
 Do sy zu my sprach / was soll
 vor dir / Ich was gottes wort
 kündig. Das antwortet zu
 und sprach zu mir / Ich zu
 gottes wort / Ich was zu
 an dem glaubt / den er gesant
 hat /
 Ich zu gebet no gimpflos. Du
 selb mit böß begird habid /
 belüyst / Ich was alle sampt
 kinder sind / und bin
 künig mag sy in böß begird /
 es thie was er will / Sonst
 lert jay my selb vorzayt /
 und ander wo zu sich
 hilff / Ich er in böß begird /
 und also ich gebet erfüll
 dirg einander / Ich er sp my
 selb mit vorzayt / also sind
 bis alle andern gebet und
 vunniglich. Darin sprach
 petrus d art. weder wir
 noch unsere sätter habid /
 gepreß ^{in seyl} /

Ad Ro. i.
 Ein recht fertiger crist lebt
 allein so syin glaubt.
 Ad Ro. x.
 Christy zu Ich end / und
 erfüllung aller gebet / dem
 die zu syin glaubt.
 Marcj. xlv. v. sy.
 woher glaubt und getaufft
 zu / der wirt salig / wer
 mit glaubt wirt verdacht
 Paulg ad Ro. x.
 Das was so herze glompt
 Ich macht gerecht und frand.
 Ich der heuy gut dirg der
 glaubt / so bringe er güte frucht.
 Was der glaub mag mit
 misstet von ist. Dan

Paulg ad Thimo. iij.
 Ich habid eyne schein der frucht
 aber der grund zu mit / da / god
 syin wirt leuen zuer und zuer
 und stant doch wunne zu der
 erkantnis / der wort frucht.
 Ich die zu hochlich zu verstoy
 wie die güte wirt zu vor /
 werffl und mit zu werffl
 sind ~~alle die~~
 die werffte meynung
 wirt die werffl

Paulg i. ad Thimo. 4.
 Der geist sagt clarlich Ich zu
 besyhl zu erliche wirt von
 glaubt wirt / und werffl
 off die recht geist / und lert
 der tuffel / das die falsch /
 zeder in gleyssney / und die
 ein brantmal habid in zu
 geschrey. und werffl
 selig zu wirt / und zu mich
 die sych / die gott geschaff
 hat / zu nemt mit danck
 sagnung / den gläubig / und
 dem die die wochheit erkent
 habid. Dan alle creatur
 gottes zu gut / und zu nicht
 werfflich / Ich mit danck /
 sagnung genant wirt / dan es
 wirt gefühlet / Ich Ich
 wirt gottes und gebet /
 was der selb der heud
 frucht / so wirt ein güte
 frucht zu syin / offer zoel
 mit werffl der glaubens und
 güte lert / die der erlangt gut
 der ungeyßlich / aber und
 als werffl fable entpfla
 die.

Abb. 3 Bekenntnis, Bl. 4, linke und rechte Spalte (StadtAF, A1 XV Af α; Foto: Christine Gutzmer).

reder in glýßnerÿ, vnd die
ein brantmol haben in irem
gewissen, vnd verbietten
eelich zů werden vnd zů myden
die spyß, die gott geschaffen
hat, zů nemmen mit danck
sagung den glóubigen vnd
denen, die die worheit erkennt
haben. Dann alle creatúr
gottes ist gůt, vnd ist nichts
verwerfflich, wz mit danck-
sagung genommen wirt, dann es
wůrt geheiliget durch dz
wort gottes vnd gebett.
Wann du sollichs den brůdern
furlegst, so wurstu ein gůtter
prediger Christi sin, vfferzogen
mit wortten deß gloubens vnd
gůtter ler, die du erlangt hast;
der vngeÿstlichen aber vnd
altvetlichen fabeln entschlahe
dich.

[Bl. 4v linke Spalte]

Paulus ad galathas i

So ouch wir selbs oder ein
engel vom hymmel úch ver-
kúndiget, uber dz wir oúch
verkúndiget haben, dz syg
ein bann, vnd wie wir
gesagt haben, so sag ich noch
ein mol, so yemant úch
verkúndiget, úber dz ir
empfangen haben, dz sÿg
ein bann.

[Galater 1,8f.]

Paulus ad Titum i

Lere sÿ, dz sÿ nicht achten
vff iudische fabeln vnd
mõnschen gebot, die ab-
wenden die worheit.

[Titus 1,13f.]

Petrus ii epistola c. ii

Es werden falsche lerer vnder
úch kommen, die do neben
ÿn fůren secten der verdam-
niß vnd den herrn, der
sy erkoufft hat, ver-
leúcken, durchs wólchs
der weg der worheit

[2 Petrus 2,1-3]

wirt verlestert werden,
vnd mitt erdichten wortten
durch gýtzs werden sÿ
ymb uch handtieren.

Salomon proverbiorum xxx

[Sprichwörter 30,5f.]

Alle wort gottes sind durch
furet vnd ein schilt allen,
die doruff sich vertrösten.
Setzts nicht zû synen
wortten, vff dz er dich nit
straff vnd werdest lügen
hafftig fúnden.

*Celum et terra transibit: verba
autem mea non transibunt.*

[Lukas 21,33]

[Bl. 4v rechte Spalte]

Erbut mich mit disem
grúnd fur die gelerten vnd
wo **er** mich der pfarrer
eins besseren grúnds be-
richten kan vß der gott-
lichen geschrifften, wie ich
hie ^{im} thon hab, **oder** will
ich mich gúttlich wÿßen lossen.

¹ Idem [sc. Augustinus] in Prologo libri III. de Trinitate. II. pars. Noli meis litteris quasi canonicis inseruire. Sed in illis et quod non credebas cum inveneris, incunctanter crede ... Corpus iuris canonici ... Post A. L. Richteris curas ... Recognovit et adnotatione critica instruxit a [Emil] Friedberg, Bd. 1: Decretum magistri Gratiani, Leipzig 1878, Sp. 17.

² Idem [sc. Augustinus] ad Ieronimum. Epist. VIII. Ego solis scriptorum qui iam canonici appellantur ... Alios autem ita lego, ut quantalibet sanctitate doctrinaque polleant, non ideo verum putem quia ita ipsi senserunt, sed quia mihi per alios auctores vel canonicas vel probabiles rationes, quod a vero non abhorreat, persuadere poterunt, ebd., Sp. 17.

³ Idem de unico baptismo. lib. II. Quis nesciat...quicquid in ea scriptum constiterit esse?, ebd., Sp. 17f.

⁴ Idem ad Vincentium Victorem. lib. II [lib. IV de anima et eius origine, cap. 1]. Negare non possum nec debeo, sicut in ipsis maioribus, ita multa esse in tam multis opusculis meis, quae possunt iusto iudicio et nulla temeritate culpari, ebd., Sp. 17.

⁵ Hieronymus, Ep. 36: 14. Scio haec molesta esse lectori, sed de Hebraicis litteris disputantem, non decet Aristotelis argumenta conquirere, aus: Patrologia Latina, Bd. 22, hg. von JACQUES-PAUL MIGNE, Paris 1845, Sp. 458.

⁶ Der Text gibt die Markus-Stelle, wie sie Luther in seinem Neuen Testament (Ende 1522) übersetzt hat, in alemannischer Mundart wieder.

Ein „Welscher“ im Freiburger Stadtre Regiment des 18. Jahrhunderts. Carl Franz Montfort (1686-1769)

Von
GÜNTHER MONTFORT

Aus auffallend großen, wachen Augen blickt ein nach der ungefähr um 1760 bis 1780 in Mitteleuropa bestimmenden Mode gekleideter und frasierter Herr „in seinen besten Jahren“, leicht über die linke Schulter gewendet den Betrachter mit – so scheint es – freundlicher Skepsis und zugleich fragend an. Das in einem schlichten, perlkranzgezierten Altgoldrahmen von ungefähr 20 x 22 cm gefasste, weder signierte noch datierte Bildnis erinnert mehr an einen feinsinnigen Gelehrten als an einen tatkräftigen und vermögenden Handelsherrn, den der Porträtierte – entsprechend einer gut 120 Jahre alten Familienüberlieferung – darstellen soll.¹ Danach handelt es sich um Carl Franz Montfort, der sich im Lauf seines ungewöhnlich langen Lebens als erfolgreicher Kaufmann, vor allem aber als Inhaber verschiedener Ämter und Funktionen der städtischen Verwaltung Freiburgs um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen Namen gemacht hatte, der sich bis heute im historischen Bewusstsein der Stadt erhielt.²

Die Familien Montfort und Lechier/Lischier

Gesicherter Überlieferung zufolge wurde Carl Franz Montfort am 6. April 1686 als zweiter Sohn des Jean Montfort und der Marie Saillet in Sallanches im Herzogtum Savoyen geboren und am selben Tag in der dortigen Pfarrkirche St. Jacques nach den Vornamen seiner Paten Charles Antoine Referet (aus dem Ort Cluses) und Françoise Derrides auf den Namen Charles François getauft.³ Er entstammte einer weitverzweigten namengebenden Familie. Dieser gehörte auch Marin Montfort (seinen eigenen Angaben zufolge 1722 geboren) an, der nach 1781 eine detaillierte und umfangreiche genealogische Aufzeichnung anlegte. Er lässt sie um 1500 beginnen, ohne für die Zeit bis ins dritte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mehr als die Vornamen und eine vage Generationenabfolge – dank wohl ausschließlich mündlicher Überlieferung – darin anbringen zu können.⁴ Doch auch für seine Gegenwart ist dieser Marin, ungeachtet aller informativen Beobachtungen zu Einzelpersonen, einem inzwischen nachweisbaren Irrtum aufgesessen, der

¹ Im Besitz des Verfassers, Abbildung in: KARL MARTIN: Die Einwanderung aus Savoyen nach Südbaden, in: Schau-ins-Land 65/66 (1938/39), S. 94 (mit fehlerhafter Wappenbeschreibung bzw. Namengebung der Siegler) und CHANTAL MAISTRE/GILBERT MAISTRE/GEORGES HEITZ: Colporteurs et Marchands Savoyards dans l'Europe des XVIIe et XVIIIe Siècles (Mémoires et Documents Publiés par L'Académie Salésienne, t. 98), Annecy 1992, S. 118.

² Vgl. Tafel „Geschichte Freiburgs und seiner Bürgermeister“ (mit nicht fehlerfreiem Text) im Erdgeschoss des Alten Rathauses in Freiburg.

³ Für die freundliche Übermittlung dieser Daten und Namen aus Transkriptionen – erarbeitet von Herrn Jean Pierre Mabboux/Sallanches – entsprechender Taufbucheinträge (État-Civil, Archives départementales de la Haute-Savoie in Annecy) bin ich Herrn Christian Polydore/Kelkheim besonders dankbar.

⁴ Archives départementales de la Haute-Savoie, „Généalogie Soit Arbre des De Montfort Soit de nos Ancestres qui ont vecus depuis 1500 J'usqu'à nos jours“ (Mikrofilmaufnahme im Besitz des Verfassers).

bis in die Gegenwart fortwirkt.⁵ Alle in dieser „Généalogie“ benannten Familien dürften damals in Sallanches nachweisbar Ackerbauern, Händler, Handwerker, in der städtischen oder landesherrschaftlichen Verwaltung Tätige, Grundbesitzer oder Geistliche repräsentiert haben. Nicht überliefert ist, zu welcher „Berufsgruppe“ die Eltern von Charles François zählten, doch könnten die Attribute seiner Paten – im Falle von Charles Referet honorable, bei Françoise Derrides *Demoiselle* – ein Indiz dafür sein, dass sie dem gehobenen Bürgertum zuzurechnen waren. Da über Kindheit, Jugend oder Ausbildung von Charles François nichts bekannt ist, kann man nur annehmen, dass er frühzeitig auf den Kaufmannsberuf und „gezielt“ – insofern zahlreichen Vorbildern in Familie, Stadt und Land folgend – auf eine erfolgsversprechende Zukunft auch jenseits der Grenzen vorbereitet wurde. Das nächste belegbare Datum seiner Biografie ist die Heirat mit Maria Magdalena, der Tochter des aus Savoyen nach Waldshut eingewanderten und dort ansässig gewordenen Kaufmanns Georg(es) Lechier oder Ligier⁶, am 2. August 1713 in Todtmoos.⁷ Die Frage nach dem Zeitpunkt oder -raum der Übersiedelung des Paares aus Waldshut nach Freiburg wird durch seine erstmalige Nennung in den Ratsprotokollen der Stadt vom 9. Februar 1714 zumindest indirekt beantwortet: Auf ein von Montfort beim Rat eingereichtes *Memoriale*, bei dem es um seine Aufnahme ins Bürgerrecht gegangen sein dürfte, da die Entscheidung über seine Aufnahme in eine Zunft erst später getroffen werden sollte, stellte dieser zunächst fest, dass *von denen Mittlen des alhierstehenten Legierischen Laadens 250 Frankhen bei vermeidung wirklicher Execution sollen erlegt und bezahlt werden [...]*.⁸ Aus der Datierung dieses Sachverhalts kann rückblickend geschlossen werden, dass Montfort und seine Ehefrau zielbewusst nach dem Lechier'schen „Stützpunkt“ in Freiburg geschickt wurden, um diesen als künftige geschäftliche wie familiäre Basis zu übernehmen. Dies dürfte bald nach der Heirat und noch vor dem Beginn der Einschließung und Belagerung der Stadt durch die Truppen des Marschalls Villars (gegen Ende September 1713) geschehen sein. Montforts Schwiegervater, dessen Existenz als Bürger und Zunftmitglied in Freiburg sich in den Ratsprotokollen schon 1704 nachweisen lässt, hatte in einem dem Rat vorliegenden *Memoriale* seine Absicht mitgeteilt, sich *mit seiner gewerbschaft von hier abzuwenden*, ohne allerdings sein und seiner Angehörigen Bürgerrecht aufgeben zu wollen. Schon einen Monat nach dem Verkauf seines Freiburger Wohnsitzes (der Hälfte des Hauses „Zum Frosch“)⁹ im Juli 1709 verzeichneten ihn die Sitzungsprotokolle des Stadtrats von Waldshut als dessen anwesendes Ratsmitglied.¹⁰ Um 1675 aus der Ortschaft Marignier, unweit Bonneville in einem Seitental der Arve gelegen, in Waldshut eingewandert, ist Lechier dort seit seiner Heirat mit Anna Maria Straubhaar (vor 1680?), dem Spross einer damals und bis ins 19. Jahrhundert in der Stadt einflussreichen Familie, nachweisbar.¹¹

⁵ MARTIN (wie Anm. 1), S. 93, übernimmt die Angabe, Moritz (eigentlich Jean Marin) und Carl Franz Montfort seien Brüder. Tatsächlich waren sie Vettern unbekanntes Verwandtschaftsgrades. Vgl. Anm. 20.

⁶ Die Schreibform des Familiennamens weist in den Quellen noch manche Variante auf. Vgl. TINA LISCO (ORESTINA MASSIRONI LISCO): I Litschgi-Lisco. Voci dal passato, quattrocento anni di ricordi. ilmiolibro.it, 2011, S. 28.

⁷ MARTIN (wie Anm. 1), S. 23.

⁸ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), B5 XIIIa Nr. 119, S. 54.

⁹ StadtAF, B5 IIIa 1 Nr. 49, S. 712ff. Auch HERMANN FLAMM: Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. II: Häuserstand 1400-1806 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 4), Freiburg 1903, S. 134, erwähnt diesen Besitzerwechsel, ohne den Verkäufnernamen eindeutig identifizieren zu können.

¹⁰ Stadtarchiv Waldshut-Tiengen (StadtAWT), Ratsprotokolle Waldshut, Bd. I, p. 52.

¹¹ MARTIN (wie Anm. 1), S. 23.

Über die Zeit seiner in den Freiburger Ratsprotokollen zu belegenden allerdings nicht durchgängigen Anwesenheit in der Stadt während der Jahre 1704 bis 1717 führte Lechier eine bemerkenswerte Doppelsexistenz in Waldshut und Freiburg, die über seine Aktivitäten als Kaufmann (*der Tuocher*), Hausbesitzer und Mitglied der Zunft „Zum Rosbaum“ Auskunft gibt.

Auffallend häufig ist dabei seine Verstrickung in Misshelligkeiten mit Zunftgenossen, der *Gesammtheit* anderer Zünfte, in Freiburg lebenden Landsleuten und schließlich mit dem Rat. Seiner Verärgerung über die häufig wiederkehrende Beschäftigung mit ihm und seinen Widersachern gibt der Rat in den Sitzungsniederschriften deutlich Ausdruck. Nicht zuletzt dürfte Lechiers oft zu beobachtende Hinhaltenaktik dem Rat wie Geschäftspartnern gegenüber zu seiner geringen Popularität beigetragen haben.¹² In Waldshut hingegen ist er, zumindest seit 1709, als Ratsmitglied an vergleichsweise herausragender Stelle der Anwesendenrangfolge genannt.¹³ In den Jahren 1712 und 1713 nahm Lechier fast monatlich an Ratssitzungen in Waldshut teil; im Verlauf einer solchen wurde er am 31. Januar 1713¹⁴, zusammen mit einem anderen prominenten Ratsmitglied im Zuge einer personellen Erweiterung und Neubesetzung von Rat und städtischen Funktionen *sine salario pro activitate [...] zue Baumeisteren [...] gemacht [...]*.¹⁵ Diese und zweifellos auch geschäftliche Aktivität an seinem „Hauptwohnsitz“ hinderte Lechier nicht, in Freiburg, dessen Rat ihm mehrfach nahegelegt hatte, auf sein Bürgerrecht wie versprochen zu verzichten und sich auf Waldshut zu „konzentrieren“, auch weiterhin präsent zu sein, denn er zählt noch 1715 zur Tuchmacher-Zunft „Zum Rosbaum“, deren vom 13. September dieses Jahres datierendes Mitgliederverzeichnis ihn nennt.¹⁶ 1717 gelang es Lechier sogar, von den Erben des im Jahr zuvor verstorbenen Kaufmanns Franz Michon dessen Wohn- und Geschäftshaus „Zum Rosen“ zu erwerben.¹⁷ Im Frühjahr 1718 scheint er sich definitiv aus Freiburg zurückgezogen zu haben, denn das Ratsprotokoll vom 29. April des Jahres vermerkte – nicht ohne erkennbare Erleichterung – die von Montfort besorgte Vorlage der *nunmehr bei gebrachten resignation seines Schwecher Vatters*. Die Rückgabe des Freiburger Bürgerrechts hatte die in der Ratssitzung vom 16. Mai 1718 bestätigte Aufnahme Montforts *als ein Zünftiger* zur Folge – wobei der Name der Zunft wiederum ungenannt blieb.¹⁸

Die „ämterlosen“ Jahre

Montforts Erwähnung in den Sitzungsprotokollen beschränkt sich in den folgenden Jahren auf seine Tätigkeit als Vormund und Sachwalter von Witwen und deren unmündigen Kindern, in der Wahrnehmung von Pflögschaften und der Verwaltung von Privatvermögen. Diesbezüglich waren seine kaufmännischen, besonders finanztechnischen Kenntnisse offensichtlich so bekannt und gefragt, dass er neben seiner sich ausweitenden, quasi hauptberuflichen Tätigkeit als Kaufmann ausgelastet gewesen sein dürfte. Gerade die letztere spiegelt sich konkret in ei-

¹² StadtAF, B5 XIIIa Nr. 12, S. 667 u.a.; ebd., Nr. 113, S. 647; ebd., Nr. 114, S. 31ff. und 103; ebd., Nr. 115, S. 534f.; ebd., Nr. 117, fol. 351r und 377v.

¹³ Vgl. Anm. 10.

¹⁴ Nicht erst am 6. November 1722, wie MARTIN (wie Anm. 1), S. 23, feststellt.

¹⁵ StadtAWT, Ratsprotokolle Waldshut, Bd. I, p. 261.

¹⁶ StadtAF, C1 Gewerbe und Handel Nr. 6.

¹⁷ MARTIN (wie Anm. 1), S. 77; StadtAF, C1 Häuserstand 1700-1750. Den entscheidenden Hinweis auf die lange gesuchte, von Karl Martin nicht genannte Quelle vom 30. September 1717 (*VerkauffsContract ad ratificandum ...*) verdanke ich dem Leiter des Stadtarchivs Freiburg, Herrn Dr. Ulrich P. Ecker.

¹⁸ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 122.

ner bemerkenswert aussagekräftigen privaten Quelle wieder, dem sogenannten „Geschäftsbuch des Mauritius/Moritz Montfort“¹⁹, eines in Riegel ansässig gewordenen Kaufmanns savoyischer Herkunft. Die Aufzeichnungen geben im Wesentlichen Auskunft über Warenart, Menge und Wert von Käufen und Verkäufen dieses umtriebigen Unternehmers und enthalten zahlreiche Namen von Geschäftspartnern und Marktorten. Das zwischen 1724 und 1740 verwendete „Geschäftsbuch“ bezeugt nicht nur die engen beruflichen Beziehungen zwischen dem Kaufmann Moritz Montfort und Carl Franz Montfort in den Jahren 1726 bis 1740, sondern – unübersehbar – auch das verwandtschaftliche Verhältnis beider. Sie waren nämlich nicht, wie von Karl Martin erstmals publiziert und von anderen Autoren danach übernommen,²⁰ Brüder, sondern Vettern eines bisher nicht nachweisbaren Verwandtschaftsgrades. Deutlich wird vom Verfasser Carl Franz Montfort in der Regel als sein *Herr Vetter* bezeichnet, im ersten, vom 23. Oktober 1726 datierenden Eintrag noch respektvoll *Monsieur Cousin Carle François Mondforth*.²¹ Das angenommene brüderliche Verhältnis der beiden geht auf die erwähnte „Généalogie“ zurück, deren Autor sie in Unkenntnis der tatsächlichen Verwandtschaft als Söhne eines Nicolas Montfort bezeichnet und zudem den angeblichen Bruder von Charles François lediglich Marin nennt. In den Archives départementales de la Haut-Savoie in Annecy zentral verwahrte Taufregister, die erst in jüngster Zeit systematisch ausgewertet wurden, konnten die Existenz dieses 1650 geborenen und am 23. Juli 1675 mit Michèle Challamel verheirateten Nicolas Montfort ebenso bestätigen wie die am 24. März 1680 in Sallanches vollzogene Taufe von deren Sohn Jean Marin. Der vermeintliche Familien-Doppelname seiner Mutter Challamel-Safee erwies sich schließlich als ein Lesefehler des leicht abgekürzten Namenszusatzes *sa femme*.²² Der Wechsel von Jean Marin zu Mauritius/Moritz könnte mit seiner „Übersetzung“ des im deutschsprachigen Verbreitungsgebiet unbekanntes Vornamens Marin zu erklären sein, denn in der „Généalogie“ ist der Vorname Maurice an sonst keiner Stelle zu finden – im Gegensatz zu dem häufig begegnenden Marin.

Der eingangs bereits erwähnte familiengeschichtlich bewanderte Marin Montfort kannte den ihm entfernt verwandten Jean Marin/Moritz Montfort übrigens persönlich und traf ihn, wie er mitteilt, offenbar öfter auf Märkten im Breisgau. Er vermerkt dazu: *Marin – Celui ci a été établi à Riegel en Brisgau. Je l’ai vû entre 1736 et 1742 aux foires du Brisgau*.²³ Hier bemerkenswert ist das „Geschäftsbuch“ vor allem im Blick auf die sich rasch gut und vertrauensvoll entwickelnden Beziehungen der beiden Vettern Montfort vor allem in den 1730er-Jahren: *Moritz* liefert an Carl Franz vor allem große Mengen von *neuem und altem Weißwein* sowie *Weizen und Roggen*, die in Wagenladungen nach Freiburg gehen, doch finden sich in seinen Listen auch nicht alltägliche Artikel wie je *zweitausend große, mittlere und kleine Christallen*, die er auf der *Frankfurter Ostermesse 1737* für den Vetter in Freiburg besorgt hatte.²⁴ Oder er übergibt

¹⁹ StadtAF, E1 B III Nr. 8.

²⁰ MARTIN (wie Anm. 1), S. 93; ebenso FRANZISKA RAYNAUD: Savoyische Einwanderungen in Deutschland (15. bis 19. Jahrhundert), Neustadt a. d. Aisch 2001, S. 203 und 205; MARTIN ZÜRN: Einwanderungen aus Savoyen nach Deutschland 1500-1800. Grundzüge und ausgewählte Familien, in: Schau-ins-Land 122 (2003), S. 81; MARK HÄBERLEIN: Savoyische Kaufleute und die Distribution von Konsumgütern im Oberrheingebiet, in: Geschichte des Konsums: Erträge der 20. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hg. von ROLF WALTER, Stuttgart 2004, S. 101 u.a.

²¹ StadtAF, E1 B III Nr. 8, S. 17.

²² Die genealogischen Belege und ihre Zusammenhänge verdanke ich wiederum der hilfreichen Unterstützung durch Herrn Christian Polydore (vgl. Anm. 3).

²³ Geschäftlich trat er mit dem Verwandten offenbar nicht in Beziehung; jedenfalls erwähnt ihn Jean Marin/Moritz nicht als Handelspartner.

²⁴ StadtAF, E1 B III Nr. 8, S. 266, 314, 322 und 324f.

ihm 1728 anlässlich des Freiburger Martinimarkts *25 Bahr seidene Strümpf kosten mich selbst an Kauff 4 fl* gegen Zahlung von 100 fl.²⁵ Auch der Bargeldverkehr zwischen den Vettern weist mitunter beträchtliche Summen auf – öfter jeweils 400 fl, einmal 950 fl –, die Carl Franz für Moritz anlässlich der Frankfurter Herbstmesse im August 1740 an ungenannte Empfänger ausbezahlte.²⁶ Den höchsten verzeichneten Geldbetrag, 1.100 fl für nicht näher bezeichnete Waren oder von Käufern, überbringt Moritz am 6. März 1734 persönlich und *paar* nach Freiburg, wo er den *Herrn Vetter* im Lauf der Jahre häufig aufsuchte. Ein wichtiger und von Montfort gewiss oft besuchter Handelsplatz war Straßburg; hier lebten mehrere Geschäftspartner, deren Existenz und Namen ihm – z.B. auch Carl Franz Montforts Sohn Carl Joseph Anton²⁷ – bekannt waren. *J'ai vu M[onsieur]r. Le Bourguemaître au foire de Straßburg [...] entre 1750 et 1760 [...]*, lautet eine dem Namen von Charles François beigefügte Notiz des „Généalogie“-Autors Marin, der damit die Häufigkeit der geschäftlich bedingten Aufenthalte Montforts in dieser Stadt unterstreicht. Dass Marin von der letzten amtlichen Position Carl Franz Montforts wusste und diese Kenntnis sicher auch in der Heimat verbreitete, mag ein wenig dazu beigetragen haben, dass die Erinnerung an den im Ausland arrivierten Verwandten über die Zeiten lebendig geblieben ist: Die aktuelle (Selbst-)Darstellung der Stadt Sallanches im Internet führt unter den *Personnalités liées à la commune* an erster Stelle – wenn auch mit fehlerhaften biografischen Ergänzungen – Charles François Montfort auf.²⁸

In den noch „ämterlosen“ Jahren von Montfort bedeutete der 1724 erfolgte Erwerb bzw. die Übernahme²⁹ eines der ältesten Wohngebäude in Freiburg, das seit 1238 nachweisbare Haus „Zum Rosen“ (Abb. 1 und 2),³⁰ einen weiteren Schritt für den Auf- und Ausbau seines Handelsunternehmens. Zugleich bot es angemessenen Raum für die Unterbringung von Familie, Bediensteten sowie in Nebengebäuden von Vorräten, Vieh und Transportfahrzeugen.³¹ Nicht unerwähnt sei, dass das Haus bzw. der Gebäudekomplex Anfang des Jahres 1701 – und somit noch zu Zeiten des Vorbesitzers François/Franz Michon – in Überlegungen des Stadtrats einbezogen wurde, welche *Behausung* man dem *Herrn Gubernator* anbieten könne, als dieser von ihm eine neue *Logierung* für Wohn- und Dienstsitzzwecke verlangte. Da hierfür kostspielige Umbauten erforderlich geworden waren und auch ausgeführt wurden, ohne dass das Haus sich danach für seine künftige Verwendung als *beständig Gubernament* tauglich erwies, nahm man von Seiten der Stadt jedoch Abstand vom erwogenen Kauf – nicht ohne zu versuchen, die Umbaukosten auf die Mieter abzuwälzen. Zugleich beschloss der Rat, es solle weiterhin *umb Gelegenheit umgesehen werden, ein Behausung zue erkunden, so anständig sein möchte*.³²

Für die über seinen Schwiegervater Lechier bestehende Verbindung zu dessen familiärem und beruflichen Umfeld, das Montfort aus seinen Waldshuter Lehrjahren vertraut gewesen sein dürfte, zeugt seine sowie seiner Frau Beteiligung an der Einrichtung, d.h. finanziellen Ausstattung, einer Kaplanei in der 1715 durch Maria Magdalenas Familie mütterlicherseits (Straubhaar)

²⁵ Ebd., S. 17.

²⁶ Ebd., S. 271, 314 und 317.

²⁷ Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B 35/136.

²⁸ Wikipedia, Artikel „Sallanches“, <http://fr.wikipedia.org/w/index.php?title=Sallanches&oldid=115033341> (abgerufen am 17. Mai 2015). Wesentlich dafür dürfte die Kenntnis der umfangreichen (französischsprachigen) Literatur zur historischen Auswanderung von Savoyarden gewesen sein.

²⁹ Siehe Anm. 17.

³⁰ Zur Geschichte des Hauses vgl. ULRICH ECKER: Die Häuser Zum Silberberg und Zum Rosen (Kaiser-Joseph-Straße 188, früher 54 I und 54 II), in: Schau-ins-Land 104 (1985), S. 213-220.

³¹ StadtAF, C1 Erbschaften 184.

³² StadtAF, B5 XIIIa Nr. 111, S. 485f.

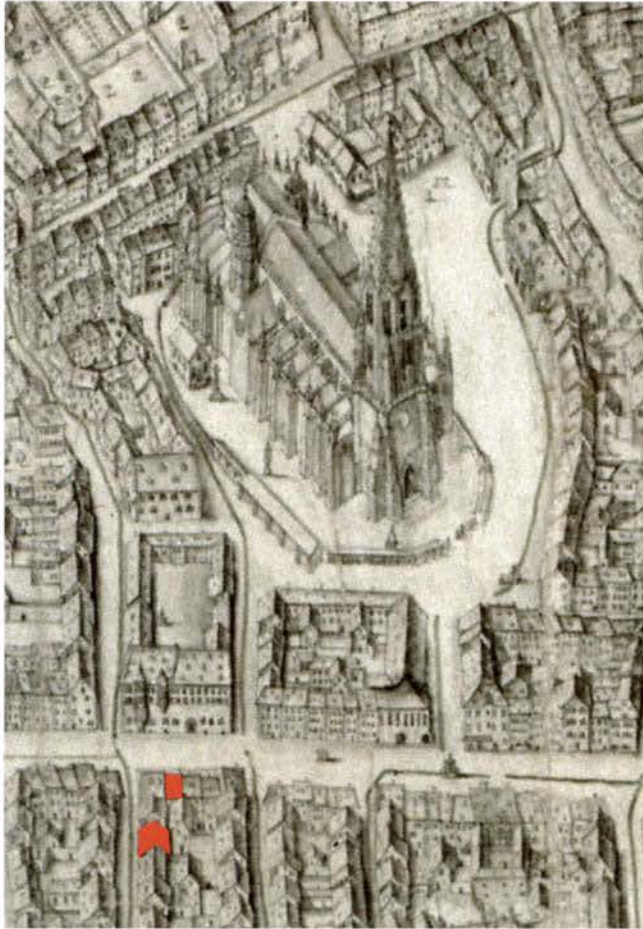


Abb. 1

Haus „Zur Rosen“ an der ehemaligen Kaiserstraße zwischen Schiff- und Gauchstraße sowie das Haus „Zum Riet“ bzw. „Zum Ackerbau“ in der Schiffstraße (rot markiert). Ausschnitt aus dem sogenannten „Pergamentplan“, Johann Georg Fischer oder Melchior August de La Venerie 1706/13 (Städtische Museen Freiburg – Augustinermuseum, D 25/215, Foto: H.-P. Vieser).

Abb. 2

Kaiserstraße mit dem Haus „Zur Rosen“ (2. Haus v. re. mit drei Fensterachsen). Aufnahme zwischen 1861 und 1871 (StadtAF, M 75/13/1117).



erbauten Kalvarienberg-Kapelle über Waldshut im Mai 1729. Zu der Stiftergemeinschaft gehörte auch ein mit einer Schwester Maria Magdalenas verheirateter Schwager Montforts, Rudolph Anton Belmont aus Rickenbach/Hotzenwald, der als Zolleinnehmer der vorderösterreichischen Regierung in Waldshut tätig war.³³ Der damals nicht eben häufige Vorname Rudolph könnte darauf hindeuten, dass Belmont (ein?) Taufpate des jüngeren Sohnes von Carl Franz Montfort, Martin Rudolph (Xaver) war. Als Inhaber der Kaplaneipfründe bezeichnete sich 1748 – während des gegen ihn von der Universität Freiburg veranlassten und durch Behörden des Bistums Konstanz betriebenen Inquisitions-Prozesses zu seinen Einkommensverhältnissen befragt – Martin Rudolphs älterer Bruder, Dr. theol. Carl Joseph Anton, der angab, *zue Waldshueth Capellanus ad Montem Calvariae* zu sein, sich dort aber durch einen *Vicarium* vertreten zu lassen.³⁴

Das Jahr 1736 dürfte überschattet gewesen sein vom vergleichsweise frühen Tod der Ehefrau Carl Franz Montforts, Maria Magdalena, die am 25. Februar im Alter von 56 Jahren verstarb³⁵ und (zunächst?) „bei der Kapelle ihrer Namenspatronin, der St.-Magdalena-Kapelle, ruhte“³⁶ (heute wird diese Kapelle nach dem Namen ihres Stifters „Blumeneck-Kapelle“ genannt).³⁷ Maria Magdalena gebar zwischen 1714 und 1728 sechs Kinder, von denen drei noch in sehr jungen Jahren verstarben. Das Erwachsenenalter erreichten neben dem älteren Sohn Carl Joseph Anton (1714–1786), mit dem der gewiss ehrgeizige Vater Großes vorhatte, ihn Theologie studieren ließ, für eine Universitätslaufbahn sorgte und von ihm letzten Endes tief enttäuscht gewesen sein muss,³⁸ Martin Rudolph Xaver (1724-1770, Abb. 3), der schon frühzeitig als Geschäftsnachfolger seines Vaters galt und als solcher dann erfolgreich agierte, sowie Maria Theresia Magdalena (1728-1790). Sie war mit dem aus Klausenburg (Siebenbürgen) stammenden Dr. utr. jur. Franz Joseph Xaver Ritter von Rummelsfelden verheiratet, der nach dem Studium in Freiburg und Tätigkeit bei der vorderösterreichischen Regierung 1756 als Professor des Staats- und Lehensrechts an der Universität Freiburg lehrte.³⁹ Das Ehepaar bewohnte spätestens ab 1769 das wohl 1764 von Montfort erworbene Haus „Zum Riet“ bzw. „Zum Ackerbau“ (1903 Schiffstraße 9, Abb. 1),⁴⁰ worin 1780 Rummelsfelden, 1786 sein Schwager Carl Joseph Anton Montfort und 1790 dessen Schwester Maria Theresia verstarben.

³³ MARTIN (wie Anm. 1), S. 23f.; RAYNAUD (wie Anm. 20), S. 132.

³⁴ UAF, A 10/31, fol. 83.

³⁵ Laut Inschrift der Grabplatte des Ehepaars Montfort im nördlichen Chorumgang des Freiburger Münsters vor der Heimhofer-Kapelle.

³⁶ MARTIN (wie Anm. 1), S. 94.

³⁷ HEIKE MITTMANN: Freiburger Münster. Die Chorkapellen. Geschichte und Ausstattung, hg. vom Freiburger Münsterbauverein (Rombach-Schriftenreihe Münsterbauverein 4), Freiburg 2014, S. 118.

³⁸ MARTIN ZÜRN: Wollust, Macht und Angst. Städtische Diskurse über Sexualität und Körperempfinden in der Frühen Neuzeit, in: Von Lust und Schmerz. Eine Historische Anthropologie der Sexualität, hg. von CLAUDIA BRUNS und TILMANN WALTER, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 94-119.

³⁹ HEINRICH SCHREIBER: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, III. Theil, Freiburg 1857, S. 181.

⁴⁰ FLAMM (wie Anm. 9), S. 239.



Abb. 3 Ringsiegel-Abdrucke und Unterschriften von Mitgliedern der Familie Montfort und von Zeugen. Ausschnitt aus der „Heirats-Abrede“ zwischen Martin Rudolph Xaver Montfort und Maria Barbara Litschgi, Krozingen, 9. Juni 1753 (StadtAF, C1 Erbschaften 184).

Obristmeister

Ging man – nicht nur in der Familienüberlieferung⁴¹ – bisher davon aus, dass sich Carl Franz Montfort vor seiner Einsetzung als Obristmeister in der Funktion eines Ratsmitglieds bewährt haben musste,⁴² so lagen die Verhältnisse tatsächlich anders. Es fällt auf, dass er in den Ratsprotokollen von 1720 bis 1746 zu den alljährlichen *Schwörtagen* an St. Johann, die mit Ratsbesetzungen bzw. -neubesetzungen verbunden waren, an keiner Stelle namentlich in Erscheinung trat. Diese Beobachtung wird dann bestätigt, als in der Ratssitzung vom 30. Juni 1760 die *Besetzung* der städtischen Ämter im allgemeinen und die Wahl bzw. Nominierung eines 3. *Haubts* im Besonderen in Gegenwart des Regierungspräsidenten debattiert wurden und dabei festgestellt wurde, dass weder (die vormaligen Bürgermeister) *Herr von Bayers Großvater* noch *Herr Hornuß von Berncastel*, *nicht weniger der dermahlige Schultheiß Carl Franz Montfort*, *alle 3. als Häubter der Statt auf- und angestellt worden, ohne daß Ein Einziger aus Ihnen Eine Rats[herren]-Stelle oder andere Stättische Bedienung vor ihrer Anstellung begleitet hat.*⁴³

Erst mit der nach Bürgerbeschwerden über den Stadtrat durch eine *Hofkommission* der vorderösterreichische Regierung im Februar 1746 verfügten Entlassung der städtischen Beamten und Einsetzung eines Interimsrats im April des Jahres⁴⁴ wird Montfort zum Obristmeister er-

⁴¹ In dem auf Veranlassung von Carl Theodor Friedrich (sen.) Montfort durch Hermann Flamm um 1900 erarbeiteten „Stammbaum der Familie Montfort in Freiburg“ wird Carl Franz Montfort als „Kaufmann, Bürger und Ratsherr in Freiburg“ bezeichnet (Abschrift im Besitz des Verfassers).

⁴² So JOSEPH BADER: *Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau*, II. Band, Freiburg 1883, S. 207, und MARTIN (wie Anm. 1), S. 92.

⁴³ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 156, S. 373; Franz Anton Bayer (von und zu Buchholz), als Bürgermeister in den Jahren 1721 bis 1743 (mit Unterbrechungen) siebenmal wiedergewählt; Carl Heinrich Hornuß (von Berncastel), als Bürgermeister in den Jahren 1718 bis 1737 (mit Unterbrechungen) neunmal wiedergewählt.

⁴⁴ Vgl. SCHREIBER (wie Anm. 39), IV. Theil, Freiburg 1858, S. 338.

nannt, ohne dass seine Qualifikation für dieses in seiner vielgestaltigen Aufgabenstellung – u.a. verantwortlich für die öffentliche Ordnung und Sicherheit der Stadt, militärischer Oberbefehl über die Zünfte, Zuständigkeit in allen Fragen der Einquartierung, Oberaufsicht über das städtische Wachpersonal⁴⁵ – anspruchsvolle und in der städtischen Verwaltung ranghoch angesiedelte Amt aus den Sitzungsniederschriften des Rats zu ersehen wäre. Karl Martin nimmt als allgemeine Voraussetzung an, dass Montfort „bei der Bürgerschaft und bei der Regierung [...] ein großes Ansehen und Vertrauen [genoss]“⁴⁶, das er sich auch bei seiner in den Ratsprotokollen häufig erwähnten Tätigkeit in Geldangelegenheiten als verlässlicher Verwalter von Privat- und Stiftungsvermögen erworben haben könnte. Nicht unwesentlich dürfte zu seiner Nominierung beigetragen haben, dass er sich „kommunalpolitisch“ bisher nicht einseitig festgelegt hatte und z.B. nie durch Klagen vor dem oder gegen den Rat, gegenüber der Verwaltung oder durch Zwist mit Angehörigen der eigenen Zunft bzw. anderer Zünfte von sich reden gemacht hatte. Vielmehr schien er auf Sachlichkeit, Ausgleich und Konzilianz bedacht gewesen zu sein und sich auch gegenüber der vorderösterreichischen Regierung zumindest neutral verhalten zu haben.

Mit der Übernahme der neuen, umfangreichen Tätigkeiten häuft sich Montforts Erwähnung in den Protokollen, sei es, dass er z.B. vorschlägt, das nach den Schäden der französischen Belagerung der Stadt 1744/45 und der Schleifung der vaubanschen Festungsanlagen das dringend reparaturbedürftige *Christophel Thor beschlüssig* und die Unterkünfte der *Zoller* in den Zollhäusern wieder bewohnbar zu machen, sei es, dass er dem Zustand des ausgedehnten städtischen Waldbesitzes seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet:⁴⁷ Er lässt die Waldungen allerorten inspizieren, ist dabei auch selbst beteiligt und stellt vielfach unberechtigten Holzeinschlag fest. Besonders krass schien diese Fehlentwicklung auf dem ausgedehnten städtischen Grund- und Waldbesitz um das Kloster St. Märgen gewesen zu sein, denn *der Jäger zu St. Mergen habe die Ausstockung der Wälder in so vielen Jahren*, in denen es an Aufsicht durch den *Magistrat* mangelte, *zum Schaden des allgemeinen Guts* derart betrieben, dass er nun mehr Nutzfläche *als mancher Meyer* besitze, dafür jedoch nichts bezahle. Das gelte auch für *eine sehr große Anzahl Hintersassen in der Herrschaft St. Mergen*, die dem städtischen Waldbesitz dort *übergroßen Schaden* zugefügt hatten. Montfort empfiehlt außerdem, dass *Ratsverwandte* Akten und Rechnungen des Holzamts an sich nehmen und dessen Amtsführung untersuchen. Der Rat benennt hierauf eine aus sieben Personen bestehende Kommission unter dem Vorsitz von *Tit. Herrn Obristmeister*, um *einen Augenschein vorzunehmen* und angemessene Gegenmaßnahmen zu ergreifen.⁴⁸

Deutet diese Entschiedenheit Montforts in Angelegenheiten der Waldwirtschaft auf sachbezogenes, kommerzielles Denken und Handeln im Sinne des Allgemeinwohls hin, wobei er sich nicht scheut, das Versagen der Dienstaufsicht durch Amtsträger zu benennen, so zeigen ihn andere gut dokumentierte Reaktionen in Ausnahmefällen wiederum von der Seite eines Vorgesetzten, der auf harte Strafmaßnahmen gegen Unbotmäßige nicht unbedingt besteht: In der Sitzung vom 23. Dezember 1748 berichtet Montfort, die Küferzunft „Zum Oftringer“ wehre sich gegen die geplante Einquartierung von Rekruten in ihrer Zunftstube, da diese, weil *ziemblich baufällig*, dafür ungeeignet sei. Auf seine abschlägige Auskunft hin seien die Küfer jedoch zu *friedten und content* wieder abgezogen. Darauf habe der Quartiermeister Meyer auf seine anderslautende Verfügung mit der Bemerkung hingewiesen, *er seije quartiermeister, H[er]r.*

⁴⁵ Vgl. URSULA HUGGLE: Johann Simler, Kupferschmied und Rat zu Freiburg im 17. Jahrhundert (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 23), Freiburg 1989, S. 196.

⁴⁶ MARTIN (wie Anm. 1), S. 93.

⁴⁷ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 149, S. 773.

⁴⁸ Ebd., Nr. 150, S. 319ff., 403 und 1071.

Obristmeister habe ihm hierin falls nichts zu befehlen. Der Rat reagiert hierauf mit der Weisung an den Amtsschreiber, er möge mit einem Diener die Behausung des inzwischen erkrankten Quartiermeisters aufsuchen, die Akten dort abholen und dem Meyer ausrichten, er sei bis zu seiner Genesung suspendiert; inzwischen werde die Angelegenheit untersucht. Doch Meyer wurde beim Rat wieder vorstellig und ließ sich dabei nicht nur *ziemlich ohnanständig* vernehmen, sondern führte sich gegenüber dem ganzen Rat sowie dem Obristmeister *auf eine von einem Subalternen ohnzulässige Art* auf, dass er *die Entlassung aller Dings wohl verdient hätte*. Mit Rücksicht auf seine sieben Kinder war der Rat aus *besonderer Gnade* bereit, die verfügte Suspendierung unter der Bedingung zurückzunehmen, *daß er seinen Fehler bereijt, und Tit. Herrn Obristmeister Mondfort eine ostentative abbitt zu thun schuldig sich bekenne*. Überdies habe Meyer sich künftighin *beij Vermeidung ohnfehlbar erfolgreicher Cassation* strikt an die Weisungen des Oberquartiermeisters wie des Obristmeisters zu halten und nichts ohne *vorwissen und consens* dieser beiden Amtsträger dienstlich vorzunehmen. Da Meyer aber offensichtlich nicht bereit war, einzulenken, vielmehr nicht hinnehmbare Forderungen stellte und *mit Vermeldten die Sach weither khommen zu lassen*, beschloss der Rat, ihn seiner Dienstpflichten zu entbinden und ihn zu entlassen. Der Bitte Montforts, *in consideration seiner Person ihme [= Meyer] gnadt zu erweisen, indeme er vor sich keine satisfaction begehrt*, zu entsprechen, ist der Rat nicht bereit und kommt zu folgendem Entscheid: *Da nicht allein dem Herrn Obristmeister die Schimpf [...] geschehen [...], sondern [...] haubtsächlich dem magistrat angetan worden sei, außerdem über Meyers allzu despectierliche aufführung viele Klagen moviert worden seien, bliebe es bei seiner Cassation.*⁴⁹

Etwa ein halbes Jahr nach der Einsetzung des sogenannten „Interimsrates“ und trotz der nunmehr permanenten Aufsicht durch den strengen *Landtsfürstlichen Herrn Commissario* (von Sumerau) hatte sich die wirtschaftliche Lage Freiburgs, vor allem seine finanziellen Verhältnisse so negativ entwickelt, dass Schultheiß Steinmetz in der Ratssitzung vom 11. Oktober 1749 unter Hinweis auf die übergroßen Schulden der Stadt und die *große Armuth unserer gesambten Burgerschaft und gemeinen Wesens* vorschlug, eine Delegation nach Wien zu entsenden, um dort um *Sublevation [= Erleichterung] der ständischen Praestanten [= Leistungen] auch zur Erhaltung denen umb die Stadt liegenden Grundstücken zu bitten*. Diesem Vorschlag stimmte der Rat zu, und auf die Frage des Schultheißen, wem denn *dieses Geschäft von so großer Wichtigkeit aufzutragen were*, votierte der Rat einstimmig für Obristmeister Montfort, Stadtschreiber von Carneri sowie Ratsmitglied Johann Anton Voit. Schon in der folgenden *Extra-Ratssitzung* trug von Carneri vor, dass es *Sr. Exz. [von Sumerau] willen und meijnung gar nicht sei, eine kostbare in Häubtern St[adt]Schr[eib]er. oder Räthen bestehende Deputation zu wien zu sehen*. Dieser deutliche Wink veranlasste den Rat, *diese Reiß noch zue zeith zu verschieben* und zunächst an die *Hochgnädige Exzellenz* eine – von ihr offensichtlich erwartete – *unterth[änigste] schriftliche Bitte um Genehmigung zu richten*. Das entsprechende Ersuchen bewirkt einen überraschenden (scheinbaren?) Sinneswandel von Sumeraus, der in seiner an den Stadtschreiber gerichteten Antwort vom 21. Oktober 1749 nun von der *auf alle weis zu beschleunigenden* Reise nach Wien schreibt und eine *Instruction* beifügt, *nach welcher die 3 Herren Deputierte sich aufzuföhren und selber in allem stricte nachzugeleben hätten*. Auch dieser Meinungsumschwung wurde vom Rat *per unanimia confirmiert*. Weil sich die Amtshaus-Assessoren außerstande erklärten, die Finanzierung der Reisekosten von 100 fl aufbringen zu können, bot Montfort *aus Liebe vor das gemeine gueth* an, die ihm vom Grafen von Schauenburg übergebenen 122 Dukaten unter der Bedingung vorzustrecken, dass sie *dem Schauenburg* innerhalb von 14 Tagen durch *das ambthaus in guten Sorten* zurückzugeben seien. Diesen Modus lehnt wiederum der

⁴⁹ Ebd., Nr. 148a, Sitzung vom 11. Januar 1749 (ohne Blatt- oder Seitenzählung).

Rat ab, stimmt schließlich aber einem weiteren Finanzierungsvorschlag von Montfort zu, 600 fl rheinisch mit dem Vorbehalt vorzuschießen, dass diese Summe *in Zeith 4 Wochen längstens und ohne [...] anstand nach der von Montfort erfolgenden assignation und anweisung bezahlt [...] werden sollen wozu sich die Herren amtshaus assessores verpflichten und dies mit consens und approbation* von Schultheiß und ganzem Magistrat.⁵⁰ In der Folge ist indessen von diesem Reiseprojekt – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr die Rede.

In die Anfangszeit Montforts als Obristmeister fiel das ihn persönlich gewiss stark belastende, von Universität und Stadtgericht betriebene Verfahren⁵¹ gegen seinen „Vorzeigesohn“, den bis Ende Oktober 1747, turnusgemäß für ein halbes Jahr gewählten, noch als Rektor amtierenden *Herrn Professor Sacrae Scripturae und Hochfürstlich-Bischöflich-Constantzischen Commissario in Ehesachen Doctor Montfort*.⁵² Carl Joseph Anton Montfort hatte sich wegen *seiner mit zerschiedenen Personen anderen geschlechts theils selbsteingestandenem, theils überführter maßen verübten schändlichen und groben Mißhandlungen*⁵³ in einem Maße in Verruf gebracht, dass angesichts seines *sowohl unter sammentlichen Herren Professoribus, Regentibus et non Regentibus, als unter denen Studenten und Burgern gewordenen üblen ruef[s]* ein weiterer Verbleib des gravierend Beschuldigten an der Universität *vast nicht ohne anstoß des Publici und große ärgernis werde beschehen können*.⁵⁴ Nach monatelangen, vor allem den Senat der Universität enervierenden Verhandlungen, in denen es hauptsächlich um die Übernahme der beträchtlichen Kosten des Verfahrens und der finanziellen Entschädigung der Opfer durch den Beklagten bzw. durch seinen Vater ging – man rechnete von Seiten der Universität mit ungefähr 1.500 bis 2.000 fl – versicherte Montfort in einem an den Rektor bzw. Senat gerichteten *pro memoria* schließlich, die Begleichung von Prozess- und anderen Unkosten zu übernehmen, und dass er außerdem *gesinnet seije*, den Lebensunterhalt *ein oder zweijer armen Studenten oder ad alias pias causas was beijzutragen jedoch mit dem weiteren billichen gesuech*. Im Gegenzug erwartete er von Seiten des Senats, dass er in Anbetracht der von seinem Sohn nachweislich geübten *Bueß und Bekehrung* diesem, wenn schon nicht die Senatorenstelle, so doch die Professur belassen möge. Wie zu erwarten, lehnt der Senat diesen „Handel“ einstimmig – und einigermassen empört – ab und richtet danach sein ganzes Interesse auf die Bereitschaft des Herrn Obristmeisters, mittels erbetenem, zuletzt gefordertem Nachweis seiner Zahlungsfähigkeit den durch seinen Sohn verursachten Schaden finanziell wieder gutzumachen.⁵⁵ Obwohl auch der Magistrat (durch das öffentliche Amt Montforts) in den skandalösen Fall eingebunden war und Schultheiß Steinmetz die undankbare Aufgabe übernahm, zwischen Rat und Universität zeitweise auch als Bote bzw. Vermittler tätig zu werden, agierte der Rat seinen Sitzungsprotokollen zufolge bemerkenswert zurückhaltend und sachlich auf die mitunter ungeduldige Erwartungshaltung des Universitätssenats.

Aufgrund seines Amtes war Carl Franz Montfort weiterhin mit der Klärung und Befriedung zahlreicher Streitfälle unter Bürgern sowie Beschwerden von diesen gegen Amtspersonen und deren Eigenmächtigkeiten beschäftigt, ohne zunächst erkennbar in den Auseinandersetzungen der 1750er-Jahre zwischen Bürgerschaft, Stadt und Regierung handelnd tätig zu werden. Häufig dagegen gab es Veranlassung, in komplizierten Fällen von Seiten der Stadt *eine Untersuchung vorzunehmen*, womit wiederum Montfort als Leiter der entsprechenden Kommissionen in die

⁵⁰ Ebd., Nr. 149, S. 900-913.

⁵¹ Ausführlich dazu ZÜRN (wie Anm. 38).

⁵² UAF, A 10/30, fol. 809.

⁵³ UAF, A 10/31, fol. 148.

⁵⁴ UAF, A 10/30, fol. 767.

⁵⁵ UAF, A 10/31, fol. 143ff.

Pflicht genommen wird (z.B. die *immerschwebende Feindseligkeiten* [...] *zwischen* Talvogt und *diesseitigem Vogt*).⁵⁶

Gelegentlich war er an Bauprojekten wie dem im *Extra Rath* am 10. April 1754 erörterten *Casernen-Bau* beteiligt, zu dessen Finanzierung er wegen des *gemeinsamb Ständischen Beitrags sich des weiteren zu unterreden und Herrn Präsidenten um gnädigste Assistenz anzusehen* empfahl. Dieses Mal sollte er dazu eine vierköpfige Delegation anführen.⁵⁷

Schultheiß

Im Frühjahr 1756 endete Montforts Tätigkeit als Obristmeister, zugleich das Amt als solches:⁵⁸ In der neuen Ämterbesetzung, die gemäß der sogenannten „Allerhöchsten Einrichtungsnormale“ in der Ratssitzung vom 5. April festgelegt wurde, wird er als Schultheiß⁵⁹ bezeichnet. Er zählte nun als Vorsitzender des Stadtgerichts in der kommunalen Hierarchie nach dem Bürgermeister zu den sechs Mitgliedern des inneren Rats, d.h. jenes Gremiums, welches das Verhältnis der Stadt zu Regierung und Landständen wesentlich bestimmte und gegenüber der Bürgerschaft im Allgemeinen das ordnungsgemäße Funktionieren der Verwaltung sicherzustellen hatte. Gleichzeitig mit dem neuen Amt, übernahm Montfort die Funktion eines interimistischen *Guethleuth-Hoff-Pflegers*, das Amt des *Polierer-undt-Bohrer-Oberherrn* (zusammen mit seinem Stellvertreter im Schultheißenamt) und gemeinschaftlich mit dem Ratsmitglied Georg Fischer die Tätigkeit des stadtseits für die *Ursuliner-Gesellschaft geistl. Väter* Zuständigen. Schließlich fungierte er noch als *Executor der Landtsfürstlichen Stüftung*. Schon in seiner Eigenschaft als Obristmeister hatte er zumindest seit 1753 für eine unbekannte Dauer die Geschäfte eines Oberpflegers des Heiliggeist-Spitals wahrgenommen, wie eine mit dem Familienwappen und entsprechender Inschrift versehene Steinplatte, die ehemals vermutlich in einer Gebäudewand des im 19. Jahrhundert abgebrochenen Spitals eingelassen war, belegt (Abb. 4).⁶⁰ Man wird annehmen können, dass alle diese Nebenämter nicht allzu arbeitsintensiv waren, d.h. in der Hauptsache der Kontrolle von ordnungsgemäßer Funktion und des Wirtschaftsgebarens der jeweiligen Einrichtung dienten.

⁵⁶ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 150, S. 1163.

⁵⁷ Ebd., Nr. 154, S. 97.

⁵⁸ Ebd., Nr. 156, S. 102-110, sowie FRANZ LAUBENBERGER: Die Freiburger Stadtverwaltung im 17. und 18. Jahrhundert und ihre gesellschaftliche Struktur, in: Verwaltung und Gesellschaft in der südwestdeutschen Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts, hg. von ERICH MASCHKE und JÜRGEN SYDOW (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 5), Stuttgart 1969.

⁵⁹ Zu den Amtsobliegenheiten siehe WENDT NASSALL/HEIDI VERENA WINTERER-GRAFEN: Das Rechts- und Gerichtswesen, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 2001, S. 371-397, hier: S. 392-396, und StadtAF, B3 Nr. 8, fol. 6f.

⁶⁰ Derzeit im Zentralen Kunstdepot der Städtischen Museen Freiburg verwahrt.

Abb. 4

Gelber Sandstein (115 x 94 x 18 cm) mit dem Wappen der Montfort – Branche de Sallanches (mit Rose belegter goldener Schrägbalken auf blauem Grund, begleitet von zwei silbernen Sternen). Der Überlieferung nach stammt er aus dem im 19. Jahrhundert vorgenommenen Abbruch des Freiburger Heiliggeist-Spitals und dürfte auf Montforts Veranlassung in seiner Funktion als Oberpfleger des Spitals (und Obristmeister) 1753 am oder im Gebäudekomplex des Spitals angebracht worden sein. Heute im Zentralen Kunstdepot der Städtischen Museen Freiburg verwahrt (Städtische Museen Freiburg – Augustinermuseum).



In den Ratsbesetzungen der folgenden Jahre, die von dem latenten Konflikt zwischen vor-erösterreichischer Regierung, Landständen und Stadt im Zeichen des von Wien im Sinne des Absolutismus verfolgten Umbaus der österreichischen Staatsverwaltung bestimmt waren, wurde Montfort im Schultheißenamt sowie den erwähnten Nebenfunktionen jeweils bestätigt. Gleichzeitig ist von bemerkenswerten Aktivitäten seinerseits kaum die Rede. Wahrscheinlich folgte er im Zweifel auch hier seiner bisherigen Linie des Ausgleichs zwischen den Parteien und achtete auf ein Gleichmaß an Loyalität unter dem Aspekt des *gemeinen Wohls*.

Anlässlich einer neuen Ämterbesetzung um die Jahresmitte von 1760 kam es zwischen den Repräsentanten der Stadt und jenen der *landesfürstlichen Commission*, d.h. vor allem dem seit 1759 in Freiburg residierenden und „durchregierenden“ Regierungspräsidenten von Sumerau zu einer Kontroverse über die Frage, ob die Stelle des verstorbenen Schultheißen Filling nicht aus den Reihen der Ratsmitglieder nachbesetzt werden könne. Eine Notwendigkeit dafür ergebe sich aus dem Umstand, dass Bürgermeister von Kreijser durch sein eigentliches Amt, die Leitung des Oberpostamts in Freiburg, stark belastet sei, überdies *H[er]r Schultheiß Montfort wegen Hohen anbeij rühmlichen Alter[s] allbereits, und wegen zustoßen könnenden ohnpäßlichkeiten – wie erst jüngsthin beschehen, und der allerhöchste abwenden wolle – außer Stand kommen dörrften, daß ihre amtliche schuldigkeit, und hierwegen ohnehin vielfältige Geschäften gehemmt werden und erliegen könnten.*

Die Erwiderung von Sumeraus beschränkte sich zunächst darauf festzustellen, er könne *die wirkliche Aufstellung des 3ten Haupt[s] ohne vorhero beschehene allerunterthänigste Anfrag nicht zugeben.* Er fügte dann aber einerseits hinzu, dass er jedoch angesichts der dargestellten Notlage der Nominierung eines dritten Haupt[s] nicht widersprechen würde, andererseits, dass

von Kreijser *sein Geschäft gut erledigen könne*. Auf das so dramatisch geschilderte hohe Alter Montforts und seine möglichen Folgen ging von Sumerau mit keinem Wort ein.⁶¹

Im September 1762 wurde bei einer Ratssitzung in Gegenwart von Sumeraus und des *Regierungs-Canzlei-Directorio* von Stapf erneut auf das hohe Alter bzw. den Gesundheitszustand sowohl des Bürgermeisters von Kreijser als auch des Schultheißen Montfort abgehoben, die beide *in ihren amts Verrichtungen nach erfordernus des gemeinen besten nicht mehr fortzukommen vermögen*, und es wurde vorgeschlagen, einen Schultheißen *provisoris modo* anzustellen. Insbesondere der Kanzleiverwalter von Carneri betonte, dass diese Stelle vorzugsweise mit einem *Literatum* besetzt werden sollte, der vornehmlich darauf zu achten habe, dass er *der nicht in bestem Standt sich befindliche[n] Stättische[n] registratur [...] vorstehe und sich denen häufig vorkommenden Thurmamts geschäften mit allem Fleiß unterziehe*.⁶² Über die personelle Besetzung dieser Stelle scheint aber danach nicht definitiv entschieden worden zu sein, denn im Folgejahr wurde sie am Tag der Ratsbesetzung (30. Mai 1763) in Anwesenheit von Sumeraus und des Regimentsrats von Zweijer erneut und breit diskutiert. Anlass hierfür war zum einen die Nachbesetzung der Stelle des unlängst verstorbenen *Rathsfreunds* Kupferschmidt, zum anderen die wieder unbefriedigende Amtsausübung von Bürgermeister von Kreijser, der wegen *schwerster Krankheit* schon seit fast einem Jahr nicht mehr in der Lage war, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Dazu zählte auch die Interessenvertretung der Stadt gegenüber den Landständen bei deren Sitzungen, an denen in Vertretung des Bürgermeisters offenbar auch Montfort teilnahm. Zwar hatten sich die Ratsmitglieder auf Befragen durch von Sumerau als mit der Amtsführung von Bürgermeister und Schultheiß zufrieden geäußert, doch einschränkend angemerkt, dass Montfort die Beschlüsse des Rats und die Gerichtsentscheide wirksamer als bisher umsetzen möge und dass er von Vertretung des *Herrn von Kreijser bei den Sitzungen der Landstände künftig Abstand nähme*. Gerade diese Tätigkeit sollte nun dem *adjungirten Schultheißen Domenico Schmidting übertragen werden*, da sie von größter Wichtigkeit sei und von Montfort *als einem etlich und Siebenzig jährigen Mann* umso weniger in vergleichbarer Qualität wahrgenommen werden könnte. *Selbiger wäre nicht nur kein Literatus*, und auch nicht jemand, der *ein gutes Mundstück habe [...], sondern [würde] wohl gar stath was gutes aus zu wirkhen, ein- undt andere üble Folgen nach sich ziehen*.⁶³

Mit der Berufung Schmidtings zeigte sich von Sumerau einverstanden und bescheinigte Bürgermeister von Kreijser sowie Schultheiß Montfort die von jedermann geäußerte Zufriedenheit. Montfort stellt er die Frage, ob er nicht angesichts seiner jetzt verringerten offiziellen Verpflichtungen die ihm aus seinen vormaligen Dienstgeschäften zufließenden Gelder nun dem Schmidting zukommen lassen wolle, da dieser, *bis eine wirkliche Burgermeister- oder Schultheis Besoldung vacant wird*, mit seinem wesentlich geringeren Gehalt auskommen müsse. Von Sumerau macht Montfort *mit mehrerem vorstellig [...], daß dieser alleine Verlust einiges Nutzens ihme Schultheis Montfort umb so weniger schwär fallen könne, alß Er ohnehin mit sehr großen mittlen von Gott gesegnet wäre [...]*.⁶⁴ Zur allgemeinen Überraschung (deren Ausmaß vom Protokollanten von Carneri nicht dramatisch genug beschrieben werden konnte) bat sich Montfort eine kleine Bedenkzeit aus, die von Sumerau ihm gewährte. Da jedoch *der Schultheis Montfort von selbst von denen Ständischen Zusammenkünften abzustehen immindesten nicht gesinnet sein dörffte*, ersuchte der Rat von Sumerau *wiederholter Dingen [...] und angelegenest [...] dem Schultheis adjuncten Schmidting als einem Litterato* die Vertretung des Rats bei den

⁶¹ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 156, S. 367f.

⁶² Ebd., Nr. 160, Bl. 162r.

⁶³ Ebd., Bl. 217f.

⁶⁴ Ebd., Bl. 219v.

Ständischen Conferenzen zu übertragen. Obwohl dies im Sitzungsprotokoll nicht ausdrücklich bestätigt wurde, scheint von Sumerau dieser Bitte entsprochen zu haben und für Montfort hatte seine Weigerung – auch längerfristig – offenbar keine nachteiligen Folgen gehabt. Nach dem Ende der Sitzung vom 30. Mai 1763 waren die Spitzen des Magistrats, also auch Montfort, in der *hohen Bewohnung* von Sumeraus *mittelst Einnemmung einer herrlichen Mahlzeit, unter Bezeugung all nur erdencklichen Leuthseeligkeit, von Sr. Excellenz tractiret worden*.⁶⁵

Die erste Ratssitzung des Jahres 1765 wurde von Schultheiß Montfort – in Abwesenheit des Bürgermeisters von Kreijser – *wie bereits 2 1/2 Jahre beschehen* – präsiert und *die neue Jahresgratulation ziemlich abgestattet, worauf Canzleiverwalter n[omin]e Magistratus einen wohlmaijnenden Gegenwunsch getan hat*.⁶⁶

Bürgermeister

In der – herkömmlichem Zeremoniell entsprechend – von einem feierlichen Hochamt im Münster eingeleiteten Wahl und Vereidigung der neuen Ratsbesetzung am 27. Mai 1766 wurde zunächst die durch von Sumerau *viritim* abgehaltene *Umfrag* über das Verhalten der „Spitzenbeamten“ in der abgelaufenen Wahlperiode besprochen und in deren Ergebnis *durchgängig das Betragen beeder Schultheißen angerühmet*. Im Blick auf die anstehende Wahl des schon seit vier Monaten, d.h. seit dem Tod von Bürgermeister von Kreijser, *in die Wirklichkeit eines Schultheißen gekommenen Schultheißenadjunct Klumpp* richtete *Rathsfreund* Dominicus Gäß an von Sumerau *die gehorsamste anfrag*, ob nun nicht auch die Wahl eines Bürgermeisters anstehe. Worauf *S. Excell.[...] die g[nä]d[i]ge erklärungs dahin [gaben], der Schultheiß Montfort das älteste Haupt, und bereits qua talis gegen 20. jahr vorstehe, ihm in allweg gebühre, und Hochdießelbe nicht zugeben könnten, daß hierwegen eine umfrag beschehe*. So wurde durch diese überraschende *gnädige erklärungs* ein Stück Eigenständigkeit des Rats gleichsam demonstrativ außer Kraft gesetzt; man kann daher bezweifeln, ob von *jedermann*, wie von Sumerau *contestiert*, die *geäußerte Zufriedenheit und gute[s] Betragen* wirklich geteilt wurde.⁶⁷ Was den Regierungspräsidenten veranlasst haben mochte, den nun 80-jährigen und gesundheitlich angeschlagenen Montfort noch zum Bürgermeister zu bestimmen, ist nicht erkennbar; jedenfalls konnte er davon ausgehen, dass in kurzer Zeit ein Amtsnachfolger gefunden werden müsste. Das war im November 1769 in der Weise der Fall, dass *Magistrat und Ratsfreunde* den ältesten und vornehmsten Amtsinhaber (Schultheiß) als neuen Bürgermeister bestätigen sollten. Diese Position nahm der bisherige Bürgermeister-Stellvertreter, Schultheiß Klumpp, für sich mit dem Argument in Anspruch, dass nach dem Tod des 1769 verstorbenen Bürgermeisters – gemeint war, ohne genannt zu werden, Montfort – ebenso verfahren werden könne, wie nach dem Tod von dessen Amtsvorgänger von Kreijser. Dem widersprach nun der Kanzleiverwalter von Carneri vehement, indem er darlegte, dass die *allernädigste Landes Fürstin selbstn [...] die Freije Wahl eines Bürgermeisters, und des übrig abgängigen Raths Personalis dem inn- und äußeren rath der Statt Freijburg gestattet habe*.⁶⁸ Die Ernennung des Schultheißen Montfort zum Bürgermeister sei von dem *Herren Regierungs- und KammerPraesident als Landesfürstl. Hohen Commissario gleichsam Ex Imperio, und unter acclamation der gegenwärtig-anwee-*

⁶⁵ Ebd., Bl. 221r.

⁶⁶ Ebd., Nr. 162b, S. 3.

⁶⁷ Ebd., S. 373-375.

⁶⁸ D.h. im Rahmen des *allerhöchste[n] Einrichtungs-Normale de a° 1756*.

senden Magistratualen geschehen. Das könne indessen kein Vorrückrecht für ein älteres Haupt begründen.⁶⁹

Die 1768 in den traditionellen Formen vorgenommene neue Ratsbesetzung begann wiederum mit der durch den Regierungspräsidenten abgehaltenen Befragung des *Magistrats zu Bürgermeister Montfort und Schultheis Klumpp* (in deren vorübergehender Abwesenheit) *wegen ihres Verhaltens eingeleitet und wider ihr Betragen nichts eingewendet. Gleichwohl* wurde den beiden Amtsträgern vom hohen Herrn *die öftere Abhaltung der inneren Raths- und Deputations-Sessionen [...] anmit eingebunden und anempfohlen*. Ihre Eidesleistung gegenüber der Universität – *aus dem allt-Stättischen sogenannten aijdtbuch vorgeleßen* – wollte von Sumerau ab sofort und für künftig abgestellt wissen, da die Universität jetzt in *Kais. Königl. Pflichten genommen sei und auch immediate unter [der] hohen Landes-Regierung zu stehen genieße*.⁷⁰

Die erste Ratssitzung des Jahres 1769 – am 16. Januar – leitete Schultheiß Klumpp im Namen des erkrankten Bürgermeisters Montfort und übermittelte den Anwesenden an ihrem Beginn die traditionelle Neujahrsgratulation.⁷¹ Knapp ein halbes Jahr später und im Zuge der bevorstehenden neuen Ämterbesetzung vermerkte das Protokoll der Sitzung vom 3. Juli 1769 an der Spitze der Anwesendenliste: *Herr Bürgermeister Cessat*.

Tod und Vermächtnis

Carl Franz Montfort war am 25. Juni 1769 in seinem Haus „Zum Rosen“ in Freiburg im Alter von 83 Jahren gestorben und wurde zu einem nicht überlieferten Zeitpunkt im nördlichen Chorumgang des Münsters vor der Heimhofer-Kapelle neben seiner Frau beigesetzt. Die Inschrift der Grabplatte nennt den *hoch und wohledel gebohrene[n] gestrenge[n] Herr[n]* – in übertreibender Abwandlung des von Sumerau'schen Worts von dem *20 jährigen Haupt – als 22 iahriges der loblichen Statt Freiburg regierendes Oberhauptz*. Den umfangreichen, detaillierten Unterlagen zu Montforts Nachlass ist zu entnehmen,⁷² dass allein die Begräbniskosten einschließlich der Legate und Stiftungen den im offiziellen Inventar angegebenen Wert seines (Haupt-) Hauses „Zum Rosen“, nämlich 3.000 fl, überstiegen. Der *Gesamtanschlag der liegenden Güter* wird im genannten Inventar mit rd. 13.000 fl angegeben. Hierzu zählten neben dem erwähnten Gebäudekomplex „Zum Rosen“ (*Behausung, Hof, Stallung nebst 2 Hinterhäusern*) die *in der Schiffgasse gelegen[e] Behausung samt Garten, Stallung und Scheuren* im Wert von 2.500 fl, sodann eine Ölmühle und *Walkhe vor dem Schwabentor*, Gärten *samt einer darinbefindlichen Wohnbehausung* sowie landwirtschaftliche Nutzflächen, darunter zahlreiche Rebgrundstücke, rund um das Stadtgebiet gelegen, und schließlich *Fruchtgülden* in Neuershäusern und Waldshut. Der Gesamtwert des von Montfort hinterlassenen Privat- und Geschäftsvermögens belief sich auf ungefähr 47.830 fl, und nach dem Abzug von Schulden und Steuern verblieben den Erben 34.460 fl – ohne den Wert der beiden Stadthäuser, die an Montforts Kinder Martin Rudolph und Maria Theresia übergingen. An Barvermögen erbten diese beiden jeweils 17.230 fl. Montforts *geistlicher Herr Sohn* sollte angesichts der vom Vater finanzierten und von ihm auf 5.000 fl geschätzten Ausbildungs- und Prozesskosten sowie gemäß seinem anno 1758 schriftlich erklärten Verzicht als Erbe eigentlich unberücksichtigt bleiben; in seinem vom 27. November 1767 datie-

⁶⁹ StadtAF, B5 XIIIa Nr. 166, S. 286-291.

⁷⁰ Ebd., Nr. 163, S. 377-379.

⁷¹ Ebd., Nr. 166, S. 1.

⁷² StadtAF, C1 Erbschaften 184.

renden Testament bedachte ihn Montfort jedoch – zu *Bezeugung meiner väterlichen Neigung* – mit dem rd. 9.850 fl betragenden Pflichtteil.⁷³

Abschließend sei nochmals auf das eingangs beschriebene Herrenporträt, in welchem die Nachfahren Carl Franz Montforts seit dem späten 19. Jahrhundert den Vorfahren zu sehen glaubten, zurückgekommen. Eine sorgfältige technische Untersuchung des Bildes, die Aufschluss über den Untergrund vermuteter Übermalungen hätte geben können, vielleicht auch Erkenntnisse über den Maler oder gar die Identität des Dargestellten, blieb ohne Ergebnis.⁷⁴

Die Diskrepanz zwischen der eingangs beschriebenen Kleidung und dem Lebensalter des Porträtierten (um 1770 über 80-Jährigen) geben zusammen mit der Quellenlage vollends Gewissheit darüber, dass das Bildnis nicht Carl Franz Montfort zeigt: Die sowohl nach seinem Tod wie dem seines Sohnes Martin Rudolph († 1770) und seines Enkels Franz Carl († 1797) angelegten offiziellen Inventare der jeweiligen Privathaushalte zählen unter der Überschrift *verschiedene Zimer Verzierungen* neben Möbeln, Spiegeln und Uhren auch diversen Wandschmuck in Form von Bildern – 1797 wurden davon 20 Stück, zudem zwei Kupferstiche verzeichnet – auf, deren Motive jeweils ausreichend verständlich notiert waren. Keine dieser Bildbeschreibungen ist jedoch mit dem Porträt in Verbindung zu bringen. Es befand sich demnach zumindest innerhalb dieser drei aufeinander folgenden Generationen nicht in Familienbesitz. Aber auch im 19. Jahrhundert ist das Bild eines Familienmitglieds oder einer ihr nicht zugehörigen Person in keinem Inventar nachweisbar.⁷⁵

Die Lösung des Rätsels dürfte darin zu suchen sein, dass Carl Theodor Friedrich sen. Montfort (1855-1921) – historisch interessierter Liebhaber und Sammler von Antiquitäten – zu unbekannter Zeit das Herrenbildnis von ungenanntem Händler – möglicherweise mit entsprechender Zuschreibung – erworben hat und es, mit dem Bildtitel „Bürgermeister Montfort“ versehen, seinen Nachkommen hinterließ.

⁷³ Ebd., *Letztwillige Disposition Mein Carl Franz Montfort einer lobl. K.K.V.Ö. Stadt Freijburg Burgermeistern*, S. 1.

⁷⁴ Für seine Bemühungen darum danke ich Herrn Dipl.-Restaurator Christoph Müller vom Augustinermuseum Freiburg.

⁷⁵ StadtAF, C1 Erbschaften 184.

Invitiert *ad Bacchanalia* oder zu einem *Fasnachtküchlein*. Klosterfastnacht in St. Peter und St. Märgen im 18. Jahrhundert

Von
ERICH KAISER

Bacchanalien hinter Klostermauern? Zugegeben: Das klingt reißerisch, aber es gab sie wirklich im 18. Jahrhundert, die fastnächtlichen Bacchanalien in den Klöstern (Abb. 1). Freilich waren sie in der Regel nicht so skandalös, wie der heutige Gebrauch des Begriffs ‚Bacchanal‘ vermuten lässt, der – von den tumultuarisch wilden Bacchusfeiern zu Ehren des römischen Weingottes übernommen – ein wüstes Trinkgelage bezeichnet. Aber sie brachen immerhin so sehr aus dem mönchischen Alltag aus, dass Philipp Jakob Steyrer, von 1749 bis 1795 Abt in St. Peter, sich in seinem Tagebuch von Jahr zu Jahr mehr über die Störung der Klosterordnung an Fastnacht erregte und sich ein Konflikt zwischen ihm und seinen fastnachtsfreudigen Patres anbahnte. Durch Abt Steyrers Diarium, das Tagebuch seines Nachfolgers Ignatius Speckle (reg. 1795-1806) und die Tagebücher der St. Märgener Äbte Andreas Dilger (reg. 1713-1736), Petrus Glunk (reg. 1736-1766) und Michael Fritz (reg. 1766-1781) lässt sich gut veranschaulichen, wie damals in den Klöstern die als ‚Bacchanalien‘ bezeichneten Fastnachtsfeiern begangen wurden.¹ Dabei kommen ernste und zum Teil auch kuriose Interna aus dem Klosterleben ans Licht, zudem spiegeln sich in den Veränderungen der Klosterfastnacht im 18. Jahrhundert die äußeren Geschehnisse der Abtei St. Peter wider. Zugespitzt könnte man sagen: Auch an der Speisekarte der Bacchanalien lässt sich die Geschichte der Abtei von ihrer Blütezeit bis zur Säkularisation ablesen.

Die Art und Weise, wie die Äbte von der Fastnacht sprechen, ist charakteristisch für die beiden Klöster. Im eher einfachen ländlichen Milieu des Augustiner-Chorherrenstifts St. Märgen verwenden die Äbte in ihren auf Deutsch verfassten Tagebüchern die heute noch üblichen Bezeichnungen *Fasnachtzeith*, *der so genannthe Schmutzige Donnerstag*, *Faßnacht* und *Faßnacht Montag*.² Als Oberhaupt der vom benediktinischen Wissenschafts- und Bildungsanspruch geprägten Abtei St. Peter dagegen spricht Philipp Jakob Steyrer in seinem lateinischen Diarium von den drei letzten Fastnachtstagen in humanistisch-altsprachlicher Tradition als *in tribus ultimis Bacchanaliorum diebus*, gelegentlich nennt er sie auch *Saturnalia* (nach dem römischen Freudenfest zu Ehren des Gottes Saturn) und einmal auch *Hilaria* (nach dem zu Ehren der Göttin Kybele begangenen Frühlingsfest). Den Schmutzigen Donnerstag umschreibt er auf Lateinisch umständlich als den fünften und den Fastnachtsdienstag als den zweiten Wochentag vor Ascher-

¹ PHILIPP JAKOB STEYRER (St. Peter): *Diarium Philippi Jacobi, abbatis monasterii S. Petri a die 8. Dec. 1749 usque ad finem anni 1772*, 8 Bde., Generallandesarchiv Karlsruhe, 65/549-556; IGNAZ SPECKLE (St. Peter): *Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald*, 3 Bde., bearb. von URSMAR ENGELMANN, Stuttgart 1965-1968; ANDREAS DILGER (St. Märgen): *Die Tagebücher des Abtes bzw. Propstes Andreas Dilger von St. Märgen und Allerheiligen/Freiburg (reg. 1713-1736)*, bearb. von ELISABETH IRTENKAUF, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 119 (1999), S. 5-328; PETRUS GLUNK (St. Märgen): *Die Tagebücher des Abtes Petrus Glunk von St. Märgen auf dem Schwarzwald (reg. 1736-1766)*. Gesamtfassung, übertragen und bearb. von ELISABETH IRTENKAUF, Löffingen 2000; MICHAEL FRITZ (St. Märgen): *Das Tagebuch des vorletzten Abtes von St. Märgen im Schwarzwald*, Michael Fritz, hg. von FRANZ KERN, in: *Freiburger Diözesan-Archiv* 89 (1969), S. 140-309. Wörtliche Zitate aus den Abtstagebüchern werden kursiv gesetzt; ins Deutsche übersetzte Auszüge aus Abt Steyrers lateinischem Diarium sind in Anführungszeichen wiedergegeben.

² GLUNK (wie Anm. 1), Februar 1745 und 1740; FRITZ (wie Anm. 1), Februar 1770 und 1772 u.ö.



Abb. 1 Fröhlichkeit im Kloster: Zwar keine Fastnachtsmaske, aber immerhin ein überaus verschmitzt lächelndes Abtsgesicht grüßt aus dem schmiedeeisernen Oberlichtgitter über dem Portal der Kirche St. Peter (Foto: Leopold Rombach).

mittwoch, der Fastnachtssonntag heißt bei ihm nach seiner Stellung im Kirchenjahr *Dominica Quinquagesima*. Erst ab 1766 benützt auch Steyrer den deutschen Namen *Faßnacht*, und noch später erklärt er, dass der fünfte Wochentag vor Aschermittwoch volkssprachlich „Schmutziger Donnerstag“ genannt wird (*quae à vulgo appellatur der schmutzige Donnerstag*).³

Der Schmutzige Donnerstag

Fastnächtliche Einladungen und Gegeneinladungen, wie sie damals unter Nachbarklöstern allgemein üblich waren, sind zwischen St. Märgen und St. Peter schon im frühen 18. Jahrhundert bezeugt.⁴ Das Startzeichen gab traditionell St. Märgen, das am Schmutzigen Donnerstag Gäste aus dem Nachbarkloster St. Peter einlud, um ihnen *das so genanthe Fasnachtsküchlein zu geben*. Abt Petrus Glunk schreibt: *Habe die H. H. Nachbarn zu einem Fasnachtsküchlein invitirt. Er ist allein mit einem Bedienten nacher St. Peter, aldorth H. Praelathen ein Visit zu geben und die H. H. Patres auf die Fasnacht einzuladen. Und er hält fest: In der Fasnacht besuchen die H. H. Confratres von St. Peter und alhiesige einander [...]. Durch die Fasnachtzeith seynd mei-*

³ STEYRER (wie Anm. 1), 22.2.1772, 19.2.1764, 7.2.1766, 22.2.1770, 25.2.1772, 13.2.1752, 9., 10. und 11.2.1766 sowie 25.2.1772.

⁴ DILGER (wie Anm. 1), 22. und 23.2.1729.

ne H. H. Canonici ein pahr Mahl nacher St. Peter, wohingegen die H. H. Patres von St. Peter wider herüber zu uns komen mit beyderseits vollkomenem Vergnügen. Abt Steyrer schickte in der Regel drei Patres zu dem St. Märgener ‚Fasnachtküchlein‘, das bei ihm *Convivium Bacchanalitium* heißt, also Fastnachtsessen, und ließ sie gelegentlich auch dort übernachten. Als Gegeneinladung zu diesem St. Märgener ‚Fasnachtküchlein‘ hat St. Peter die Nachbarn auf den Fastnachtsmontag *ad Bacchanalia* usw. *invitiert*.⁵

Am Schmutzigen Donnerstag erlaubte in St. Peter der Abt den Dienern, Handwerkern und Mägden des Klosters, nachmittags bis zum Angelusläuten in der Wirtschaft zu tanzen: *Hodie post meridiem servis, opificibus et ancillis permisi choreas in Caupona usque ad pulsum vespertim salutationis Angelicae et agoniae Christi quadrante post h. 5*. Steyrer wollte das Tanzvergnügen der Leute unter Kontrolle haben, weil er darin wohl die Gefahr der Ausschweifung und der Versuchung zur Sünde sah, der die Strafe auf dem Fuß folgen werde. Er erzählt immer wieder Warngeschichten hierzu: wie im Winter ein Jugendlicher aus St. Peter nach einem nächtlichen Trinkgelage und Tanzerei im Wirtshaus von St. Märgen auf dem Heimweg beim *Kapfen Berghäusle* im tiefen Schnee erfroren sei, oder wie ein anderer junger Mann aus Zähringen an Fastnacht beim Tanzen zusammengebrochen und gestorben sei.⁶ Auch in St. Märgen suchten die Äbte die ihnen suspekten Tanzfreude in engen Grenzen zu halten: *In der Fasnacht seynd keine anderen Dänz als am Montag und Zinstag erlaubt worden*. Das tanzlustige Volk fand allerdings in der Fastnachtszeit Mittel und Wege, diese Verbote zu umgehen. Abt Petrus Glunk klagt, er *habe allhiesigem Neuen Würth sagen lassen, bey Straf 1 Pfd. Wachs solle er nit nach Bettzeith tanzen lassen. Ist aber schlecht gehalten worden, dann einiges Mahl haben sie die Ausred, es seye der Brauch, nach Bettzeith 3 Dänz zu thun, oder sie haben nit gehört läuten p. Sie fürchten die weltliche Obrigkeith nit vill, noch weniger die gaistliche*.⁷

Die dreitägigen Bacchanalien in St. Peter

In der Abtei St. Peter wurden am Fastnachtssonntag, -montag und -dienstag die Bacchanalien gefeiert. Im Mittelpunkt stand an allen drei Tagen im Refektorium des Konvents ein Festessen mit Gästen, das *Convivium Bacchanalitium*, das Steyrer gelegentlich auch *Convivium Saturnalitium* oder meist einfach *convivium solitum* oder *convivium consuetum*, das übliche Gastmahl, nennt.⁸ Im Unterschied zu den offiziellen repräsentativen Feiern zum Namenstag des Abtes oder zum Schuljahresende, zu denen hohe Gäste aus Freiburg und der weiteren Umgebung gebeten waren, findet man auf Steyrers Gästelisten für die Fastnacht vor allem St. Petermer Bürger und Angestellte des Klosters (Abb. 2): den *Burgermeister*, den *Schulmeister*, den *Wirt*, den *Klosterjäger*, den *Amtmann*, die *Meier* (d.h. Verwalter) der Klosterhöfe, die *Vögt und Untervögt*, den *Nachtwächter*, den *Klosterbub*, einen *alten Kammerdiener*, verschiedene Handwerker wie *Müller, Sattler, Gerber, Metzger, Schreiner, Nagler* oder *Glaser* und andere mehr. Mitten unter ihnen saßen auch Bauleute und Künstler, die gerade in der Abtei arbeiteten, wie etwa der *Baumeister mit seinem Gesellen, der ihm geholfen hat, das Modell zum neuen Konvent machen*, der *Gypsator* [Stukkateur] *Gigel*, der *Bildhauer Mathias Faller*, der *Orgelmacher Hermann* oder

⁵ GLUNK (wie Anm. 1), Februar 1739 und 1743, 18.2. und 27.2.1737; STEYRER (wie Anm. 1), 22.2.1759; GLUNK (wie Anm. 1), 5.2.1739 und Februar 1738.

⁶ STEYRER (wie Anm. 1), 14.2.1765 und 8.1.1756.

⁷ GLUNK (wie Anm. 1), 8.2.1750 und 20.2.1737.

⁸ STEYRER (wie Anm. 1), 13.2.1752, 7.2.1766, 9.2.1755, 26.2.1759 u.ö.

der *Pictor* [Maler] *Simon*.⁹ An getrennten Tischen wurde den *Fratres* und den Klosterschülern serviert. Modern ausgedrückt, könnte man also in der Klosterfastnacht eine Art Betriebsfeier als Dank an die Mitarbeiter sehen, wie sie heutzutage von Firmen etwa vor Weihnachten veranstaltet werden. Das Unterhaltungsprogramm war denn auch – wie später noch am Beispiel der Komödienaufführungen gezeigt wird – ganz auf dieses einfache heimische Publikum zugeschnitten.

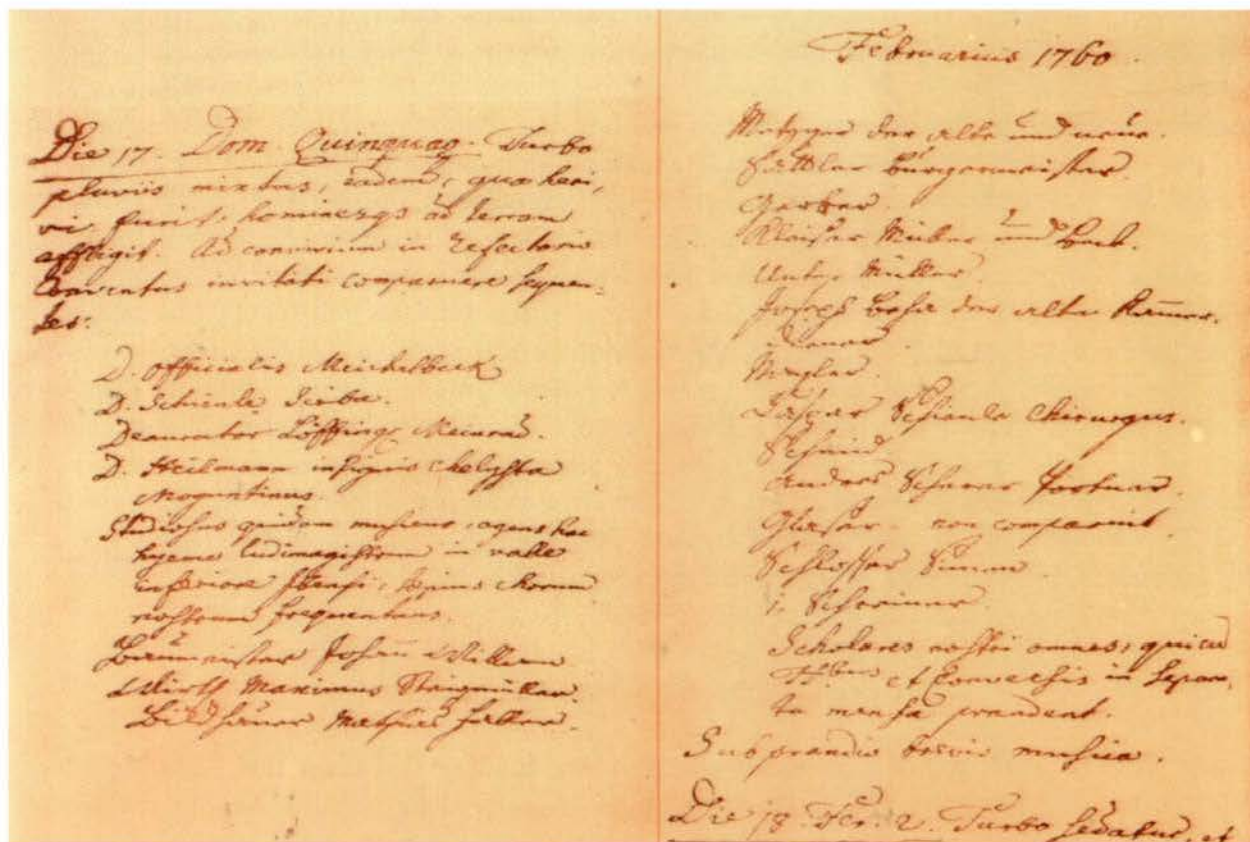


Abb. 2 Aus Abt Steyrers ‚Diarium‘: Liste der Gäste vom Fastnachtssonntag am 17. Februar 1760, darunter neben dem Bürgermeister, verschiedenen Handwerkern u.a. auch der Bildhauer Mathias Faller (Foto: Leopold Rombach).

Auf das Mittagessen (*Convivium*), das von 12 Uhr mittags bis 3 Uhr nachmittags dauerte, folgte um 6 Uhr abends die *Coena*, das Abendessen, bei dem die klösterliche Alltagsordnung etwas gelockert wurde: Alle saßen an einer gemeinsamen Tafel (schon dies wird von Steyrer als Durchbrechen der gewohnten Regel immer wieder hervorgehoben), das sonst bei der *Coena regularis* vorgeschriebene Stillschweigen wurde aufgehoben und es waren Gespräche gestattet (*Coena cum colloquio*). Wenn sich zum Verdruss Philipp Jakob Steyrers die Abendmahlzeit länger hinzog – einmal bis um 10 Uhr nachts –, verließ er um 8 Uhr als erster die Runde. Am Fastnachtmontag waren abends im kleinen Gastespeisesaal gelegentlich auch weibliche Gäste anwesend, zum Beispiel die Frau, die Schwester und die Töchter des Amtmanns, die Frau des Wirts und die Frau des Architekten, die Klosterköchin oder die Mutter eines der *Patres*.¹⁰

⁹ Ebd., 13.2.1752, 4., 5. und 6.3.1753 sowie 11.2.1771.

¹⁰ Ebd., 7.2.1758, 27.2.1770, 2.2.1761 und 11.2.1771.

Mit dieser abendlichen Einladung am Fastnachtsmontag wurden also an den drei Fastnachtstagen insgesamt vier ausgedehnte Mahlzeiten gehalten. Darüber empört sich Abt Steyrer besonders dann, wenn auch noch unerwünschte „externe Gäste ankommen, wie es fast immer der Fall ist, die hernach über das Kloster lästern, und von denen die Hl. Schrift sagt: Er wird die Undankbaren aufnehmen und ihnen zu essen und zu trinken geben, und muss dafür noch verletzende Worte hören. Eccl. 29 v. 32“.¹¹ Seinem Ärger darüber machte Steyrer nicht nur in seinem Diarium Luft, sondern auch im Gespräch mit seinem St. Märgener Amtsbruder Fritz, der dies sehr anschaulich wiedergibt: *Dan verwichend Jahr sind Officier und andre Beambte von Freyburg über die ganze Faßnacht allda [in St. Peter] geweßen, und solche Leith pflegen insgemein die Gottshaiüßer nachhero außzurichten. Es ist also der Herr Prälath gesinnet, die Gäste nach und nach von dem Convent abzuziehen.*¹²

Im Tagebuch Abt Steyrers liest man von seinem von Jahr zu Jahr wachsenden Widerwillen gegen die Klosterfastnacht (Abb. 3). An einem Dienstag stöhnt er mit dem pathetischen antiken Klagelaut *eheu* (ach und weh!) darüber, dass das gleiche übliche Gastmahl wie am Vortag stattfindet: *Convivium eheu! consuetum ut heri*. Immer wieder boykottiert er das lange Festmahl und speist allein: „Faßtn. Dienstag [...]. Heute habe ich das Mittagessen und Abendessen im Konklave eingenommen, aus Abscheu gegen die lange Sitzung im Konvent, die endlich abgeschafft werden sollte! Aber noch dringender müssten die vielen Gäste abgeschafft werden.“ In einer Kapitelversammlung versuchte er, dem ganzen Fastnachtstreiben ein Ende zu bereiten. Er argumentierte, die vier Festmähler an den drei letzten Fastnachtstagen passten nicht in die gefährlichen Zeiten, man solle die Gäste ausschließen und – das Abendessen am Fastnachtsdienstag ausgenommen – zu maßvollen Mahlzeiten (*moderatas refectioes*) ohne Kolloquium zurückkehren, da die Ordensregel jede Unterhaltung beim Essen (*coena regularis*) verbiete. Der Abt wollte dies aber nicht einfach anordnen, sondern ließ seinen Kapitularen zwölf Stunden Zeit, sich ihre Meinung zu bilden. Das Resultat: die meisten Älteren wollten den bisherigen alten Brauch – nach Steyrers Ansicht: Missbrauch – beibehalten, während die Jüngeren bereit waren, sich seiner Anordnung zu fügen. Er wagte indessen nicht, seinen Willen kraft seiner Autorität durchzusetzen, da er die Eintracht und den Frieden in der Ordensgemeinschaft durch die fastnachtswilligen Patres in Gefahr sah. Aus Trotz und Resignation blieb er nach dieser Kapitelversammlung an allen drei Fastnachtstagen den Mahlzeiten fern und speiste demonstrativ allein im Konklave, denn „noch immer waren mir die vier langen Sitzungen dieser dreitägigen Bacchanalien verhasst, und zwar jetzt am allermeisten [...]. Trotzdem habe ich auch in diesem Jahr diesen schändlichen Missbrauch zugelassen, wenn auch aufs äußerste verärgert, um unzufriedenes Murren zu vermeiden, und auch weil einige gedroht hatten, sich an den Ordenspräses zu wenden, falls der Brauch aufgehoben würde“.¹³

Zu den Kostbarkeiten im Kirchenschatz von St. Peter gehört ein 1522 geschaffener, mit reicher Gravirkunst verzierter Messkelch,¹⁴ der auch in unserem Themenzusammenhang interessant wird: In winzigen Porträts sind auf seinem Fuß wie in einem mittelalterlichen Totentanz die Vertreter der damaligen Stände dargestellt, vom Kaiser bis zum Handwerker, und zwischen ihnen ist auch das Bild eines Narren eingraviert (Abb. 4). Dieser Narr bringt nicht fröhliche Fastnachtsstimmung zum Ausdruck; in der Tradition der Narrenliteratur der Zeit (1494 war

¹¹ Ebd., 3.2.1761 und 2.3.1772.

¹² FRITZ (wie Anm. 1), 25.2.1772.

¹³ STEYRER (wie Anm. 1), 12.2.1771, 22.2.1772 und 2.3.1772.

¹⁴ ALFRED ERHART: Der Kirchenschatz von St. Peter, in: St. Peter im Schwarzwald, hg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN, München und Zürich 1977, S. 124-143, hier S. 128; Das Vermächtnis der Abtei. 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald, hg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN, Karlsruhe 1993, S. 318f.



Abb. 3 Abt Steyrer übte vergeblich scharfe Kritik an den fastnächtlichen Bacchanalien im Kloster St. Peter (aus: www.kloester-bw.de).



Abb. 4 Aus dem Kirchenschatz St. Peter: Auf dem Fuß eines Messkelchs von 1522 ist u.a. das Bild eines Narren als Verkörperung menschlicher Untugenden und Laster eingraviert (Foto: Leopold Rombach).

Sebastian Brants Moralsatire „Das Narrenschiff“ erschienen) ist er vielmehr die Verkörperung menschlicher Untugenden, Sünden und Laster – der Narr als Inbegriff des moralisch unbelehrbaren Menschen. Mit diesem kritischen Blick hat 250 Jahre später auch Abt Steyrer die Verteidiger der Bacchanalien in seinem Kloster betrachtet.

Ehrentrunk und Ehrenspeise

Wenn von Bacchanalien die Rede ist, möchte man auch wissen, was gegessen und getrunken wurde. Von einem alkoholischen Exzess, der den Namen ‚Bacchanal‘ im Sinne von Trinkgelage verdient, berichtet Mitte des 18. Jahrhunderts Abt Petrus Glunk. Der Vorfall ereignete sich allerdings nicht in seinem Kloster selbst, sondern in seiner mit St. Märgen verbundenen Propstei

Allerheiligen in Freiburg. Der Delinquent war ein Ordensgeistlicher namens P. Matthäus, der bei den fastnächtlichen *Gastereyen* [...] *sich mit Wein so starch angetrunken, dass er an einer Cholic schier gestorben. Diser hat sonst ein Votum [Gelübde] gethan, keinen puren Wein zu trinkhen, aber laider schlecht gehalten.*¹⁵ Knapp zwei Jahrzehnte zuvor war im Kloster St. Märgen ein gewisser P. Bartholomäus – bei Abt Dilger als Streithammel wohlbekannt (*dan wo der Bartle ist, da sein alleweil Händel*) – aus der Rolle gefallen und hatte dem Schulmeister *in der Fasnacht die Bratschen auf dem Kopf verschlagen und die einte Hand sehr verwundet.*¹⁶

In der Regel verlief jedoch das Fastnachtstreiben in der gesitteten Form festlicher Mahlzeiten. Die Einladungen verursachten freilich so hohe Kosten, dass Abt Glunk erleichtert eine *Gesparsame Fasnacht* registriert, als einmal in St. Märgen ein schneereicher Winter die Gäste fernhielt: *Dise Fasnachtzeith waren keine Gäst zu uns komen, indeme vill Schnee ware, habe auch dessentwegen nit nacher St. Peter geschickht; haben also keine sonderbahren Kösten gehabt und außer denen 3 letsten Tügen, auch vorigen Donnerstag, jederzeith mit dem ordinari [gewöhnlichen Essen] uns beholfen [...]. Zu Freyburg [in der Propstei Allerheiligen] waren hingegen schon Gastereyen, einmahl die HH. PP. Jesuiten, das andere Mahl RR. PP. Capucini, 2mahl RR. PP. Franciscani, auch andere an Stattleithen [...]. Was alhier [in St. Märgen] erspart würdt, woher doch alles gehört und fundiert ist, würdt zu Allerheyligen consummiert und zum Überfluss gebraucht [...].*¹⁷

Welche Speisen und Getränke bei den Bacchanalien in St. Peter serviert wurden, verrät Abt Steyrer leider nicht, er erwähnt *lediglich potus et cibus honorarius*, die sogenannte „Ehrenspeise“ und den zusätzlich gewährten „Ehrentrunk“.¹⁸ Vermutlich wollte er aus Widerwillen gegen die dreitägigen fastnächtlichen Schmausereien gar nicht näher darauf eingehen. Bei anderen Gelegenheiten notiert er hingegen sehr wohl die Speisekarte der klösterlichen Tafel, sodass wir uns vorstellen können, was bei festlichen Menüs, zu denen ja auch die Mahlzeiten an Fastnacht zählten, aufgetischt wurde; so zum Beispiel am Ostersonntag 1754:

Suppe

„Es ist üblich, auch ein geweihtes Lamm zu reichen,
das aus Butter geformt ist, mit zermahlenden Stückchen
Rauchfleisch und kleingehackten Eiern.“

Blut- und Leber-Wurst

Rindfleisch

Süße Rub . . . [?] mit Speck

Kalbfleisch-Pastete

Wildpret-Braten von einem Hirsch

Junge gebratene Geiß

Salat von Sonnen Würbele und Körble-Kraut.

¹⁵ GLUNK (wie Anm. 1), Februar 1748.

¹⁶ DILGER (wie Anm. 1), 17.2.1725 und 25.3.1726.

¹⁷ GLUNK (wie Anm. 1), Februar 1748.

¹⁸ STEYRER (wie Anm. 1), 22.2.1772 u.ö.

Am Fest des Ordenspatrons Benedikt zählt Steyrer 1751 eine besonders reichhaltige Abfolge der Speisen auf; weil dieser Feiertag mitten in der Fastenzeit liegt, durfte allerdings kein Fleisch gegessen werden:

„Speisen, die an diesem Tag aufgetragen wurden.

Zum Mittagessen:

Zum Abendessen:“

Krebssuppe

Butter Knöpfe

Pastete mit Karpfen.

Weiß Kraut.

Schnecken

Strudel von Äpfeln.

Stockfisch

Eyerwürstle

Geröstete Lax

Türkische Bünd

Hecht in der Brühe

Fröschen Schenkel

Mandelschnitten.

Backene Forellen

Aalen

Salat mit Bricken [Neunauge]

Torten

Hippen [eine Art Fladenkuchen]

Küchle

Aepfel p. [= usw.]¹⁹

Milch Gerste

Gesottene Eyer

Forellen in der Brühe

Ein Speiß von übriggebliebenen gebrathenen Fischen p.p. [=usw.]

Von diesen beiden Ersatzbeispielen aus lassen sich Rückschlüsse auf die Bacchanalien ziehen. Bei ihren stundenlangen Gastereien darf man mit Recht einen reich gedeckten Tisch vermuten; nicht umsonst hatte Abt Steyrer von seinen Mitbrüdern gefordert, an den Fastnachtstagen wieder zu maßvollen Speisen (*moderatas refectioes*) zurückzukehren. Der Eindruck, die Ordensleute suchten ihr Fastnachtsvergnügen vor allem im guten und üppigen Essen, kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, dass sie mit dem Aschermittwoch den Beginn der vierzigstägigen Fastenzeit vor Augen hatten. Der innere Zusammenhang von Fasnet und Fasten wird deutlich: Ehe man verzichten musste, wollte man noch einmal so richtig genießen. Und wie wurde im Kloster in der Fastenzeit selbst gespeist? Am Fastensonntag Quadragesima 1755 wurden in St. Peter folgende vier Gänge serviert:

1. *Eier Maulsuppe.*

2. *Ein ganzes Suppenschüssele voll Saurkraut mit 2 Stücklein geräuchten Rheinkarpfen.*

3. *Stockfisch, weder gesalzen noch geschmälzt.*

4. *Brücken [Neunaugen] in Essig und Baumöhl.*

¹⁹ Ebd., 14.4.1754 und 21.3.1751.

*Jedem ward anfangs auf einem hölzernen Teller vorgestellt
ein Apfel, etliche Grachmandeln, und eine Schnitte Anisbrod.
Item 2 hölzerne Teller die Portion-Schüsselein darauf zu stellen.
3 Schoppen Wein in einer zinnernen Kanne und ein Glaß sammt
einem großen Stück Brod.²⁰*

Mit Abt Speckles Amtsantritt 1796 gestalteten sich in St. Peter die Fastnachtsfeiern bescheidener als früher: *Während meiner Abwesenheit fiel die Fastnacht ein. Es wurde die gewöhnliche Gastung nicht gehalten, nur am Fastnachtmittag war eine Gastung und die Beamten und Vögte wurden dazu eingeladen.* Doch fällt die seiner Meinung nach *mäßige Tafel* nach unserer Vorstellung noch üppig genug aus: *Fastnacht im Konvent. Eine mäßige Tafel und Ehrenwein. Die Vögte, der Baumeister und die Schulmeister wurden eingeladen. Fremde Gäste kamen: [...]. Man gab Würste, Rindfleisch, Gemüse mit Fleisch, Pastete, einen Hasen, Braten mit Kompott, Salat und Torte, Kuchle und Äpfel.* In den weiteren Jahren spielte sich ein fester Ablauf der Fastnachtsfeiern in St. Peter ein: *Fastnacht wurde folgendermaßen gehalten. Am schmutzigen Donnerstag mittags dispensiert [das Schweigegebot bei der Mahlzeit aufgehoben], Ehrenspeise, Ehrenwein, auch Wermut. Am Sonntag ebenso mittags, Ehrenspeise und 1 Abendtrunk. Am Montag Tafel, wozu die Vögte eingeladen wurden. Am Dienstag mittags dispensiert wie am Donnerstag. Abendtrunk. Nachts die Tischlektion dispensiert, übrigens regulariter.²¹*

Kleiner Exkurs: Adventsfastnacht

Als Gegenstück zur vorösterlichen Fastenzeit werden im Laufe des Kirchenjahres auch die vorweihnachtlichen Adventwochen als Bußzeit gestaltet, mit den violetten Messgewändern und den formalen liturgischen Besonderheiten der Fastenzeit. Was lag näher, als auch ein Gegenstück zur Fastnacht zu bilden: im Kloster St. Peter wurde am Donnerstag vor dem ersten Adventssonntag die ‚Adventsfastnacht‘ gefeiert. Zu dem dabei „üblichen Festmahl vor dem Advent“ (*Convivium consuetum ante Adventum, licet Advent-Faßnacht*) wurden einige Gäste – fürs Kloster tätige Beamte, Handwerker, Künstler – eingeladen, und es wurde, ähnlich wie an der Fastnacht, vom Stillschweigen dispensiert. Nach Abt Steyrer hat die Adventsfastnacht ihren Ursprung in den ersten Jahren des Abtes Bürgi (reg. 1719-1739), als im Advent noch Fasten vorgeschrieben war wie in den 40 Tagen vor Ostern. Er kritisiert diesen alten Brauch wie die Klosterfastnacht als Missbrauch und bleibt auch an der Adventsfastnacht manchmal der Mahlzeit fern, um der langen Sitzung zu entgehen.²²

Zum Ende des 18. Jahrhunderts wird die Adventsfastnacht bei Abt Speckle nur noch einmal erwähnt – ein Auslaufmodell: *Letzten Donnerstag vor dem Advent ward statt der ehemaligen Adventsfastnacht und dabei gewöhnliche Tafel nur 1 Ehrenspeise und Ehrentrunk gegeben und dabei dispensiert. Nachmittags ein Vespertrunk.²³* Aber nun wieder zurück zu den Bacchanalien der Fastnachtstage in den Klöstern.

²⁰ STEYRER (wie Anm. 1), 2.3.1755.

²¹ SPECKLE (wie Anm. 1), Februar 1796, 27.2.1797 und 18.2.1798.

²² STEYRER (wie Anm. 1), 26.11.1750, 23.11.1757, 30.11.1758, 25.11.1762, 26.11.1764, 28.11.1771 u.ö.

²³ SPECKLE (wie Anm. 1), 28.11.1798.

Fastnachtslustbarkeiten

Fastnachtsumzüge, wie sie heutzutage fest zur Fasnet gehören, werden im frühen 18. Jahrhundert von Abt Andreas Dilger erwähnt; sie fanden allerdings nicht in St. Märgen statt, sondern wurden von den Klosterschülern seiner Freiburger Propstei Allerheiligen veranstaltet: *Heit haben die Studenten einen Fastnachtumgang gehalten, wie sie dann schiro alle Jahr gethan haben.*²⁴

Aus den Klöstern St. Märgen und St. Peter sind keine studentischen Fastnachtsumzüge überliefert. Hier konzentrierten sich Fastnachtdarbietungen vielmehr auf die Zeit des Mittagessens. Denn diese Mahlzeiten zogen sich auch deshalb stundenlang hin, weil man den Gästen nicht nur gutes Essen, sondern ebenfalls gute Unterhaltung bieten wollte. Dabei war in St. Märgen gelegentlich eine Lotterie (Glückshafen) als Fastnachtsvergnügen beliebt: *Wir haben alhier einen Glickshafen gezogen,*²⁵ und auch in St. Peter wurden während des Mittagessens Loszettel gezogen: *Sub prandio sortitio Scedularum.* Einmal verblüffte der St. Petermer Theologieprofessor P. Conrad Borer seine Mitbrüder und die Gäste durch Experimente mit einer Elektrisiermaschine: *et Machina electrica experimenta P. Professor Theologiae Conradus exhibuit.* Ein andermal war ein *Bilanceator*, ein Jongleur, im Kloster St. Peter zu Gast und führte bis 5 Uhr nachmittags seine Künste vor, allerdings sehr zum Missfallen Abt Steyrers, der dieser Darbietung voll Abscheu (*taedio plenus*) fernblieb.²⁶

Solche Unterhaltungsangebote blieben indessen vereinzelt. Üblicher war eine kurze Tafelmusik,²⁷ am häufigsten aber eine Komödiendarbietung. Denn neben dem Namenstag des Abtes, der Prämienvorteilung am Schuljahresende und neben dem Besuch ranghoher Gäste gehörte in den Klöstern die Fastnachtszeit zu den wichtigen und regelmäßigen Anlässen für Theateraufführungen. Die Texte verfasste ein Angehöriger des Konvents als Pater Comicus, als Darsteller agierten teils die Patres, vor allem aber die Klosterschüler. Wurde ein Singspiel aufgeführt, komponierte einer der Patres die Musik dazu. Insgesamt lassen sich in St. Peter unter den Äbten Steyrer und Speckle elf Aufführungen von Fastnachtskomödien nachweisen (Abb. 5).²⁸

Abt Petrus Glunk von St. Märgen berichtet schon in den 1730er-Jahren von Fastnachtskomödien am Schmutzigen Donnerstag in seinem Kloster: *Die religiosen Canonici haben eine comediam gespührt in dem großen Zimmer, so genannth Bibliotheca. – Habe die H. H. Nachbarn zu einem Fasnachtküchlein invitiert, wobey ein klein Fasnachtexhibition gehalten worden.* Und 1741 besucht Glunk den benachbarten Abt Benedikt II. Wülberz (reg. 1739-1749) in St. Peter, *weillen aldorth ein Fastnachtspühl, so sehr angenemb anzuhören und anzusehen gewest, wozu instantissime invitiert worden, gehalten worden.*²⁹

Unter Abt Philipp Jakob Steyrer, der mit der Gründung des Klostersgymnasiums in St. Peter zugleich auch das Schultheater ins Leben rief, sind von Beginn seiner Amtszeit an immer wieder Aufführungen von Fastnachtskomödien und Singspielen bezeugt. Von den meist als *co-moedia* oder als *drama ludicrum* (kurzweiliges Theaterstück) bezeichneten Werken, die am Fastnachtmontag oder -dienstag während des Mittagessens oder danach gespielt wurden, ist keines erhalten, und nur vereinzelt ist ein Titel überliefert, von dem man auf den Charakter der

²⁴ DILGER (wie Anm. 1), 3.2.1723.

²⁵ GLUNK (wie Anm. 1), 27.2.1737.

²⁶ STEYRER (wie Anm. 1), 10. und 11.2.1766 sowie 15.2.1768.

²⁷ Ebd., 27.2.1759 sowie 17. und 18.2.1760.

²⁸ ERICH KAISER: Apollo im Schwarzwaldkloster. Benediktinisches Schultheater im Stift St. Peter zwischen 1750 und 1806, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 151 (2003), S. 285-340, hier S. 334-340.

²⁹ GLUNK (wie Anm. 1), Februar 1738, 5.2.1739 und 13.2.1741.



Abb. 5

Balustradenfigur aus der Klosterbibliothek St. Peter: Die Theatermaske als Attribut der ‚Poesie‘ weist auf die Pflege des Schultheaters in St. Peter hin, zu dem auch die Fastnachtskomödien gehören.

(Foto: Raimund Schreiber)

Aufführung schließen könnte. So verheißt der von P. Anton Engist 1751 verfasste ‚Wein und Wasser-Krieg‘ fröhliche Fastnachtsunterhaltung, während das 1772 aufgeführte halbstündige Drama ‚Die in Deutschland verhaßte bittere Wahrheit‘ von P. Placidus Heckle wohl nur schwerlich eine fastnächtliche Stimmung erzeugen konnte. Mit Rücksicht auf die des Lateins unkundigen Gäste aus den Handwerker- und Bürgerkreisen hatten die Fastnachtsspiele deutsche Texte, während die übrigen, zu offiziellen Anlässen verfassten und vor großem auswärtigem Publikum gespielten Schuldramen bis etwa 1770 in lateinischer Sprache aufgeführt wurden.³⁰ Dass im Gegensatz zu diesen repräsentativen, manchmal mehrstündigen Dramenaufführungen die Titel der kleinen Fastnachtskomödien meist nicht festgehalten wurden, ist ein Zeichen ihrer geringeren Wertschätzung und Bedeutung – es ging schließlich nur um die Unterhaltung der Schüler und der anspruchslosen heimischen Zuschauer.

Da Abt Steyrers Tagebücher nur bis zum Jahr 1772 erhalten sind, lässt sich die Praxis des Fastnachtsspiels in St. Peter erst wieder im ausgehenden 18. Jahrhundert unter Abt Ignaz Speckle verfolgen. Dieser suchte das Schultheater neu zu beleben, das gegen Ende der Amtszeit Steyrers vernachlässigt und verwahrlost war. Aber wegen der unsicheren Zeiten der Revolutionskriege – randalierende französische Soldaten errichteten 1796 einen Freiheitsbaum vor der Abtei, das Kloster diente zeitweise als Militärlazarett, Truppeneinzüge und wechselnde militärische Besatzungen brachten Unruhe ins Kloster – waren nur noch unregelmäßige Aufführungen

³⁰ KAISER (wie Anm. 28), S. 285-340.

möglich.³¹ Die erste Fastnachts-Inszenierung der Ära Speckle ist 1798 erwähnt: *Die Studenten sangen im Konvent das Singspiel Esther*. Das jüdische Mädchen Esther, das der Perserkönig Ahasveros (= Xerxes) zur Frau nimmt, ist neben Susanna und Judith die dritte große Frauengestalt des Alten Testaments. Die recht gewalttätige Geschichte von Blutvergießen und Rachsucht, die im Laufe der Jahrhunderte zu vielfacher dramatischer Bearbeitung anregte, lässt eher an ein erbauliches Lehrstück oder an ein Drama als an eine Fastnachtskomödie denken. Wesentlich lustiger ging es zu, als die St. Petermer Klosterschüler zusammen mit den Klosterbrüdern am Fastnachtsmontag 1802 die Sache selbst in die Hand nahmen: *Am Montag produzierten die fratres und Studenten allein eine türkische Musik, worin sie sich unter Anleitung des fr [Frater/Bruder] Jakob seit einiger Zeit mit einem kindischen Eifer vereint hatten und es doch ohne anderweitige Instruktion soweit darin gebracht hatten, daß sie einige Stücke ganz artig produzieren konnten. Sie übertrieben zwar in der Hitze ihren Eifer einige Male, doch mußte ich ihnen die Freude lassen. Am Dienstagabend gingen wir um ¾ auf 6 Uhr, was bisher nicht gewöhnlich war, zu Tisch, weil einige Sänger noch ein paar Lieder beim Klavier singen wollten. Ich ließ auch das nicht ungerne geschehen*. Eine Tagebucheintragung Abt Speckles über eine heitere Singspielaufführung bei der Prämienverteilung am Schuljahresende im Herbst 1800 lässt sich auch auf die Fastnachtsbelustigungen der Klosterschüler übertragen: *Die Fröhlichkeit bei dieser Veranlassung ward freilich sehr gehemmet durch die Nachrichten, die immer wahrscheinlicher werden, daß der Krieg nun aufs neue werde anfangen*.³² In diesen Jahren politischer und sozialer Umwälzungen, welche nicht nur die Existenz des Klosters bedrohten, konnte solche studentische Fröhlichkeit nur notdürftig die Ängste der Erwachsenen überdecken.

Bacchanalien 1806: Wurst und Käse

Die letzte Fastnachtsaufführung in der traditionsreichen Geschichte des St. Petermer Schultheaters wurde 1806, im Jahr der Säkularisierung der Abtei, ohne Bühnenaufbau mehr improvisiert als inszeniert. Sie stand ganz im Zeichen der Kriegswirren der Zeit, denn im Kloster war Militär einquartiert: *Am 18. Febr. Fastnachtsdienstag [...] Nachmittag führten die Studenten ein kleines Schauspiel auf, jedoch nur in der Schule, weil ich wegen den Soldaten, deren Abzug man nicht vorsah, kein Theater wollte aufrichten lassen*. Über diese Soldaten eines Jägerkorps, die aufdringlich nach dem Tischwein aus dem Konvent verlangten, beklagt sich Ignaz Speckle bei ihrem Offizier bitter: *Sie lärnten, sangen, piffen in der Abtei wie die Buben. Ich sagte dem Offizier, er möchte ihnen sagen, daß wir eben kein Wirtshaus seien*. So endet 1806 mit der Abtei St. Peter auch die Geschichte ihrer einst aufwendigen klösterlichen Fastnachtsfeiern kläglich und chaotisch mit einem flüchtig dargebotenen kleinen Schulspiel und unter dem Gejohle, Lärmen und Pfeifen betrunkenener Soldaten.

In der Zeit nach der Aufhebung des Klosters St. Peter wird an Fastnacht aus dem einstigen Festmahl der Bacchanalien nun wirklich *eine mäßige Tafel*, vor allem aber verrät sich dem St. Petermer Abt Speckle gerade in diesen Tagen, wie sich die klösterliche Disziplin seiner ehemaligen Konventualen unaufhaltsam auflöst. Er versucht, dem entgegenzuwirken: *Dahier, um eine Fastnachtslustbarkeit zu veranlassen und Exzesse bei den Geistlichen zu hindern (wie schon etwas geschehen war, da P Ignaz mit den Vikaren Fastnacht halten wollte, dazu den Amtsschreiber, seinen Bruder, und den ehemaligen Togaten Kraft nebst ein paar Mädels einlud und tanzen ließ) lud ich alle Geistlichen und Herrn Leo zu mir auf ein Spiel ein, gab dazu das erstemal nur*

³¹ Ebd., S. 289-291.

³² SPECKLE (wie Anm. 1), 20.2.1798, 1.3.1802 und 3.9.1800.

Most und Brot, hernach auch Preßkopf; auf den Fastnachtdienstag aber eine bessere Merenda [= Vesperbrot, das zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags genossen wurde], Vögel, kalte Pasteten, etwas Gebackenes. So hält es dann auch der Pfarrer P Placidus [Schick], zu welchem wir am Sonntage kamen. Am Montag kamen wir alle zu P Sebastian: Käse, Wurst etc. gaben ihm ich und der Pfarrer, Sebastian gab von seinem Wein. Und so waren alle ziemlich froh mit allem Wohlstand. Ich lud niemanden zum Speisen ein.³³ Die Bacchanalien aus der Blütezeit der Abtei St. Peter hatten sich zu einem bodenständigen badischen Vesper gewandelt.

³³ SPECKLE (wie Anm. 1), 18. und 13.2.1806 sowie 19.2.1808.

Johann Georg Binz (1748-1824) und die Seinen. Nachgetragenes zu einem *Wiener* = *Sonderling*

Von
MICHAEL BÄRMANN

Im Rahmen eines anlässlich des 70. Geburtstags von Professor Hermann Brommer (1926-2012) entstandenen Beitrags zu einer bis dahin nahezu unbeachtet gebliebenen Gruppe von Archivalien, die sich im verwandtschaftlichen Umfeld des aus Merdingen (bei Freiburg) stammenden Barockbildhauers Johann Baptist Sellinger (1714-1779) ansiedeln ließen, nahm ich vor einigen Jahren die Gelegenheit wahr, beiläufig auf einen aus der Nachbargemeinde Gündlingen gebürtigen Johann Georg Binz hinzuweisen, der in den 60er-Jahren des 18. Jahrhunderts als Freiburger Student bezeugt ist.¹ Da mir zum damaligen Zeitpunkt weder verlässliche Informationen zur genealogischen Zugehörigkeit noch nähere Hinweise zu späteren Lebensstationen des Genannten vorlagen, beließ ich es seinerzeit vorläufig bei einer knappen Randnotiz. Nicht zuletzt dank der Recherchemöglichkeiten, die das moderne Internet heute bietet, war es mir in der Zwischenzeit möglich, nicht nur die Lebensspuren Johann Georgs weiterzuverfolgen, sondern auch einige weiterführende familiengeschichtliche Daten und Fakten zu seinen direkten Nachfahren zu eruieren. Die folgenden Ausführungen stellen eine erste Zusammenfassung der dabei erzielten Resultate dar.

Johann Georg Binz wurde, wie ein entsprechender Kirchenbucheintrag belegt, am 21. April 1748 in Gündlingen geboren (bzw. getauft).² Als Eltern des Täuflings werden Joseph Binz und Valeria Mayer aufgeführt, die sich ein Jahr zuvor, am 9. Juli 1747, wiederum in Gündlingen das Jawort gegeben hatten.³ Ob Johann Georg auf dem an der Gündlinger Peripherie gelegenen

¹ MICHAEL BÄRMANN: „So beschwerlich für einen Privatmann der Einzug aller dieser Gefälle ist, so leicht würde derselbe für die Gnädigste Herrschaft seyn [...]“. Neuaufgefundene Archivalien zur Wirtschaftsgeschichte des Breisgaus, in: *Schau-ins-Land* 115 (1996), S. 45-70, hier S. 65f., Anm. 17. Die einschlägige Literatur zu Johann Baptist Sellinger findet sich ebd., S. 69, verzeichnet. In den gleichen sachlichen Kontext gehört mein vor einigen Jahren erschienener Beitrag: Eine Bestellung im Weimarer Hause Ortelli in Abwesenheit des Herrn von Goethe. Professor Hermann Brommer zum 85. Geburtstag, in: *Schau-ins-Land* 130 (2011), S. 87-106, der wiederholt auf Angehörige der im Folgenden behandelten Familie(n) Binz eingeht (mit Literatur).

² Briefliche Auskunft von Herrn Dr. László Strauß-Nemeth (Erzbischöfliches Archiv Freiburg [EAF]) vom 12.2.2013, der die katholischen Kirchenbucheinträge der Gemeinde Gündlingen einer Durchsicht unterzogen und ausgewertet hat. Die mir zugesandten Reproduktionen beruhen auf Mikrofilmaufnahmen des Gündlinger Taufbuchs (hier S. 17f.), die im genannten Archiv aufbewahrt werden. Den besagten Kirchenbuchnotizen ist zu entnehmen, dass die Paten des Täuflings – übrigens erscheint sein Name in der Schreibform *Joannes Georgius* – *Georgius Schectelin* und *Regina Ecklerin* hießen. *Georgius Schectelin* – der Familienname entspricht der vor Ort nach wie vor verbreiteten Schreibform „Schächtele“ – war möglicherweise ein naher Verwandter jener Katharina Schächtele, die als Johann Georgs Großmutter in den Gündlinger Kirchenbüchern bezeugt ist (zu Katharina siehe die folgende Anm.).

³ Ebd. als *Josephus Binz junior* und *Valeria Maÿrin* bezeichnet. Der Zusatz *junior* unterscheidet Johann Georgs Vater von einem älteren *Josephus Binz (Senior)*, der am 5.4.1748 als Vater (*Pater*) eines *Valentinus* ins Gündlinger Kirchenbuch eingetragen wurde (siehe ebd.). (Übrigens erscheint als Valentins Mutter [*Mater*] ebd. eine *Catharina Wölffin*). Hinsichtlich der Eheschließung von Joseph Binz und Valeria Mayer ist darauf hinzuweisen, dass dem entsprechenden Eheeintrag (EAF, Mikrofilm des Gündlinger Eheebuchs, hier S. 5) zu entnehmen ist, dass *Josephus Binz* zum Zeitpunkt der Trauung bereits verwit-

sogenannten „Salzhof“, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts bereits seit Generationen von Angehörigen der verzweigten Binz-Sippe bewirtschaftet wurde, das Licht der Welt erblickte, muss vorläufig offen bleiben, da sichere Zeugnisse hierfür bislang fehlen.⁴ Möglicherweise als

wet (*Viduus*) war (zu Valerias „Vorgängerin“ siehe unten, Anm. 16; zu einer weiteren Eheschließung siehe ebd.). *Valeria Mayrin* stammte gemäß ebd. aus der Gündlinger Nachbargemeinde Niederrimsingen. Als Trauzeugen fungierten *Josephus Binz* (*Senior?*) sowie eine *Barbara Binzin*. Der Vollständigkeit halber sei darüber hinaus darauf hingewiesen, dass Johann Georgs Vater Joseph Binz 1712 zur Welt gekommen war. Im entsprechenden Eintrag im Gündlinger Taufbuch (Tagesdatum: 20.9.1712) werden als Josephs Eltern ein *Jacobus Bintz* sowie eine *Catharina Schechtlerin* aufgeführt. Jakob Binz ist mit einem Johann Jakob Binz gleichzusetzen, der an anderer Stelle zusammen mit Catharina Schechtlerin/Schächtele bezeugt ist (briefliche Auskunft von Herrn Dr. László Strauß-Nemeth [EAF] vom 20.2.2013; archivalische Grundlage: Mikrofilmaufnahmen des Gündlinger Taufbuchs [fol. 33r] im EAF). Meine eigenen Konsultationen der einschlägigen Mikrofilme führten darüber hinaus zu dem Ergebnis, dass Jakob Binz und Catharina Schächtele sich am 3.5.1711 in Gündlingen das Jawort gegeben hatten, wobei ein *Josephus Bintz* und eine *Maria Widensolerin* als Trauzeugen fungierten (EAF, Gündlingen, Ehebuch, fol. 14r). Catharinas Gatte Jakob Binz war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Sohn des gleichnamigen Gündlinger Vogtes (gest. am 11.12.1711, EAF, Gündlingen, Totenbuch, fol. 27v) und der Salomea Meyer (gest. am 15.7.1720 [EAF, Gündlingen, Totenbuch, fol. 28r]). Für dieses Ehepaar ist sowohl 1682 als auch 1684 die Geburt bzw. Taufe eines Sohnes namens Johann Jakob bezeugt (EAF, Gündlingen, Taufbuch, fol. 16v, Eintrag zum 12.11.1682; ebd., fol. 18v, Eintrag zum 21.10.1684). Möglicherweise verstarb der im Spätherbst 1682 geborene Johann Jakob Binz bereits im Kindesalter, und die Eltern übertrugen dann die Vornamen des Verstorbenen auf den zwei Jahre später geborenen Sohn. Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass Jakob Binz und Salomea Meyer bereits im Jahr 1665 geheiratet hatten und mit zahlreichen Nachkommen gesegnet waren, auf die ich hier nicht detailliert eingehen kann. Ein entsprechender Eheeintrag (zum 3.5.1665) findet sich im Gündlinger Ehebuch (fol. 3r), wobei Salomea Meyer mit dem zusätzlichen Vornamen *Maria* aufgeführt wird. Gemäß ebd. stammte Maria Salomea Meyer aus Oberrimsingen (bei Niederrimsingen).

⁴ Zur entsprechenden Familienüberlieferung siehe BÄRMANN, 1996 (wie Anm. 1), S. 65f., Anm. 17. Zum Salzhof, der als ältestes Bauwerk vor Ort gilt und dessen Bezeichnung von der benachbarten Wüstung Alzenach abgeleitet wird, siehe neuerdings wieder B[ORIS] B[IGOTT]: Gündlingen (Breisach, FR), in: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau. I. Nördlicher Teil. Halbband A-K, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ (Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 14), Ostfildern 2003, S. 175-178. Gemäß ebd., S. 177, befand sich der Salzhof seit dem Jahr 1347 im Besitz des Benediktinerinnenklosters Sulzburg (östlich von Müllheim). Als Besitzerin dieses *Erblehen Hoffs, der Altzenach oder Salzhof genannt*, begegnet die *Geistliche Verwaltung Sulzburg* noch in den Jahren 1739/40, also wenige Jahre vor der Geburt Johann Georgs, in der umfangreichen Akte Karlsruhe, Generallandesarchiv, Bestand 229, Nr. 36624, die vom sulzburgischen Rechnungsrat und geistlichen Verwalter *Gyser* (wohl mit Philipp Heinrich Gottfried Gyser gleichzusetzen) angelegt wurde. Zu Beginn des Textes werden neben Johann Rudolf Meyer (*Zehend Inspector zu Mengen*) und Michael Schächtele (*Vogt zu Gündlingen*) insgesamt sieben Personen namentlich aufgeführt, die als *Lehen-Meÿer* des Salzhofs bezeichnet werden, darunter die (durch *Matheß Zimmermann* vertretene) Witwe eines *Daniel Bientze* (wohl ein im Jahr 1670 geborener Sohn des Jakob Binz und der Salomea Meyer; EAF Gündlingen, Taufbuch, fol. 10v, Eintrag zum 5.12.1670) sowie ein *Georg Bientze*. Die Witwe des Daniel Binz dürfte mit dessen dritter Ehefrau Barbara Fuchsin identisch sein (Eheschließung: EAF, Gündlingen, Ehebuch, fol. 12v, Eintrag zum 22.2.1705). Vor Barbara Fuchsin war Daniel Binz mit Anna Schweitzerin und Anna Maria Voltzin verheiratet (Eheschließungen: ebd., fol. 11r), Georg Binz hingegen ist möglicherweise mit einem im Jahr 1718 geborenen Johann Georg Binz gleichzusetzen, der als Sohn des Jakob Binz und der Catharina Schächtele anzusprechen ist (EAF, Gündlingen, Taufbuch, fol. 36r, Eintrag zum 21.5.1718). *Georg Bientze* wäre somit ein Onkel des 1748 in Gündlingen geborenen Johann Georg Binz. Auf Georg Binz und seine zukünftige Gattin Maria Lang bezieht sich darüber hinaus ein am 30.4.1738 ausgestellter Heiratsdispens, aus dem hervorgeht, dass die Eheleute im dritten Grad miteinander verwandt waren,

eine Art „Protegé“ seines Onkels Gervas Binz (1723-1783), der in Freiburg Theologie studiert hatte und als Pfarrer von Kirchzarten (1751-1761 [1765]), Gündlingen (1762-1764) und Umkirch (seit 1764 [mit Filiale Gottenheim]) sowie als Dekan des Landkapitels Breisach (seit 1779) bezeugt ist,⁵ erwarb Johann Georg Binz im Jahr 1764 die akademische Würde eines *baccalaureus phil* und wurde 1765 schließlich *magister phil*, um in den Folgejahren medizinischen Studien nachzugehen. Als Student der Medizin wird er im Sommer 1766 im Kontext umfangreicher Vernehmungsprotokolle der Freiburger Universitätsleitung namentlich aufgeführt, in deren Mittelpunkt nächtliche Musikdarbietungen einer Gruppe von Studenten standen, die als öffentliches Ärgernis wahrgenommen worden waren und entsprechende Sanktionen nach sich zogen.⁶

Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 229, Nr. 36623. (Die Hochzeit fand übrigens bald darauf, am 18.5.1738, in Gündlingen statt, EAF, Gündlingen, Ehebuch, S. 2). Maria Lang war am 4.6.1719 in Gündlingen als Tochter von *Nicolaus Lang* und *Eva Schuomacherin* geboren worden, EAF, Gündlingen, Taufbuch, fol. 37v. Marias Verwandtschaft mit Georg Binz resultiert wohl aus der Tatsache, dass Marias aus Oberrimsingen stammende Großmutter Anna Maria Meyer mit Georgs Vorfahrin (Großmutter) Maria Salomea Meyer (Gattin des Jakob Binz) nahe verwandt war. Der Vollständigkeit halber sei außerdem darauf hingewiesen, dass sich im Besitz des Ehepaares Anne Marie und Dietrich Burgdorf († 2014), das (in der Rechtsnachfolge des im Jahr 1968 kinderlos verstorbenen Albert Binz) den Salzhof jahrzehntelang besaß und bewirtschaftete, ein 1756/57 (im Zuge des 1754 erfolgten Übergangs der Besitztitel an die Deutschordenskommande Freiburg!) gefertigter (bzw. bestätigter) *Berain* befindet, der zu erkennen gibt, dass zum Zeitpunkt der Ausstellung *Geörg Binz* und *Mathis Schweitzer* (dieser als *Vogt zu Muntzingen* bezeichnet) zusammen ein Drittel des Hofes *genant Altzenach oder Saltzhof* innehatten. Zumindest Georg Binz, also ein Onkel Johann Georgs, scheint somit über einen längeren Zeitraum hinweg einen bedeutenden Anteil an dem genannten Güterkomplex genutzt zu haben. (Übrigens war der bereits erwähnte „letzte“ Binz auf dem Salzhof, Albert Binz, gemäß den handschriftlichen Aufzeichnungen von dessen Schwester Antonie [„Toni“], ein direkter Nachfahre des Georg Binz. Die entsprechenden Unterlagen befinden sich aktuell im Besitz von Anne Marie Burgdorf. In dem besagten *Berain* erscheint häufig der Name Joseph Binz. Ob es sich hierbei stets um die gleiche Person und um den Vater von Johann Georg Binz handelt, lässt sich auf der Basis der mir bislang bekannt gewordenen historischen Zeugnisse nicht eindeutig entscheiden. Zur besitzrechtlichen Struktur des Salzhof-Güterkomplexes siehe etwa: Freiburg im Breisgau. Stadtkreis und Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 2, Halbbd. 1: Die Gemeinden des Landkreises. A-K, hg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Freiburg im Breisgau und dem Landkreis Freiburg (Die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg), [o.O.] 1972, S. 365. Einführende Literatur zu Sulzburg: A[LFONS] ZETTLER: Artikel „Sulzburg“, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, Stuttgart/Weimar 1999, Sp. 305 (mit Literatur).

⁵ Zu ihm siehe bereits HERMANN BROMMER: Johann Baptist Sellinger. Ein Breisgauer Barockbildhauer (1714-1779). Lebensgeschichte und verwandtschaftliche Beziehungen, in: Schau-ins-Land 80 (1962), S. 51-69, hier S. 68. Weiter: BÄRMANN, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), S. 65f., Anm. 17 (mit Literatur). Die darüber hinaus gehenden Angaben zu den Lebensstationen des Geistlichen beruhen auf einer brieflichen Mitteilung von Herrn Dr. László Strauß-Nemeth (EAF) vom 21.2.2013. Im Übrigen folgt aus der verwandtschaftlichen Beziehung zwischen Johann Georg und Gervas Binz, dass der 1763/64 bezeugte Freiburger Student ein Neffe jenes Stabhalters Anton Binz (senior) war, der im Jahr 1714 in Gündlingen das Licht der Welt erblickt, 1738 Anna Maria Weberin (eine 1719 getaufte Tochter des Merdinger Vogts Anton Weber [1693-1754, 1728-1750 als Vogt nachweisbar]) geheiratet hatte und 1768 in Merdingen als Inhaber des Günterstaler Erblehenshofes das Zeitliche segnete. Siehe BÄRMANN, Wirtschaftsgeschichte (wie Anm. 1), S. 48f. (mit Literatur). Weitere Geschwister der Brüder Joseph, Anton und Gervas Binz waren Catharina (geb. 1716), Johann Georg (geb. 1718), Johann Jakob (geb. 1720), Christina (geb. 1721), Johannes (1724), Anna Maria (geb. 1727) und Barbara (geb. 1731, möglicherweise mit der oben, Anm. 3, aufgeführten Trauzeugin für Joseph Binz und Valeria Mayer identisch) (sämtliche Angaben gemäß brieflicher Auskunft von Herrn Dr. László Strauß-Nemeth [EAF] vom 20.2.2013).

⁶ Universitätsarchiv Freiburg, A 62/1580 und 1581. Die umfangreiche Disziplinarakte ebd., A 62/1581, hält

Spätestens 1771 scheint Binz Freiburg verlassen und sich in Wien niedergelassen zu haben, wurde er doch im genannten Jahr als Mediziner in die dortige Hauptmatrikel eingeschrieben, ohne dass er jedoch in der österreichischen Kaiserstadt weitere Studien in diesem Fach betrieben hätte.⁷ Über sonstige Aktivitäten Johann Georgs fehlen für die darauf folgende Zeit nähere Hinweise. Wir begegnen Binz erst wieder am 29. Juni 1779, als er in der Wiener Pfarre St. Leopold Elisabeth Ohl geb. Spieß (geb. um 1738, gest. 1807), die etwa zehn Jahre ältere Witwe des Wiener Universitätsbuchhändlers und Antiquars Johann Ohl (geb. um 1690, gest. am 1.3.1778), zum Traualtar führt (Abb. 1).⁸

die Einvernahme des inzwischen 18-jährigen Medizinstudenten *Joan Georg Binz* auf S. 37f. fest, wobei der Beschuldigte – quasi als Alibi – geltend macht, er sei am Tag der musikalischen Darbietungen *nicht einmal hier* (sc. in Freiburg), *sondern zu Umkirch beÿ seinem Herrn Vetter gewesßen* (S. 38). Es liegt nahe, diesen *Vetter* mit dem damals als Pfarrer von Umkirch amtierenden Onkel Gervas Binz gleichzusetzen. Darüber hinaus sei bemerkt, dass die ebd., S. 38-45, protokollierte Vernehmung des (in der gleichen Angelegenheit angeschuldigten) Kommilitonen Andreas Benz (sic!) im Kontext einer bislang unbekannt gebliebenen Quelle zu Johann Baptist Sellinger erscheint, heißt es doch einleitend, der *sonst aber zu Constanz sesshaffte* Benz habe seine Wohnung *beÿ dem Bildhauer Selinger* (ebd., S. 38). Möglicherweise war der Beschuldigte ein direkter oder indirekter „Nachmieter“ jener *Maria Anna Grawin*, die bis zu ihrem Tod im Herbst 1761 als Pfründnerin in Sellingers Freiburger Haus (Schiffgasse 4, „Haus zum hintern Streitstein“) gelebt hatte. Hierzu siehe wieder BROMMER (wie Anm. 5), S. 58.

⁷ Briefliche Auskunft von Frau Ulrike Denk (Universitätsarchiv Wien) vom 4.2.2013. Der entsprechende Eintrag trägt gemäß ebd. folgenden Wortlaut: *Binz Joannes Georgius Brisgojus Gindlingensis civis medicus*. Darüber hinaus lassen sich folgende Feststellungen treffen: „Er [sc. Johann Georg Binz] hat offenbar nicht in Wien Medizin studiert, es finden sich in den Akten der Medizinischen Fakultät zwischen 1764 und 1771 keine Einträge, dass er die abschließende Disputation hier absolviert hat und promoviert wurde. Er hat sich auch nicht der Repetition (Anerkennung des Grades einer fremden Universität) unterzogen.“ (Zitiert nach ebd.). Die mir mitgeteilten Informationen stehen im Widerspruch zu einem Hinweis Franz Gräffers, wonach Binz angeblich in Wien Medizin studiert habe. Hierzu siehe die entsprechende Bemerkung im Anhang dieses Beitrags. Im Übrigen bleibt nachzutragen, dass Joseph Binz, der Vater Johann Georgs, im Herbst 1770 verstarb, EAF, Gündlingen, Totenbuch, S. 17. Ob Johann Georgs Übersiedlung nach Wien mit dem Tod des Vaters in irgendeiner Beziehung steht, bleibt vorläufig ungeklärt.

⁸ Zu Johann Ohl (auch: Oll), seiner Witwe Elisabeth und deren Wiederverheiratung siehe neuerdings wieder PETER R. FRANK/JOHANNES FRIMMEL: Buchwesen in Wien 1750-1850. Kommentiertes Verzeichnis der Buchdrucker, Buchhändler und Verleger. Mit einer um Informationen zur Verteilung der Befugnisse, Adressen und Biografien wesentlich erweiterten Fassung im PDF-Format auf CD-ROM (Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich 4), Wiesbaden 2008, S. 21f. und 143. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass sich zur besagten Eheschließung zwei zeitnahe archivalische Belege ermitteln ließen: Frau Brigitta Zeiler von der Wiener Pfarrei St. Leopold ließ mir am 21.2.2013 die Reproduktion eines Eintrags im Trauungsbuch, Bd. 12, S. 123, der genannten Pfarrei zukommen, dem zu entnehmen ist, dass *Herr Joannes Georgius Binz, angehender Universitæts Antiquarius, ledig im seidenfärberischen Hauß alhier, des Herrn Joseph Binz, Landmanns zu Gündlingen in Breisgau, und Valeria, dessen Ehewüthlin, beeder seel. ehelicher Sohn, nihmt zur Ehe die Frau Elisabetha Ollin, des Herrn Joannes Oll Universitæts Buchhandlers seel. unterlassene Wittib, im Pogowitzt. Hauß in der Stadt wohnhaft*. Detailliertere Informationen bietet ein Trauungseintrag, der mir am 6.2.2013 von Herrn Domarchivar Reinhard H. Gruber (Wien, Archiv der Domkirche St. Stephan) zugesandt wurde. Dieser Eintrag findet sich im Trauungsbuch der Dompfarre St. Stephan zu Wien, Tomus 73, fol. 44v, überliefert als Datum der Eheschließung den 29.6.1779 und lässt aufgrund präziser Erwähnungen verschiedener Personen bzw. Wohnadressen weiter reichende Schlüsse zu. So heißt es beispielsweise ausdrücklich, der zum Zeitpunkt der Heirat 31 Jahre alte Bräutigam sei *3 Jahr stets alhier, nun 13 Monath in der Leopoldstadt. N 329*. Gemäß Auskunft des Wiener Stadt- und Landesarchivs vom 28.8.2013 befand sich das besagte Gebäude im Jahr 1779 im Besitz des bürgerlichen Seidenfärbers Anton Rorta (aktuelle Adresse: Wien 2., Komödiengasse 8

dass Binz zwei Jahre nach Mozarts Tod eine in Konkurs gegangene Verlagsbuchhandlung (samt Warenlager) in der oberösterreichischen Stadt Linz käuflich erwarb, die erst 1789 im Rahmen einer Versteigerung aus dem Besitz von Johann Suara (gest. 1804) in die Hände des bekannten Kapellmeisters, Komponisten und Verlegers Franz Anton Hoffmeister (1754-1812) übergegangen und anschließend um eine Kunst- und Musikalienhandlung erweitert worden war.¹² Ein besonderer Schwerpunkt der Wiener Firma Binz war der Handel mit Werken aus den Bereichen Chemie, Alchemie, Physik, Kabbalistik und Theosophie, der nicht zuletzt in Form umfangreicher Bücherkataloge seinen Niederschlag fand.¹³ Neben dem An- und Verkauf von Büchern, der sich im Fall der Buchhandlung Binz dank der josephinischen Säkularisation mit den hieraus resultierenden Bücherveräußerungen zu einem äußerst lukrativen Gewerbe entwickelte, betrieb Johann Georg eine Leihbibliothek, die mit ihrem wissenschaftlich-encyklopädischen Bestand einen besonderen Rang einnahm.¹⁴ Hinzukamen Werke, die Binz selbst in Druck gab, so etwa Johann Pezzls (1756-1823) „Neueste Beschreibung der Kais. Kön. Haupt- und Residenzstadt Wien“ (1807), Theaterliteratur, Zeitschriften, ja sogar Musikalien in Form von Bänkelliedern,¹⁵ aber auch ein bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt kaum beachtetes Fachbuch seines Halbbruders Gervas Binz, der bis zu seinem Tod im Jahr 1806 als *Lehrer des Hufbeschläges am k. k.*

August Bibliothek 66), Weinheim 1991, S. 11-29, bes. S. 12, wonach Binz als amtlich bestellter *Buchschatzmeisteradjunkt* zwischen dem 6. und dem 9.12.1791 in der Mozartischen Wohnung ein *Verzeichniß und Schätzung der Bücher des verstorbenen Tl. Herrn W.A. Mozart Kays: Kapellmeister* aufgenommen hat. Reprografische Wiedergabe und Transkription: ebd., S. 12-19. Am Rande sei bemerkt, dass sich Mozarts Sterbehaus unweit (südlich) des Wiener Stephansplatzes befand, wo Binz sein Geschäft betrieb.

¹² Siehe wieder FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 85f. Weiter: GEORG HUPFER: Zur Geschichte des antiquarischen Buchhandels in Wien, Wien 2003, S. 38; RUDOLF MARIA HENKE/GERHARD WINKLER: Geschichte des Buchhandels in Linz (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1999/2000), Linz 2002, S. 155ff., hier S. 155. Zu Johann Suara siehe ebd., S. 149-152, zu Hoffmeister ebd., S. 152-155. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass Hoffmeister enge persönliche und geschäftliche Beziehungen zu Wolfgang Amadeus Mozart pflegte, darüber hinaus zum Freundeskreis Ludwig van Beethovens (1770-1827) gehörte und nicht nur zahlreiche eigene Kompositionen sowie einen Almanach, sondern auch Originalausgaben von Beethoven-Werken verlegte. Siehe FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 85. Weiter: AXEL BEER: Artikel „Hoffmeister, Franz Anton“, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, begr. von FRIEDRICH BLUME, 2., neubearb. Ausg., hg. von LUDWIG FINSCHER, Personenteil, Bd. 9, Kassel u.a. 2003, Sp. 133-136, hier Sp. 133. Das im Jahr 1800 von Hoffmeister und dem Organisten Ambrosius Kühnel (1771-1813) in Leipzig errichtete „Bureau de Musique“, das 1814 an Carl Friedrich Peters (1779-1827) überging, bestand neben der Wiener (!) Handlung, die nebst Druckerei bis 1806 fort-dauerte, als selbständige Firma. Notabene: Von Franz Anton Hoffmeister zu unterscheiden ist der ab 1807 in Leipzig als Musikverleger aktive Friedrich Hofmeister (1782-1864), der ab Januar 1801 als Gehilfe im besagten „Bureau de Musique“ tätig war. Zur Geschichte des Musikverlags C. F. Peters siehe neuerdings wieder NORBERT MOLKENBUR: C. F. Peters 1800-2000. Ausgewählte Stationen einer Verlagsgeschichte, Leipzig 2001, bes. S. 26ff.

¹³ Siehe HUPFER (wie Anm. 12), S. 37; FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 21f. (mit bibliografischen Informationen zu verschiedenen Katalogen).

¹⁴ Hierzu siehe wieder HUPFER (wie Anm. 12), S. 38 (mit Literatur).

¹⁵ Hierzu siehe ebd. sowie FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 21. Am Rande sei noch darauf hingewiesen, dass Anton Gräffer (1784-1852), der Bruder jenes Franz Gräffer, von dem das im Anhang des vorliegenden Beitrags mitgeteilte biografische Portrait des Johann Georg Binz stammt und der zeitweilig in der Firma des Porträtierten tätig war (hierzu siehe unten), in Wien beim Verlag „Artaria“, mit dessen verlegerischer Tätigkeit in Wien zugleich der professionelle Kunst- und Musikalienhandel in der Kaiserstadt seinen Anfang nahm, als Kommis (Gehilfe, Handlungsdienner) arbeitete. Siehe ebd., S. 59. Zu den verschiedenen Angehörigen der Verlegerfamilie Artaria siehe ebd., S. 5-9.

Militär=Thierarzney=Institute zu Wien (Stadtteil: Wien Landstrasse/3. Gemeindebezirk; Vorgängerinstitution der Veterinärmedizinischen Universität Wien) gewirkt hatte.¹⁶ Die erkennbar breite Streuung der geschäftlichen Aktivitäten der Firma Binz lässt bereits erahnen, dass der Inhaber es offenbar geschickt verstand, sich im Laufe seiner jahrzehntelangen Buchhändlerkarriere stets neue Geschäftsfelder zu erschließen. Auch zeitweilige Rückschläge wie etwa das über seine Leihbibliothek verhängte behördliche Verbot konnten das prosperierende Geschäft letztlich kaum bremsen: Als die Errichtung von Leihbibliotheken im Jahr 1811 unter zahlreichen Beschränkungen wieder erlaubt wurde, öffnete auch Binz erneut seine Pforten (bis 1816).¹⁷ Johann Georg Binz starb schließlich am 15. März 1824 in Wien als wohlhabender Mann, der seinen beiden leiblichen Kindern Rosalia und Anton ein ansehnliches Erbe im Gesamtwert von 30.735 Gulden hinterließ.¹⁸ Allerdings: Bereits 1828, also nur wenige Jahre nach Johann Georgs

¹⁶ Titel: *Hinterlassener Unterricht über das Hufbeschläge der Pferde, Wien, 1807. Bey Johann Georg Binz.* Gervas Binz (nicht zu verwechseln mit dem Kleriker gleichen Namens, den wir eingangs dieses Beitrags bereits kennen gelernt haben) wurde gemäß einem Eintrag im Gündlinger Taufbuch (S. 15f. [*Geruasius*]) am 22.2.1746 geboren bzw. getauft und war der Sohn von *Josephus Binz* und *Maria Maÿrin*, die als „Vorgängerin“ von Johann Georgs Mutter Valeria anzusprechen ist. (Maria stammte aus Schlatt [südwestlich von Freiburg], hatte Joseph Binz am 28.4.1743 in Gündlingen geheiratet und starb ebd. bereits im November 1746 [EAF, Gündlingen, Ehebuch, S. 4; ebd., Totenbuch, S. 5].) Übrigens fungierten bei der Taufe des Gervas Binz als Paten (wie dann zwei Jahre später bei der Taufe von Johann Georg Binz!) *Georgius Schectelin* und *Regina Ecklerin*. Die Angabe zum Todesjahr 1806 findet sich in der Johann Georg Binz'schen Nachlassakte (wie Anm. 9 [o. P.]), wobei Gervas Binz übrigens als *Lehrschmidt* bezeichnet wird. Da sich die Information zum Todesjahr im Kontext eines 1827 gefertigten amtlichen Schreibens des *Großherzoglich Badischen Rechtspraktikanten Biecheler zu Niederrimsingen* (gemäß den Forschungen von Thomas Mechler/Freiburg wohl identisch mit einem 1785 in Freiburg geborenen und 1848 in Denzlingen verstorbenen Joseph Ferdinand Georg Biecheler, der sich über dem Eingang zum aktuellen Niederrimsinger „Landgasthof zur Tanne“ auf einer Tafel aus dem Jahr 1823 verewigte) als *Bevollmächtigter der nächsten Verwandten der in Wien gestorbenen Gervas und Georg Binz* an den Wiener Magistrat findet, ist an der Zuverlässigkeit der Angabe kaum zu zweifeln. Übrigens findet sich im besagten Brief interessanterweise auch ein Hinweis, wonach Johann Georgs Vater Joseph angeblich drei Ehen geschlossen und *auch mit jeder dieser Ehe Kinder* hinterlassen hätte. Außer Maria und Valeria Mayer scheint es somit noch eine dritte Gattin gegeben zu haben. Bei dieser bislang unbekannt gebliebenen Ehefrau handelt es sich möglicherweise um jene Barbara Lang, die am 25.12.1742 als Gattin eines Joseph Binz junior das Zeitliche segnete, EAF, Gündlingen, Totenbuch, S. 3. Sie dürfte mit jener Barbara Lang identisch sein, die am 13.2.1715 als Tochter des Nikolaus Lang und der Eva Schuhmacher geboren wurde, ebd., Gündlingen, Taufbuch, fol. 34v. Sie war darüber hinaus eine jüngere Schwester jener oben, Anm. 4, bereits erwähnten Maria Lang, die 1738 Georg Binz ehelichte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit würde eine umfassende Auswertung der Gündlinger Kirchenbucheinträge des 18. Jahrhunderts, die im vorliegenden Zusammenhang schon aus Platzgründen nicht vorgenommen werden kann, die Identität sowie die biografischen Eckdaten weiterer Geschwister bzw. Halbgeschwister Johann Georgs zutage fördern.

¹⁷ Zu diesen Vorgängen siehe wieder HUPFER (wie Anm. 12), S. 38.

¹⁸ Siehe ebd., S. 37f., wobei sich der genannte Wert der Erbmasse unter Einschluss der Buchbestände versteht. Eine Reproduktion eines um 1848 entstandenen Portraits der Rosalia Binz bietet das kürzlich erschienene kulinarische Werk von HENRIETTE POVSE: *Das Kochbuch der Familie Schrott. Kulinarische Geschichten aus Baden*, hg. von RUDOLF MAURER, mit einem Beitrag von MANFRED RONGE, Erfurt 2012, S. 45. Das Bild ist bereits nachweisbar in: GUSTAV CALLIANO: *Zur Geschichte der Familie Schrott in Baden*, in: *Badener stadtdenkmäler. Offizielles Organ des Vereines „Familien-Chronik“ in Baden*, Jg. 1 (1914), Nr. 3 u. 4, S. 29-49, hier S. 30. Ich konnte trotz mehrfacher Anfragen und umfangreicher Recherchen den Verbleib der Abbildungsvorlage nicht ermitteln. Dasselbe gilt für die mutmaßliche Vorlage eines Porträts, das ebd., S. 32, wiedergegeben wird und möglicherweise Johann Georg Binz darstellt. Eine interessante Spur zur möglichen Quelle der Abbildungen bietet HERMANN MAILLER: *Frau Schrott*.

Tod, wurde das sogenannte „Buchhandlungsbefugnis“, das Binz 1807, nach Zurücklegung seiner bis dahin besessenen, bis zum Jahr 1736 zurückverfolgbaren „Universitäts-Antiquarbuchhandlungsfreiheit“, erhalten hatte, wieder eingezogen.¹⁹ Was war geschehen? Um diesen bedeutenden Vorgang besser verstehen zu können, müssen wir einen kurzen Blick auf die Biografien der beiden genannten direkten Nachkommen werfen. Anton Binz wurde am 28. April 1780 in Wien geboren und starb am 14. September 1842 als Bürger von Baden (südlich von Wien).²⁰ Wie sein Vater betrieb er das Buchhandelsgewerbe und wurde im Jahr 1807 im Rahmen eines Gesellschaftsvertrags als öffentlicher Gesellschafter in die väterliche Firma aufgenommen, wobei ihm die Hälfte des erzielten Gewinns zustand.²¹ Nach dem Tod des Seniorchefs erklärte Antons inzwischen mit Johann Chrysostomos Schratt (1773-1851)²² verheiratete Schwester Rosalia, dass sie die Antiquarbuchhandlung wie bisher in der gleichen Rechtsform und unter Mithaftung auf ein Jahr weiterführen wolle.²³ Gleichzeitig bemühte sich ihr Bruder bei den lokalen Behörden mehrfach, jedoch anscheinend erfolglos, um eine „Bewilligung zur Fortsetzung der väterlichen Buchhandlung“, wobei gleichzeitig eine Erbaueinandersetzung der beiden Geschwister mit dem Stiefbruder Nikolaus Ohl/Oll hängig war, die für den leiblichen Sohn Elisabeths und Johann Ohls allerdings einen ungünstigen Verlauf nahm.²⁴ Jedenfalls erklärte Anton Binz am 21. April 1825 schließlich, dass er das väterliche Unternehmen nicht weiterführen wolle.²⁵ Die Firma erlosch dann, wie bereits bemerkt wurde, im Jahr 1828.²⁶

Für die weitere Familiengeschichte ist zunächst vor allem die Persönlichkeit der Binz-Tochter Rosalia von Interesse: Die im Jahr 1781 geborene und 1856 verstorbene Schwester Antons heiratete im Jahr 1800 den aus Konstanz stammenden k. k. Kreiswund- und Kurarzt Johann Chrysostomos Schratt, der im Jahr 1793 nach Wien gekommen war und dort studiert hatte, um nach bestandenen Examen nach Baden überzusiedeln, wo er mit Unterstützung von Rosalias wohlhabendem Vater das „Hafenscheer'sche Chirurgen-Geschäft“ im Haus „Zum goldenen Kreuz“ (Hauptplatz 21) nebst einem Badehaus käuflich erwarb.²⁷ Über Johann Schratt

Ein Lebensbild, Wien 1947, S. 19, wo auf den privaten Bilderbesitz von Rudolf Schratt/Baden (eigentlich: Rudolf Franz Josef Schratt, geb. 1860) Bezug genommen wird. Zu Rudolfs Leben und Wirken siehe wieder CALLIANO, S. 48f.

¹⁹ HUPFER (wie Anm. 12), S. 39 (mit Literatur).

²⁰ Siehe ebd., S. 38f., sowie FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 21.

²¹ HUPFER (wie Anm. 12), S. 38.

²² Zu Rosalias Ehemann siehe die folgenden Ausführungen.

²³ HUPFER (wie Anm. 12), S. 38.

²⁴ Ebd., S. 38. Nikolaus Ohl/Oll wird in der Binz'schen Nachlassakte (wie Anm. 9, o.P.), die eine ganze Reihe von Aktenstücken zur Erbaueinandersetzung umfasst, als *Oberarzt in der Heumarktkaserne* bezeichnet, firmiert ebd. aber auch als *k. k. Oberarzt beim Fuhrwesenscorps*. Die Wiener Heumarktkaserne befand sich im 3. Wiener Gemeindebezirk Landstraße.

²⁵ Siehe HUPFER (wie Anm. 12), S. 38.

²⁶ Ebd., S. 38f. Übrigens scheint Anton Binz seine Tage als „Privatier“ in Baden beschlossen zu haben. Hierzu siehe wieder CALLIANO (wie Anm. 18), S. 32, wonach der Genannte das Badener Haus „Zur Landschaft“ sein Eigen nannte. 1914 entsprach das besagte Gebäude der „Pension Cortella“ (so ebd.). Letztere entspricht der aktuellen Adresse Breyerstraße 9/Josefsplatz 6. Wie mir Frau Regina Luxbacher (Rollettmuseum – Stadtarchiv Baden) am 27.1.2014 brieflich mitteilte, befand sich die besagte Immobilie ursprünglich im Besitz von Antons Vater Johann Georg Binz und ging nach Antons Tod in das Eigentum des Ehepaars Schratt-Binz über (hierzu siehe die folgenden Ausführungen).

²⁷ HUPFER (wie Anm. 12), S. 39. Gemäß brieflicher Mitteilung von Frau Regina Luxbacher (Rollettmuseum – Stadtarchiv Baden) vom 27.1.2014 befand sich das genannte Anwesen (wie bereits das Haus Breyerstraße 9/Josefsplatz 6, das zeitweise von Anton Binz bewohnt wurde; hierzu siehe die vorausgehende Anm.)

(1803-1869), den Sohn des Ehepaars Schratt-Binz, der als gelernter Buchhändler über solide bibliografische Kenntnisse verfügte und im Jahr 1844 ein eigenes Antiquariat eröffnete, gelangte der umfangreiche Binz'sche Büchernachlass nach und nach in den Handel.²⁸ Ein Jahr nach der Aufnahme der Geschäftstätigkeit, am 15. September 1845, heiratete Johann Schratt Anna Fichtl.²⁹ Das Ehepaar Schratt-Fichtl hatte einen Sohn namens Johann, der ab 1861 im elterlichen Geschäft arbeitete, dieses nach dem Tod des Vaters aber vermutlich nicht mehr weiterführte.³⁰

Zumindest aus heutiger Sicht weit größere Aufmerksamkeit als die Wiener Buchhändlerfamilie Schratt dürfte Anton Schratt, ein 1804 in Baden geborener und 1883 verstorbener jüngerer Bruder Johanns (d. Ä.), verdienen, der als Kaufmann, Inhaber einer Fuhrwerkskonzession, Mitglied des Gemeinde-Ausschusses (Gemeinderat), Hauptmann der 1. Garde-Compagnie der Badener Nationalgarde sowie als Stadthauptmann (Polizeikommandant) von Baden bezeugt ist, sich darüber hinaus aber auch bei der Feuerwehr, am „Spital für skrofulöse Kinder“ sowie bei der örtlichen Sparkasse engagierte.³¹ Anton Schratt heiratete im Jahr 1846 Katharina Wallner (1825-1896), eine Tochter des Badener Drechslermeisters, Gasthofbesitzers und Feuerwehrkommandanten Leopold Wallner (1777-1841) und der Gutsbesitzertochter Aloisia Dietrich (gest. 1845).³² Der Verbindung zwischen Anton Schratt und Katharina Wallner entstammten insgesamt fünf Söhne und eine Tochter.³³ Letztere – ihre amtlichen Vornamen lauten Maria

ursprünglich im Besitz des Johann Georg Binz. Zur Biografie Johann Chrysostomos Schratts siehe bereits CALLIANO (wie Anm. 18), S. 30ff. (mit z.T. fehlerhaften Jahresangaben!), der als aktuelle Adresse (d.h. für das Jahr 1914!) des besagten Anwesens „Hauptplatz 22 (Consc. Nr. 93 in Baden, Grundbuch Baden E. Z. 83)“ angibt (S. 31) und (ebd.) auf einen weiteren Hauskauf verweist, der sich auf das Jahr 1804 datieren lässt und sich auf das Gebäude Stadtviertel 39 (später: Hauptplatz 91) bezieht. Weiter: POVSE (wie Anm. 18), S. 43-46 (mit Abb.). Ebd., S. 43, wird Rosalia Binz als „Enkelin des verstorbenen Wundarztes Jakob Hafenschner“ bezeichnet. Zu dieser Persönlichkeit siehe neuerdings wieder RUDOLF MAURER: Baden, schröpfen, amputieren. Die Geschichte der Bader in Baden bei Wien, Wien 2004, S. 85f. Übrigens findet sich der ebd., S. 79, wiedergegebene Kupferstich von Peter Allmer, der den Badener Stadtbrand des Jahres 1812 wiedergibt und links im Bild das Anwesen Hauptplatz 21 zeigt, ausschnittsweise wieder bei POVSE (wie Anm. 18), S. 44, und als „Faksimile“ bei CALLIANO (wie Anm. 18), S. 43, wobei ebd. darauf hingewiesen wird, dass es sich bei dem Stich um das Titelbild einer musikalischen Komposition „Zum Stadtbrande im Jahre 1812“ handle. Der Kupferstich sei darüber hinaus „Baden's verunglückten Bewohnern gewidmet von Tobias Haslinger“. Zu diesem bedeutenden Wiener Musikverleger siehe unten mit Anm. 52.

²⁸ HUPFER (wie Anm. 12), S. 39; FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 176f. Dass Johann Schratt sich 1844 selbstständig machen konnte, scheint gemäß HUPFER (wie Anm. 12), S. 39, mit dem Umstand zusammenzuhängen, dass seine Mutter ihm *Banco-Obligationen* im Wert von 7.500 Gulden geschenkt hatte.

²⁹ Ebd., S. 40.

³⁰ Siehe ebd., wo auf eine (undatierte) Löschung des Firmeneintrags verwiesen wird.

³¹ RALPH-GÜNTHER PATOCKA: Artikel „Schratt, Maria Katharina“, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 23, Berlin 2007, S. 519f., hier S. 519. Weiter: POVSE (wie Anm. 18), S. 14 und 30f. (mit Abb. [S. 30]), wobei als Geburtsjahr Anton Schratts 1805 angegeben wird (S. 30). – Übrigens leitet sich das soeben verwendete Adjektiv „skrofulös“ von der sogenannten „Skrofulose“ (lat. „scrofula“ – „Halsdrüsengeschwulst“), einer früher vor allem bei Kleinkindern verbreiteten chronischen Entzündungskrankheit, ab.

³² PATOCKA (wie Anm. 31), S. 519. Nähere Einzelheiten zu den familiären Verhältnissen finden sich bei CALLIANO (wie Anm. 27), S. 47. Weiter: POVSE (wie Anm. 18), S. 14. Gemäß ebd. stammte Aloisias Vater aus dem ungarischen Sauerbrunn (heute der Kurort Bad Sauerbrunn, ungar. Savanyúkút/nördliches Burgenland).

³³ Siehe CALLIANO (wie Anm. 18), S. 48f.; POVSE (wie Anm. 18), S. 14 (mit Abb.). Einer der Söhne war der bereits oben, Anm. 18, aufgeführte Rudolf Schratt, der 1892 Theresia Ludowika Ledreux (geb. 1873) ehelichte. (Dieser Verbindung entspross eine jüngere Katharina Schratt.)

Katharina – kam am 11. September 1853 als drittes Kind in Baden zur Welt und segnete am 17. April 1940 in Wien hochbetagt das Zeitliche. Von allen direkten Nachkommen des mehr als ein Jahrhundert zuvor im damals vorderösterreichischen Gündlingen geborenen Johann Georg Binz gehört die Urenkelin Katharina Schratt – so ihr gängiger Name, obwohl sie durch ihre im Spätherbst 1879 erfolgte Heirat mit dem adligen Bonvivant Nikolaus (auch: Miklos) Kiss von Ittebe (1852-1909)³⁴ eigentlich als Baronin Kiss von Ittebe anzusprechen wäre – zu den vielleicht interessantesten Persönlichkeiten ihrer Zeit. Das Wichtigste hierzu in gebotener Kürze:³⁵ Bereits in jungen Jahren ergriff Katharina Schratt die Gelegenheit, auf einer lokalen Theaterbühne aufzutreten (1868), um in der Folge, gegen den anfänglichen Willen ihrer Eltern, von 1869 bis 1871 an der Wiener Theaterakademie des Burgschauspielers Eduard Kierschner (1825-1879)³⁶ eine Schauspielausbildung zu absolvieren. Im Jahr darauf (April 1872) erhielt sie ihr erstes Engagement (als Typus der jugendlich Naiven) am Berliner Hoftheater, wo sie in der Titelrolle von Siegmund Schlesingers (1832-1918) „Die Gustel von Blasewitz“ überzeugte,³⁷ aber

³⁴ Die Lebensdaten nach PATOCKA (wie Anm. 31), S. 519. Die beiden Ehegatten trennten sich bereits im Jahr 1880, ohne dass es in der Folgezeit zu einer Scheidung gekommen wäre. Der Verbindung entstammte der Sohn Anton Kiss von Ittebe (geb. 1880), der im Jahr 1970 kinderlos starb. Abb.: GEORG MARKUS: Katharina Schratt. Die zweite Frau des Kaisers, 4., überarb. Aufl., Wien/München 1998, Abb. 8 (nach S. 96) und 48f. (nach S. 200); BRIGITTE HAMANN: Fast jede Nacht träume ich von Ihnen. Die Briefe Kaiser Franz Josephs an Katharina Schratt, München 2011, nach S. 176. Gemäß PATOCKA (wie Anm. 31), S. 519, entstammte Katharinas Gatte einer gleichnamigen ungarischen Adelsfamilie, die im Banat (heute Rumänien) über umfangreichen Grundbesitz verfügte. Er war der Sohn des Nikolaus Kiss von Ittebe (senior) und der Helene von Damaszkin. Darüber hinaus war er ein naher Verwandter des ungarischen Revolutionsgenerals Ernst (Ernö) Kiss von Ittebe und Elemér, der im Jahr 1800 (1799?) geboren und 1849 hingerichtet wurde.

³⁵ Die Literatur zu Katharina Schratt ist insgesamt zwar überschaubar, überschreitet jedoch nicht selten die Grenze zum Sensationsjournalismus. Einen zuverlässigen biografischen Abriss bietet etwa der Artikel von PATOCKA (wie Anm. 31) (mit Literatur). Eine komprimierte Zusammenfassung findet sich darüber hinaus bei B[IRGITTE] HAMANN: Artikel „Schratt (Maria) Katharina“, in: Österreichisches Biographisches Lexikon. 1815-1950, Bd. 11, Wien 1999, S. 179f. Die gleiche Autorin fungiert als Herausgeberin der umfangreichen Sammlung: Fast jede Nacht träume ich von Ihnen (wie Anm. 34) (mit zahlreichen erhellenden Kommentaren). Weiter (Auswahl): FRIEDRICH WEISSENSTEINER: „Ich sehne mich sehr nach dir“. Frauen im Leben Kaiser Franz Josephs, Wien 2012, S. 212-243; KATRIN UNTERREINER: Die Habsburger. Mythos & Wahrheit, Wien/Graz/Klagenfurt 2011, S. 92-99; PHILIPP VANDENBERG: Die Frühstücksfrau des Kaisers. Vom Schicksal der Geliebten, Bergisch Gladbach 2007, S. 363-411; MARKUS (wie Anm. 34); JOAN HASLIP: Die Freundin des Kaisers. Franz Joseph von Österreich und die Schauspielerin Katharina Schratt, München 1998 (Originaltitel: The Emperor and the Actress [London 1982]); JOACHIM VON KÜRENBERG [= Pseudonym für EDUARD JOACHIM VON REICHEL, 1892-1954]: Katharina Schratt. Der Roman einer Wienerin, Neudruck, Bern/Stuttgart 1953; MAILLER (wie Anm. 18). Zur Theaterlaufbahn Katharina Schratts siehe immer noch die übersichtliche Zusammenfassung im Artikel „Kiß von Ittebe, Katharina“, in: WILHELM KOSCH: Deutsches Theater-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch, Bd. 2, Klagenfurt/Wien 1960, S. 1000ff.

³⁶ Zu ihm siehe etwa den Artikel „Kierschner, Eduard“, in: Ebd., S. 991, sowie dass., in: Österreichisches Biographisches Lexikon. 1815-1950, Bd. 3, Graz/Köln 1965, S. 326f. (jeweils mit Literatur).

³⁷ Hierzu siehe auch die Äußerungen Theodor Fontanes (1819-1898) in: DERS.: Causerien über Theater, T. 1 (Theodor Fontane. Sämtliche Werke XXII/1), München 1964, S. 148 (betr. Vorstellung vom 2.4.1872). Der in Waag-Neustadt (Nové Mesto nad Váhom/Slowakei) geborene und in Wien verstorbene Autor der um 1865 entstandenen *dramatisierten Anekdote* „Die Gustel von Blasewitz“ ist heute kaum noch bekannt. Einführende Literatur: I[NGRID] B[IGLER]: Artikel „Sigmund Schlesinger“, in: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch, 3., völlig neu bearb. Aufl., Bd. 15, hg. von HEINZ RUPP und CARL LUDWIG LANG, Bern 1993, Sp. 160f. (mit Literatur).

auch als Darstellerin der Marianne in Johann Wolfgang von Goethes (1749-1832) Prosaeinakter „Die Geschwister“ auftrat³⁸ und als Käthchen in Heinrich von Kleists (1777-1811) historischem Ritterschauspiel „Das Käthchen von Heilbronn“ einen Erfolg feiern konnte,³⁹ was sie dazu ermutigte, das Berliner Engagement vorzeitig abzubrechen und sich mit der zuletzt genannten Rolle bei Heinrich Laube (1806-1884)⁴⁰ am Wiener Stadttheater vorzustellen (1873). Hier, im kulturellen Zentrum der habsburgischen Donaumonarchie und unweit ihrer Heimatstadt Baden, vollzog Katharina Schratt eine Entwicklung vom Typus der jugendlich Naiven zur komischen Charakterdarstellerin.⁴¹ Bald folgten längere Gastspielaufenthalte am Deutschen Hoftheater in St. Petersburg (1874/75), am deutschsprachigen Thalia-Theater in New York (1882) sowie im zur damaligen Zeit österreichischen (heute ukrainischen) Czernowitz (Frühjahr 1883), die teilweise durch zeitweilige Demissionierungen Heinrich Laubes bedingt waren. Seit 1883 war Katharina Schratt Mitglied des Burgtheaters,⁴² dem sie sodann ab dem Jahr 1887 (bis zu ihrem vorzeitigen Rücktritt im Herbst 1900) als Hofschauspielerin angehörte.⁴³ Was der „kleinen Schratt“, wie Theodor Fontane sie bereits im Frühjahr 1873 titulierte,⁴⁴ über ihre außergewöhnlich erfolgreiche berufliche Laufbahn hinaus bis heute einen bleibenden Platz nicht nur in der Theater-

³⁸ Hierzu siehe wieder FONTANE (wie Anm. 37), S. 161f. (betr. Vorstellung vom 16.4.1872).

³⁹ Eine entsprechende Theaterkritik Fontanes fehlt, dafür liegen vom besagten Autor Besprechungen weiterer Schratt-Auftritte vor. Siehe ebd. (wie Anm. 37), S. 178f. (betr. Karl Gutzkows [1811-1878] Trauerspiel „Uriel Acosta“, Vorstellung vom 3.9.1872), S. 201ff. (betr. Ernst Wicherts [1831-1902] Lustspiel „Ein Schritt vom Wege“, Vorstellung vom 30.10.1872). Darüber hinaus kommt Fontane im Kontext späterer Besprechungen noch wiederholt auf die inzwischen bereits nach Wien zurückgekehrte Schauspielerin zu sprechen. Siehe ebd., S. 247f. (betr. August Wilhelm Ifflands [1759-1814] Lustspiel „Die Hagestolzen“ und Adolf von Wilbrandts [1837-1911] Lustspiel „Jugendliebe“, Vorstellungen vom 5.4.1873), S. 273f. (betr. Eduard von Bauernfelds [1802-1890] Lustspiel „Die Bekenntnisse“, Vorstellung vom 21.5.1873).

⁴⁰ Einführende Literatur zu Leben und Werk dieses seit 1872 amtierenden Theaterdirektors: REINHOLD HÜLSEWIESCHE: Artikel „Laube, Heinrich“, in: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, 2., vollst. überarb. Aufl., Bd. 7, Berlin/New York 2010, S. 256ff. (mit Literatur).

⁴¹ In diesem Zusammenhang ist insbesondere die Rolle der Katharina aus William Shakespeares (1564-1616) „Der Widerspenstigen Zähmung“ (Dezember 1873) hervorzuheben.

⁴² Ihr Debüt gab sie ebd. im November 1883 als Lorle in Charlotte Birch-Pfeiffers (1800-1868) Schauspiel „Dorf und Stadt“ (nach Berthold Auerbachs [1812-1882] Erzählung „Die Professorin“).

⁴³ Am Rande sei bemerkt, dass Katharina Schratt bereits ein Jahr nach dem Beginn ihrer Karriere als Hofschauspielerin als sogenannte „heitere“ Muse in der unteren rechten Ecke des Hauptvorhangs des neuen Burgtheaters (von dem österreichischen Genre- und Porträtmaler Josef Fux [1842-1904]) verewigt wurde. Hierzu siehe etwa PATOČKA (wie Anm. 31), S. 520. Abb.: Fast jede Nacht träume ich von Ihnen (wie Anm. 34), S. 108. Gemäß ebd., S. 103f., hier S. 104, bzw. HASLIP (wie Anm. 35), S. 133, führte Kaiser Franz Joseph I. von Österreich am 4.10.1888 seinen preußisch-deutschen Amtskollegen Kaiser Wilhelm II. (1859-1941, Kaiser seit 1888) im Rahmen von dessen Staatsvisite durch das Burgtheater. Im Rahmen seines brieflichen Resümees dieses Besuchs kommt der österreichische Monarch u.a. auch auf den besagten Theatervorhang zu sprechen und hält (ebd.) fest, dass der neben Katharina Schratt als Amor dargestellte Sohn Anton („Toni“) vom Künstler „besser getroffen“ sei als dessen Mutter. – Übrigens hing der Rückzug der zum damaligen Zeitpunkt erst 47 Jahre alten Schauspielerin vom Burgtheater mit Schwierigkeiten zusammen, die sich im Rahmen der Neubesetzung des Direktoriums (1898) durch Paul Schlenther (1854-1916), einen Vorkämpfer des Naturalismus, der das Amt von Max Burckhard (1854-1912) übernahm, ergeben hatten. Schlenther verblieb bis 1910 im Amt. Einführende Literatur zu den genannten Personen: JOHN OSBORNE/Red[aktion]: Artikel „Schlenther, Paul“, in: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, 2., vollst. überarb. Aufl., Bd. 10, Berlin/Boston 2011, S. 407f.; IRMGARD LINDNER/Red[aktion]: Artikel „Burckhard, Max“, in: Ebd., Bd. 2, Berlin/New York 2008, S. 300.

⁴⁴ Siehe wieder FONTANE (wie Anm. 37), S. 248.

geschichte, sondern auch und vor allem in der habsburgischen Skandalchronik sichert, ist ihre bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht bis in alle Einzelheiten transparente, aber anscheinend ungewöhnlich enge persönliche Beziehung zu Kaiser Franz Joseph I. (1830-1916), die soweit erkennbar, ursprünglich auf eine Vorstellungsaudienz des Jahres 1883 zurückging, nach drei Jahren durch aktives Zutun der Kaiserin Elisabeth („Sisi“, 1837-1898) eine unkonventionelle Intensivierung erfuhr⁴⁵ und bis zum Tod des Monarchen im Spätherbst 1916 zahlreiche Höhen und Tiefen durchlief, ohne doch jemals fundamental in Frage gestellt zu werden (Abb. 2).



Abb. 2 Kaiser Franz Joseph I. beim Spaziergang mit Katharina Schratt in Ischl, um 1895 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Kor 342/2).

⁴⁵ Kaschiert durch die offizielle Funktion als Elisabeths Vorleserin.

Mehr noch: Wie der Wiener Publizist Georg Markus im Rahmen seiner Monografie über Katharina Schratt zeigen konnte,⁴⁶ lassen sich eine ganze Reihe von Indizien und Argumenten ins Feld führen, die darauf hindeuten, dass die Beziehung zwischen der ehemaligen Hofschau- spielerin und dem österreichisch-ungarischen Herrscher zu einem momentan noch nicht präzise bestimm- baren Zeitpunkt – wohl nach dem Ablauf des Trauerjahres nach dem Tod des Gatten Katharina Schratts⁴⁷ – in der Andreaskapelle des Wiener Erzbischöflichen Palais in der Schlie- ßung einer sogenannten „Gewissensehe“ („matrimonium conscientiae“) gipfelte, die naturge- mäß der Geheimhaltung unterlag.⁴⁸ Der aus heutiger Sicht geradezu gigantische finanzielle Auf- wand, den Kaiser Franz Joseph betrieb, um den laufenden Unterhalt seiner „Seelenfreundin“, die sich nicht nur an den Spieltischen Monte Carlos alles andere als zurückhaltend gebärdete, zu sichern, steht in krassem Gegensatz zur exzessiven Sparsamkeit des Gündlinger Vorfahren, der sich nur wenige Generationen zuvor aus bescheidenen Verhältnissen heraus ein stattliches Vermögen erarbeitet hatte (Abb. 3a und b).⁴⁹

⁴⁶ Hierzu siehe die Argumentation bei MARKUS (wie Anm. 34), S. 15-26, dazu die Abb. nach S. 96.

⁴⁷ Die bereits 1880 erfolgte Trennung Katharina Schratts von Nikolaus Kiss von Ittebe führte, wie bereits bemerkt wurde, zu keiner Ehescheidung. Katharinas Gatte erlag am 21.5.1909 einem Herzschlag. Siehe wieder MARKUS (wie Anm. 34), S. 24. Hierzu siehe den Abdruck des Kondolenzschreibens Franz Josephs in der Briefedition: Fast jede Nacht träume ich von Ihnen (wie Anm. 34), S. 517 (21.5.1909).

⁴⁸ Kritisch hierzu äußert sich Brigitte Hamann in einer Anmerkung zu Franz Josephs Brief an Katharina Schratt vom 24.5.1909, der die Beerdigung Nikolaus Kiss von Ittebes auf dem Hietzinger Friedhof (13. Wiener Gemeindebezirk) betrifft. Siehe wieder: Fast jede Nacht träume ich von Ihnen (wie Anm. 34), S. 517f., hier S. 518, Anm. 1. Das Fehlen beweiskräftiger Quellen für eine Eheschließung zwischen Kathari- na Schratt und Kaiser Franz Joseph I. betont neuerdings wieder PATOCKA (wie Anm. 31), S. 520.

⁴⁹ Zum Gesamtumfang und zur Gesamthöhe der Zuwendungen, die der Kaiser seiner Vertrauten angedei- hen ließ, liegen – auch rund ein Dreivierteljahrhundert nach dem Ableben Katharina Schratts – keine exakten Zahlen vor. VANDENBERG (wie Anm. 35), S. 411, verweist auf vorsichtige Schätzungen, die von umgerechnet 25 Millionen Euro ausgehen, wobei der Verfasser allerdings einräumt, dass der tatsächliche Aufwand wesentlich höher gewesen sein könnte. Als größten Posten führt der Autor eine Abfindung vom November 1911 ins Feld, die 2,5 Millionen Kronen umfasste, was aktuell etwa 15 Millionen Euro entspricht. Anders die Historikerin und Buchautorin Katrin Unterreiner, die im Rahmen eines Interviews mit der Zeitschrift „Focus“ (Autor: MARKUS BAUER) explizit auf eine schriftliche Verfügung hinweist, der zu entnehmen sei, dass Katharina Schratt beim Tode des Kaisers ein Vermögen von über zwei Mil- lionen Kronen zugestanden wurde, was umgerechnet etwa 11 Millionen Euro entspräche, www.focus.de/wissen/mensch/geschichte/tid-21336/die-habsburger-neue-pikante-details-ueber-kaiser-franz-joseph-i-_aid_599861.html [Stand: 13.1.2014]. Gemäß ebd. scheint das besagte Dokument jahrzehntelang unentdeckt im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, einer Abteilung des Österreichischen Staatsarchivs, geschlummert zu haben, bis die Autorin von Archivdirektor Thomas Just einen entsprechenden Hin- weis erhielt, der zur Wiederauffindung der Verfügung führte. Das besagte „Focus“-Interview erfolgte anlässlich des Erscheinens des Buches von KATRIN UNTERREINER: Die Habsburger (wie Anm. 35), das auf das Thema Finanzen zwar detaillierter zu sprechen kommt (S. 96-99), nun aber die Summe von 2,5 Millionen Kronen nennt und den aktuellen Wert dieses Betrages mit 11 Millionen Euro angibt (S. 99). Eine schriftliche Anfrage beim Österreichischen Staatsarchiv Wien, Abteilung Haus-, Hof- und Staatsar- chiv, führte zu dem Ergebnis, dass die besagten Unterlagen ebd. im Nachlass Schager-Eckartsau, Karton 2, lagern (briefliche Auskunft von Archivdirektor Thomas Just vom 14.1.2014). Es handelt sich hierbei überwiegend um eine ganze Reihe schriftlicher Verfügungen Kaiser Franz Josephs, die mit Datum vom 2.3.1889 (Budapest) einsetzen und mit Datum vom 19.11.1911 (Schönbrunn) enden. Die Budapester Ver- fügung führt die Summe von 500.000 Gulden auf, die nach dem Ableben des Kaisers Katharina Schratt zu übergeben sei, während in der Schönbrunner Anweisung von insgesamt 2,1 Millionen Kronen die Rede ist, die der Begünstigten „schon jetzt auszufolgen“ sei. Weitere Verfügungen seitens des Kaisers, die zeitlich in die besagte Periode einzuordnen sind, betreffen sodann u.a. eine Erhöhung des Kapitals

1899 VIII. 16.

Lieber Kaiser von Oesterreich! Ich finde Mich sehr
stimmend, das gegenwärtig mit 625.000 fl. ö. M. Capital
für den Ankauf von Eisenbahnen an der
guten Schraff mit einer Million zweihundert fünfzigtausend
Gulden zu versehen sind in Abänderung der in
Minuten Genußkarten vom 2. März 1899 enthaltenen
Bestimmung, worauf das Ankaufcapital in drei
malen Kassa Einzahlungen ist, zu vertheilen,
zuerst persönlich die ersten, in 4% jährlichen
Annuitäten für fünfzig Jahre eingetragenen
Capital in Nominalbetrag von 1.250.000 Trome, als
dann das verbleibende gegenwärtig verbleibende, dritte Genuß-
Kassaportal zu entnehmen, ebenfalls in 4% jährlichen
Annuitäten für fünfzig Jahre eingetragenen
Ankaufcapital von 625.000 fl. ö. M. = 1.250.000 Trome
in die Vermögensverwaltung Wiener Kaiser- und
Landes-Kassa übertragen wird in Beauf.

Abb. 3a und b
Verfügung des Kaisers Franz Joseph
I. über eine Schenkung von 1.250.000
Gulden an Katharina Schraff mit Annah-
meerklärung derselben vom 16. August
1899 (Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv,
Nachlass Dr. Albin Schager-Eckartsau,
Karton 2, fol. 79r-80r).

Ich bin der Meinung die Eisenbahnen von Wien
zur Schraff zu übertragen wurde.
Von dem Zeitpunkt an in einem verpagierten Kontrakt
Minuten Genußkarten vom 2. März 1899 und am 16. August
1899 habe ich die die Annahmeerklärung der
Eisenbahnen übertragenen Kapital zu übertragen be-
zogen und ist das die Zeit der am 16. August 1899
mit dem Kaiserlichen Hofkanzler vereinbarte
von welcher die genannten Eisenbahnen oder
ihren Kapital zu übertragen ist und die Annah-
meerklärung zu erhalten hat. Ich bin in demselben be-
tragten Zeitpunkt der Abnahme gegen fünfzig
die Kapitalien sofort beigefügt worden.
Da jetzt das Ankaufcapital für die
Eisenbahnen oder deren Kapital zu über-
tragen ist, so ist es das Capital der
guten Eisenbahnen des Wiener Landes-Kassa

Ihre kleine Zustimmung wird beifolgend verbleiben.
Gegenüber haben Sie die Kapitalien zu über-
nehmen.

Wien, 16. August 1899



Als mir in nachstehendem Verbleiben
angegebenen Schenkungen eine Gesamtsumme
von einer Million zweihundert fünfzigtausend Gulden
auf mich durch die Kaiserliche Hofkanzler
übergeben wird, so wird die Annahmeerklärung
über die Eisenbahnen übertragenen Kapitalien
gegenüber dem Kaiserlichen Hofkanzler
unterzeichnet werden, worauf die Kaiserliche
Hofkanzler in Bezug auf die Eisenbahnen
Kapital auf zu übertragen für zweihundert
fünfzigtausend Gulden.
Katharina von Schraff
Wien, 16. August 1899
gute Schraff

Anhang

Franz Gräffers (1785-1852) „Erinnerungen“ an Johann Georg Binz

Vorbemerkungen: Franz Gräffer, der Verfasser der folgenden Zeilen, war ein Sohn von August Samuel (1740-1816) und Katharina Gräffer (1750-1837).⁵⁰ Neben den Doll, Gerold und anderen zählten die Gräffer zu den bedeutenden Buchhändlerfamilien Wiens.⁵¹ Franz Gräffers Schwester Karoline (1789-1848) heiratete den auch und vor allem im Zusammenhang mit der Herausgabe der Werke Ludwig van Beethovens bis heute bekannt gebliebenen Wiener Musikverleger Tobias Haslinger (1787-1842), der zeitweise als Prokurist bei seiner Schwiegermutter tätig war.⁵² In seinen „Kleinen Wiener Memoiren“, die 1845 im Druck erschienen und denen der im Folgenden wiedergegebene Textauszug entnommen ist, zeichnet Gräffer unter anderem ein lebendiges Bild des Buchhandels der josephinischen Zeit und der Epoche des Biedermeier.⁵³ Ob und in welchem Maße die hier mitgeteilten Informationen über Johann Georg Binz historisch zuverlässig sind, lässt sich zwar nicht präzise bestimmen, immerhin spricht der Umstand, dass Gräffer nach seiner Ausbildung im väterlichen Betrieb unter anderem bei Binz arbeitete,⁵⁴ dafür, dass er mit den Angehörigen der Familie seines Arbeitgebers näher vertraut war und somit mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch Einblick in die privaten Verhältnisse hatte.

(Ischl, 16.8.1899 [nebst Annahmeerklärung Katharina Schratts!]) sowie „Abhebungen“ größerer Teilbeträge (Wien, 31.12.1900; Wien, 27.6.1901; Wien, 30.6.1902). Zu den genannten Währungseinheiten sei der Vollständigkeit halber bemerkt, dass der österreichische Gulden im Jahr 1892 zwar durch die Krone ersetzt wurde (Verhältnis 1:2), bis 1900 aber noch im Umlauf war. Die Kaufkraft der Krone betrug zum Zeitpunkt ihrer Einführung ca. 10 Euro, zwei Jahrzehnte später lag sie bei etwa der Hälfte des ursprünglichen Betrags.

⁵⁰ Einführende Literatur zu den verschiedenen Mitgliedern der Wiener Buchhändlerfamilie Gräffer: FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 58-62.

⁵¹ Ebd., S. 58. Zu den Doll siehe ebd., S. 38-41; zu den Gerold siehe ebd., S. 51-54.

⁵² Ebd., S. 75ff., hier S. 76. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass Haslinger (zu ihm siehe bereits oben, Anm. 27) vor seiner Tätigkeit in der Wiener Firma Gräffer im oberösterreichischen Linz bei jenem Friedrich Emmanuel Eurich (1772-1851) das Musikgeschäft leitete, der seit 1795 (als 23-Jähriger!) für Johann Georg Binz als Geschäftsführer in dessen 1793 käuflich erworbener Buch- und Kunsthandlung gearbeitet hatte. Hierzu siehe ebd., S. 75f. und 21, sowie HENKE/WINKLER (wie Anm. 12), S. 156, 162. Im Jahr 1801 war die „akademische Kunst-, Musik- und Buchhandlung“ nebst Warenlager für insgesamt 6.000 Gulden in Eurichs Eigentum übergegangen. (Johann Georg Binz hatte 1793 lediglich 3.173 Gulden und 30 Kreuzer dafür bezahlt.) Hierzu siehe HUPFER (wie Anm. 12), S. 38; HENKE/WINKLER (wie Anm. 12), S. 157. Weiter: Ebd., S. 157-170. Zu Eurich siehe auch die gegen Ende des folgenden Textauszugs mitgeteilte Anekdote.

⁵³ FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 60.

⁵⁴ Ebd., S. 59f.

„Drey Wiener = Sonderlinge.

„O Buchhändler: was seydt ihr für
zwitterhafte Kerlchen.“

Fr. Nicolai.⁵⁵

Man wird nothwendig sehr alt; man schweift in den Jahrhunderten herum. Über Leute schreiben aber läßt sich discreter Weise doch nicht eher, als bis sie todt sind. Man hat schon über Personen geschrieben, die bereits 30, 40 Jahre nicht mehr am Leben. Man sieht einen jungen Menschen von 17 Jahren, der sich nicht gut aufführt. Man droht ihm, dereinst über ihn zu schreiben. Dieß geschieht nach 30, 40 Jahren, denn so lange noch lebt er. Man muß also nothwendig auch so lange gelebt haben. Auf diese Art verlängert man sein Leben. Das ist die wahre Macrobiotik. Man wartet vielleicht sogar, bis diesem oder jenem interessanten Ehepaar ein Sprößling geboren wird, über den man dann schreiben will, wenn er selbst wieder Sprößlinge gehabt hat; aber todt muß er seyn; todt. Man methusalemisirt so fort; man lebt ewig.

Man hatte sich vorgenommen, über Binz, über Haselmayer,⁵⁶ über Kupffer⁵⁷ zu schreiben, vor 30, 40 Jahren, da sie noch in voller Thätigkeit waren. Diese 30, 40 Jahre sind vorbey. Jetzt her mit ihnen!

Binz

Sey begrüßt! Du warst ein Mann von Stoff. Du hattest, wie man zu sagen pflegt, Etwas gelernt, und nicht erst im Alter, wo man es nicht mehr brauchen kann, nicht als lediglicher Routinier, was gar kein Verdienst. Du hattest Facultäts=Kenntnisse; in Freyburg recht gut Philosophie studirt, solltest gar die Professur des Griechischen in Constanz annehmen,⁵⁸ schlugst sie aber aus, um nach Wien zu gehn. Thatest recht! Fleißig studirtest Du da Medizinen; machtest Dir alte und neue Sprachen eigen. Das war schön und gut von Dir; übtest dich ein in Literargeschichte, in Bücherkunde; lauter Dinge, die der Buchhändler damahls noch brauchte. Das sahst Du ein, ge-

⁵⁵ Gräffer zitiert einleitend den bekannten Schriftsteller, Satiriker, Verleger, Herausgeber und Verlagsbuchhändler Christoph Friedrich Nicolai (1733-1811), der als Hauptvertreter der Berliner Aufklärung gilt. Einführende Literatur: WERNER JUNG: Artikel „Nicolai, (Christoph) Friedrich“, in: Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes, Bd. 8, 2., vollst. überarb. Aufl., Berlin/New York 2010, S. 571-574 (mit Literatur).

⁵⁶ Gemeint ist der Wiener Antiquar, Buchhändler und Verleger Franz Haselmayer (um 1754-1833), über den nur wenig bekannt ist. Einführende Literatur: FRANK/FRIMMEL (wie Anm. 8), S. 75.

⁵⁷ Gemeint ist der Wiener Antiquar, Auktionator, Buchhändler, Nachdrucker, Kommissionär und Verleger Karl Franz Kupffer/Kupfer (um 1776-1837). Einführende Literatur: Ebd., S. 109f.

⁵⁸ Gemäß brieflicher Mitteilung von Frau Dr. Juliane Kümmel-Hartfelder (Universitätsarchiv Konstanz) vom 17.1.2014 könnte es sich bei dieser Professur um ein Lehramt an dem im Jahr 1604 von den Jesuiten im Zuge der Gegenreformation gegründeten Konstanzer Gymnasium (das heutige Heinrich-Suso-Gymnasium) handeln, das in erster Linie Grundlagen für den weltgeistlichen und ordensgeistlichen Nachwuchs legen sollte. Eine briefliche Anfrage bei der besagten Schule (Januar 2014) führte bislang zu keinem Ergebnis. Am Rande sei bemerkt, dass der mit der Familie Binz verschwägerte Jakob Frick (1748-1816) im ausgehenden 18. Jahrhundert als Professor für Dogmatik und Kirchenrecht sowie als Präfekt der Bibliothek des Konstanzer Gymnasiums bezeugt ist. Ob Fricks Konstanzer Aktivitäten mit der gescheiterten „Berufung“ des Johann Georg Binz in Zusammenhang zu bringen sind, wäre eingehend zu prüfen. Zu Jakob Frick und seinem sozialen Umfeld siehe BÄRMANN: Eine Bestellung (wie Anm. 1), S. 99, Anm. 40.

grüßter Binz, als Du 1779 einer wardst. Die Klösteraufhebung kam Dir zu Statten; Du gewannst ein herrliches Lager, fast ohne Nebenbuhler, ein Hahn im Korbe, und so wurdest Du Binz.

Binz im Zwettlhofe⁵⁹ machte ungeheure Geschäfte, in einem schmalen, dunklen Laden, der tief hinein ging, tief; eine finstere, unendliche fast geheimnißvolle Schlucht; vielleicht auch eine heimliche Stiege in irgend ein unterirdisches Gewölb, voll Schätze, anzusehn wie eine Zauberköhle. Und in nächtlicher Weile dann, wenn alle Heiligen und Sterblichen des Stephansplatzes in bleyernem Schlaf, Binz einsam mit der mattleuchtenden Laterne, unter den Kostbarkeiten, Kleinodien einerschleichend, wie ein Zauberer, wie Merlin,⁶⁰ wie der famöse Goldschmied in Hoffmanns Fräulein Scudery,⁶¹ Schon zeitlich beym Hahnenruf stiegst Du zu Tage. Der Laden war auf; die Käufer strömten herbey; das contante silberne und goldene Geld in Deine ohnedieß schon vollen Truhen. Es sey Dir vergönnt.

Alles kaufte bey Binz, denn Erstens kaufte überhaupt Alles Bücher; es war ein schöner Trieb, Ehrensache, Ton (was jetzt sämmtlich nicht mehr); und Zweytens hatte Binz Alles. Ferner auch war er discret mit seinen Preisen, wie er jedoch hartnäckig, zurückhaltend mit dem Verkaufe dieses oder jenes Buchs; nach Laune oder Grundsatz. Als Einkäufer jedoch war er verdammt karg, noch 1815, wovon ein grelles, g r e l l e s Beyspiel. Ein gewisser Speiser (neu-

⁵⁹ Gemäß HENKE/WINKLER (wie Anm. 12), S. 156, mit der aktuellen Wiener Adresse Stephansplatz 6 gleichzusetzen. Es handelt sich hierbei ursprünglich um einen bereits seit dem Jahr 1304 dem Stift Zwettl (Zisterzienserkloster im Waldviertel/Niederösterreich, nahe der gleichnamigen Stadt, nordwestlich von Wien) zugehörigen Hof am Wiener Stephansplatz, der im Jahr 1843 abgetragen wurde. Siehe wieder HUPFER (wie Anm. 12), S. 35, Anm. 106. Ebd., S. 37, wird insofern ein differenzierteres Bild geboten, als der Zwettelhof als frühestes Ladenlokal genannt und die Binz'sche Buchhandlung für die Zeit ab etwa 1791 am St. Stephans-Friedhof lokalisiert wird, wobei das Geschäft dann ab 1811 in der Schulerstraße 915 (1. Bezirk – Innere Stadt) betrieben worden zu sein scheint. Ebd., S. 37, Anm. 109, wird auf weitere Forschungen verwiesen, aus denen – gestützt auf zeitgenössische Wiener Zeitungsinserate – zu entnehmen ist, dass Binz 1785 seine Tätigkeit als Buchdrucker (sic!) „in der untern Bäckerstraße“ (in der heutigen Sonnenfelsingasse [1. Bezirk – Innere Stadt]) anzeigte und erst 1786 als Buchhändler dokumentiert ist, und zwar *in einer Hütte auf dem Hofe nächst der obern Jesuitenkirche oder der Säulen im ersten Gang* (1. Bezirk – Innere Stadt), wobei zugleich ein Laden *am Stephansfreydhof nächst dem Bischofsthore* (gemeint ist der nordwestliche Eingang des Stephansdoms) für Binz belegt ist. Hierzu siehe wieder HENKE/WINKLER (wie Anm. 12), S. 155 (mit Quellennachweisen).

⁶⁰ Eine mit magischen Fähigkeiten ausgestattete Seher-Figur des Artussagenkreises. Einführende Literatur: JULIETTE WOOD: Artikel „Merlin“, in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 9, Berlin/New York 1999, Sp. 587-591 (mit Literatur).

⁶¹ Gräffer spielt hier auf die Kriminalnovelle „Das Fräulein von Scuderi“ (aus der vierbändigen, 1819/21 im Druck erschienenen Sammlung „Die Serapionsbrüder“) des Dichters, Komponisten und Zeichners Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann (1776-1822) an, der als Autor in der Namensform „Ernst Theodor Amadeus Hoffmann“ in der Literaturgeschichte firmiert. Bei dem besagten Goldschmied handelt es sich um die dämonische Figur des René Cardillac. Text und Kommentar: E. T. A. HOFFMANN: Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten (1819). Mit Kommentaren von HEINZ MÜLLER-DIETZ und MARION BÖNNIGHAUSEN (Juristische Zeitgeschichte; Abt. 6: Recht in der Kunst – Kunst im Recht 36), Berlin/New York 2010 (mit Literatur).

lich todt) trägt ihm die prätiösesten Xylographien⁶² an: Biblia pauperum,⁶³ ars moriendi,⁶⁴ ars memorandi,⁶⁵ historia virginis,⁶⁶ speculum salvationis,⁶⁷ sämmtlich noch unzusammengeklebt, unbeschnitten, alle in einem einzigen Band von Eisen mit Buckeln; verlangt 200 fl.⁶⁸ Binz gibt sie nicht. Speiser offerirt sie mir; ich staune, daß Binz diesen Schatz fahren läßt. Ich kaufe sie, wünsche mir Glück. Sie waren 2000 werth.

Binz hatte Magazine in verschiedenen Häusern, ein großes auf dem Dachboden des Freyhauses, wo er wohnte.⁶⁹ Er hatte selbst auch einige Häuser, hielt aber damit geheim.⁷⁰ Eines Tags verräth er sich selbst. Es ist eine Feuersbrunst. Ach ruft er: am Hause selbst wäre mir weniger gelegen; aber die Bücher, die Bücher!⁷¹

⁶² Gräffer meint hier offensichtlich Holzschnitte. Der Kontext gibt zu erkennen, dass es sich bei dem im Folgenden beschriebenen Überlieferungsträger um ein sogenanntes „Blockbuch“ oder Holzschnittbuch gehandelt haben dürfte. Einführende Literatur: F[ERDINAND] GELDNER: Artikel „Blockbücher“, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 2, München/Zürich 1983, Sp. 281f. (mit Literatur).

⁶³ Eine sogenannte „Armenbibel“. Einführende Literatur: G[ISELA] PLOTZEK-WEDERHAKKE und G[ÜNTER] BERNT: Artikel „Biblia pauperum“, in: Ebd., Sp. 109f. (mit Literatur).

⁶⁴ Wörtlich: „Die Kunst des Sterbens“, ein christliches Erbauungsbuch des späten Mittelalters. Einführende Literatur: R[AINER] RUDOLF u.a.: Artikel „Ars moriendi“, in: Ebd., Bd. 1, München/Zürich 1980, Sp. 1039-1044 (mit Literatur).

⁶⁵ Wörtlich „Kunst des Erinnerns“, „Kunst des Gedächtnisses“, ein im vorliegenden Zusammenhang nicht präzise bestimmbares Werk der Lernliteratur, das häufig im Überlieferungskontext von Blockbüchern erscheint.

⁶⁶ Nicht präzise bestimmbares Werk, möglicherweise ein Marienleben.

⁶⁷ Wörtlich „Heilsspiegel“, eigentlich „Spiegel des menschlichen Heils“, ein christliches Erbauungsbuch des späten Mittelalters. Einführende Literatur: G[UNHILD] ROTH, M[ANFRED] MARKUS und M[ARION] GRAMSTHIEME: Artikel „Speculum humanae salvationis“, in: Ebd., Bd. 7, München 1995, Sp. 2088f. (mit Literatur).

⁶⁸ Abkürzung für „Florin“. Gemeint ist die Währungseinheit „Gulden“.

⁶⁹ Die hier verwendete Bezeichnung Freihaus bezieht sich nicht etwa auf ein einzelnes Gebäude, sondern auf einen großen Wohnkomplex in der Wiener Vorstadt Wieden (heute 4. Wiener Gemeindebezirk), der bereits im 17. Jahrhundert erbaut worden war. Zu Gräffers Lokalisierung passt, dass die Binz'sche Nachlassakte des Jahres 1824 (wie Anm. 9) als Adresse des Verstorbenen *auf der Wieden N.º 1* nennt. Von besonderer kulturgeschichtlicher Bedeutung ist das Freihaus nicht zuletzt deshalb, weil hier 1787 das sogenannte „Freihaustheater“ (offiziell: „Theater auf der Wieden“) errichtet wurde, wo am 30.9.1791 Mozarts Oper „Die Zauberflöte“ ihre Uraufführung erlebte. Als Leiter des Theaters fungierte seit 1789 Emanuel Schikaneder (1751-1812), der auch das Libretto zum genannten Bühnenwerk verfasste. Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass für jenen Johann Schratt, den wir als Enkel des Johann Georg Binz kennengelernt haben und der die nachgelassenen Bücher seines verstorbenen Großvaters in den Handel brachte, für das Jahr 1844 als Wohnadresse „auf der Wieden im Freyhause, 1. Hof, 10te Stiege, Tür 72“ nachweisbar ist. Ob Johann Schratt direkt oder indirekt ein Nachmieter seines Vorfahren war, ließ sich bislang nicht klären. Siehe wieder HUPFER (wie Anm. 12), S. 39.

⁷⁰ Gräffers Hinweis lässt sich zumindest anhand verschiedener Immobilien, die in Baden lokalisierbar sind und sich in späterer Zeit im Besitz von Rosalia und Anton Binz nachweisen lassen, verifizieren. Hierzu siehe bereits oben, Anm. 26f. Zu weiteren (in Wien lokalisierbaren) Häusern, für die Eigentumsrechte des Johann Georg Binz dokumentiert sind, siehe die folgende Anm.

⁷¹ In der Binz'schen Nachlassakte (wie Anm. 9) ist u.a. ausdrücklich von *seinem weitren Magazine im abgebrannten Hause an der Wien* die Rede (o.P.), was grundsätzlich für die Historizität der von Gräffer mitgeteilten Anekdote spricht. Die genaue Lage dieser Brandruine lässt sich bislang leider nicht bestimmen, da für Binz darüber hinaus noch ein weiteres Magazin *in dem Kupferschmidt Binzischen Hause an der Wien* bezeugt ist (ebd.). Letzteres könnte mit dem Anwesen *Nr. 81 an der Wien* identisch sein, das ebd.

Er war verrufen als Geizhals und war es, aber, wenn man es zum Theil zugeben will, nur gegen seine eigene sonst so werthe Person und die seines Sohnes Anton, so auch schon ad patres. Es gibt da allerhand Züge. Er ist krank und soll Wein trinken; er bedarf Stärkung; der Arzt befiehlt es. Aber Wein? Wein, ja der kostet Geld; das Wasser wäre viel wohlfeiler. Wein, entsetzlich! Der Arzt kommt wieder, findet den Patienten schwächer, immer schwächer. Teufel trinken Sie Wein! Morgen komme ich wieder. Aber Wein, lieber Himmel, das Seitel⁷² 15 kr.;⁷³ wer kann das erschwingen! Man hat eine gute Natur. Es wird sich schon von selbst machen. Die Natur kostet ja ohnehin schon so viel Geld; sie soll jetzt auch einmahl Etwas thun. Aber den Doctor muß man beruhigen; er ist sonst grob. Dieß des Patienten Monolog; Folgendes aber seine Politik: Er nimmt ein leeres Weinfläschchen, ein derley Trinkglas, stellt Beydes neben das Bett. Der Doctor kommt. ‚Nun endlich‘ sagt er ‚haben Sie Wein getrunken; jetzt müssen Sie Sich schon etwas besser fühlen. Aber Tausend; es scheint mir Sie sind noch matter als gestern. Was ist denn das?‘ Gewiß ein origineller Zug! Eines Engländers würdig. Der Patient täuscht sich, täuscht den Arzt; aber seine Natur täuscht ihn nicht; sie ist generös, kennt keine Rache, und Binz ist wieder frisch und gesund.

Wirklich hatte er einen robusten Körper, eine unverwüstliche Gesundheit. Gar manche Tage fast jeder Woche bestand seine Mahlzeit aus etwas Käse und Brod; aus einem Rettig, aus Obst etc., im ungeheizten Laden. In den letzten Jahren stieg er manchmal Abends nach dem

im Zusammenhang mit einem *Schuldschein des Joseph Binz an den Erblasser* (sc. Johann Georg Binz) vom 1.10.1817 aufgeführt wird (ebd.). Ob die Bezeichnung *Kupferschmidt Binzisches Haus an der Wien* mit dem Schuldner oder aber mit dem Gläubiger in Zusammenhang steht, muss vorläufig offen bleiben. Auch die Identität des Joseph Binz ist bislang ungeklärt. Der Umstand, dass ein gleichnamiger Wiener Kupferschmied nachweisbar ist, der in den 1820er-Jahren für die Erfindung von Badeeinrichtungen bekannt war, spricht für die Identität des Handwerkers mit dem besagten Joseph Binz. Möglicherweise hatte sich – wie bereits der Halbbruder Gervas Binz – ein weiterer Verwandter des Johann Georg Binz in der österreichischen Metropole niedergelassen und war in den Genuss eines Darlehens seitens des Buchhändlers gekommen. Nachweis: Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens in seinem gegenwärtigen Zustande, vorzüglich in technischer, mercantilistischer und statistischer Beziehung [...], hg. von STEPHAN EDLEM VON KEESS, zweyte, berichtigte, viel vermehrte und mit einem Anhang bereicherte Ausgabe, T. 2, Bd. 2, Wien 1824, S. 492. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass für das Jahr 1817 in Riegel (am Kaiserstuhl) die Gründung einer Firma bezeugt ist, die auf einen Kupferschmied namens Jakob Binz zurückgeht. Nachweis: Die Betheiligung des Großherzogthums Baden an der Universalausstellung zu Paris im Jahre 1867, hg. von d. Badischen Ausstellungs=Commission, Karlsruhe 1867, S. 134. Möglicherweise fassen wir in der Person dieses Unternehmers einen nahen Verwandten des nur wenige Jahre später in Wien bezeugten Kupferschmiedmeisters Joseph Binz (und des Buchhändlers Johann Georg Binz?). Darüber hinaus sind für die Zeit um 1800 in Gündlingen mehrfach Geburten bzw. Taufen von Trägern des Namens Joseph Binz dokumentiert, auf die ich im vorliegenden Zusammenhang schon aus Platzgründen nicht detailliert eingehen kann. Der Vollständigkeit halber sei noch darauf hingewiesen, dass für das Jahr 1825 für das Wiener Haus Nr. 89 *an der Wien (Goldenes ABC) Joseph, Joh. Georg und Anton Binz* (also doch wohl der mutmaßliche Kupferschmied Joseph Binz, der Buchhändler Johann Georg sowie dessen Sohn Anton) nachgewiesen sind. Siehe: Wien, seine Geschieke und seine Denkwürdigkeiten. Im Vereine mit mehreren Gelehrten und Kunstfreunden bearb. und hg. durch JOSEPH FREYHERRN VON HORMAYR, Jg. II, Bd. 4, Heft 2 u. 3, Wien 1825, S. 155.

⁷² Wiener Flüssigkeitsmaß, das ca. 0,353 Litern entsprach.

⁷³ Die Abkürzung bezieht sich auf die zur damaligen Zeit gebräuchliche Währungseinheit Kreuzer. 60 Kreuzer entsprachen einem Gulden.

Schliessen in den wohlfeilen Grünangerkeller,⁷⁴ auf ein halbes Seitel (36er).⁷⁵ Er war knochig, groß, blond; in der Jugend schön; im Alter, den Kopf ganz gesenkt, nicht häßlich. Der Anzug, uralte, vergilbte Kleider, voll Staub und Schmutz und Flecken und Löcher, die Schleppe, das schreckliche Jabot;⁷⁶ das Ideal der entsetzlichsten Vernachlässigung, eines Callot⁷⁷ würdig. Etwas minder unerträglich ging sein dick= und schiefköpfiger bornirter Sohn einher; wortkarg gegen den Vater, mißtrauisch, furchtsam, ohne einen Kreuzer in der Tasche, überall witternd des Vaters Schlaueit, ihn öconomisch zu hintergehn, wovon ein göttliches Beyspiel dieses: ‚Tonerl, da ist Spagat;⁷⁸ geh hinauf und hohle die Bücher, welche ich gekauft.‘ Nun wird man glauben: Hinauf! Auf den hohen Markt,⁷⁹ auf die hohe Brücke⁸⁰ oder so etwas dergleichen. Tonerl natürlich meint auch so etwas, fragt aber: Wohin, hinauf Papa? Der Papa, wie ein wenig zerstreut, sagt: ‚Nu Tonerl, weißt Du denn nicht? Zum Eurich⁸¹ hinauf, nach Linz; weißt Du, in Oberösterreich, Tonerl. Da hast Du zwey Gulden; komm aus damit Tonerl. Unterwegs lade Dich ein dort und da bey Unsregleichen und Buchbindern; man kennt überall unsern Nahmen. Geh Tonerl, geh!‘ Tonerl roch jetzt den Braten, denn nur solche Braten bekam er zu riechen. Tonerl stutzt, knirscht, gehorcht. Nach einiger Zeit kam er mit den Büchern zurück, die er oben beym Eurich gehohlt und hatte noch 15 kr.⁸² erspart. Was ihn aber ingrimmig geärgert: Der Papa hatte ihn eine halbe Stunde vor der Mittagszeit hinauf geschickt nach Linz. Auch das noch!

Und sollte man glauben, dieser Mann, dieser Vater, war auch wohlthätig. Der nicht sich selbst, nicht seinem leiblichen Kind auch nur das Allernothwendigste vergönnte, derselbe Mann unterstützte Dürftige mit barem Gelde, und insgeheim, wie ein redlicher Christ; armen Studierenden gab er Bücher umsonst; bey wohlthätigen Zwecken, z. B. in Gremialsachen war er die Großmuth selbst.

Welche Räthsel! Eigenthümlich ganz à l'anglaise. Binz wurde 76 Jahre alt. Starb 1824.⁸³

⁷⁴ Gemeint ist das seit den 1780er-Jahren nachweisbare italienische Restaurant „Zum grünen Anker“ hinter dem Stephansdom, in dem eine ganze Reihe illustrierter Gäste wie etwa der Komponist Franz Schubert (1797-1828) einzukehren pflegte.

⁷⁵ Zu diesem Wiener Flüssigkeitsmaß siehe bereits oben, Anm. 72. Ein halbes Seitel entsprach etwa 0,176 Litern. Binz konsumierte somit, wenn wir Gräffer's Glaube schenken dürfen, in der besagten Lokalität nicht einmal zwei Zehntel Wein!

⁷⁶ Gemeint ist die Brustkrause am Herrenhemd, ein Kleidungsstück der damaligen Zeit.

⁷⁷ Gräffer spielt hier offensichtlich auf den bekannten französischen Stecher und Radierer Jacques Callot (1592-1635) an. Möglicherweise besteht hier eine implizite gedankliche Verbindung zu dem oben, Anm. 61, erwähnten Dichter E. T. A. Hoffmann, hatte dieser doch 1814/15 eine Sammlung von „Fantasiestücken in Callots Manier“ veröffentlicht.

⁷⁸ Im süddeutschen Sprachraum ein geläufiger Ausdruck für „Schnur“.

⁷⁹ Gemeint ist der Hohe Markt, nördlich des Wiener Stephansplatzes (im 1. Wiener Gemeindebezirk Innere Stadt) und damit unweit des Binz'schen Buchgeschäfts im Zwettlhof gelegen.

⁸⁰ Gemeint ist die Hohe Brücke im 1. Wiener Gemeindebezirk Innere Stadt.

⁸¹ Gemeint ist jener Friedrich Emmanuel Eurich, der seit 1795 im oberösterreichischen Linz als Geschäftsführer in der 1793 von Binz erworbenen Buch- und Kunsthandlung gearbeitet und diese dann im Jahr 1801 übernommen hatte. Hierzu siehe bereits oben, Anm. 52.

⁸² Zu dieser Währungseinheit siehe bereits oben Anm. 73. 15 Kreuzer entsprachen 0,25 Gulden.

⁸³ Zitiert nach: FRANZ GRÄFFER: Kleine Wiener Memoiren: Historische Novellen, Genreszenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wien's und der Wiener, in älterer und neuerer Zeit, T. 2, Wien 1845, S. 18-23. Es folgen nun, wie zu Beginn des Textes bereits angekündigt, teilweise recht unterhaltsame Textabschnitte, die Franz Haselmayer (S. 23ff.) und Karl Franz Kupffer/Kupfer (S. 25-29) porträtieren. Zu diesen beiden Persönlichkeiten siehe bereits oben, Anm. 56f.

Das Freiburger Kriegslazarettwesen im Ersten Weltkrieg

Von
ROBERT NEISEN

[...] *kommenden Ereignissen ruhigen Sinnes entgegensehen:*
Der Aufbau des Kriegslazarettwesens vor dem Ersten Weltkrieg

Im Mai 1913, nur 15 Monate vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, wagte der Mediziner und Generaloberarzt des preußischen Heeressanitätsdienstes Paul Schmidt in einem Vortrag vor der Berliner Kaiser-Wilhelm-Akademie, in dem er die historische Genese des deutschen Heeressanitätswesens behandelte, einen optimistischen Blick in die Zukunft: Sollte demnächst ein großer Krieg ausbrechen, was durchaus wahrscheinlich sei, denn *wer sollte sich heutigen Tages unterfangen, noch den Traum des ewigen Völkerfriedens zu teilen*, dann sei das deutsche Lazarettwesen gut gerüstet: *Die Organisation unseres Heeressanitätswesens [ist] auf eine Höhe gebracht, dass alle Bedürfnisse der Versorgung unserer Kranken und Verwundeten auf dem Schlachtfelde wie in den Lazaretten, des Krankentransportes und der Krankenunterbringung erfüllt werden. Für wahr! Unser Sanitätskörper darf mit berechtigtem Selbstvertrauen und in dem Bewusstsein seiner Kriegsbereitschaft den kommenden Ereignissen ruhigen Sinnes entgegensehen.*¹

Schmidts Optimismus war durchaus begründet. Seit den 1860er-Jahren hatten das deutsche und insbesondere das als vorbildlich geltende badische Kriegslazarettwesen erhebliche Fortschritte erzielt. Für die Evakuierung der Verwundeten von der Front in die Heimatlazarette, die im Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 sowie im Deutschen Krieg 1866 noch zu großen Schwierigkeiten geführt hatte, waren ebenso befriedigende Lösungen gefunden worden wie für den Transport der Verletzten mit der Eisenbahn ins Heimatgebiet; letzterer hatte im Deutschen Krieg noch große Mängel aufgewiesen. Nach den negativen Erfahrungen im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, als es den Heimatlazaretten vielfach an Wäsche und medizinischen Hilfsmitteln gemangelt hatte, war man außerdem zu der Gründung von großen Depots übergegangen, die deren ausreichende Versorgung mit Betten, Wäsche, Arzneien, Verbandmittel und Ähnlichem sicherstellen sollten.²

Im Zuge dieser systematischen Regelung des deutschen Militärsanitätswesens war den Heimatlazaretten eine immer größere Bedeutung für den Kriegsfall beigemessen worden: Durch die überwiegende Versorgung der verwundeten und kranken Soldaten im Heimatgebiet sollten die Feldlazarette die nötige Beweglichkeit erhalten, um den vorrückenden Einheiten besser folgen und somit die Verwundeten unmittelbar hinter der Front schnell genug behandeln zu können³ – ein Aspekt, der für die effiziente Kriegsführung überaus bedeutend war. Parallel hierzu wuchs den Organisationen der freiwilligen Krankenpflege eine immer wichtigere Rolle zu, denn auch der Militärführung war bewusst, dass eine ausreichende Verwundetenversorgung in den Heimatlazaretten nur durch die Mitarbeit eines großen Reservoirs an Krankenpflegerinnen gewährleistet werden konnte. Es kam deshalb seit dem Jahr 1870 auf dem Gebiet der Verwundetenversorgung zu zahlreichen vertraglichen Vereinbarungen zwischen der Militärführung und

¹ Zitat aus: MATHIAS CLODIUS: Die Lazarettstadt Freiburg i. Br. 1870-1945. Ein Beitrag zum Kriegslazarettwesen in Deutschland, Diss. Med., Freiburg 1992, S. 76.

² Vgl. ebd., S. 20-28 und 69-72.

³ Vgl. ebd., S. 18-20.

den Organisationen der Krankenpflege, wie sie seit der Gründung des Internationalen Roten Kreuzes im Jahr 1863 und der Badischen Frauenvereine im Jahr 1859 – auch „Luisen-Frauenvereine“ genannt – gerade in Baden wie Pilze aus dem Boden geschossen waren. Darin waren die Zuständigkeiten zwischen Militärbehörden, öffentlichen Verwaltungen und Institutionen der Krankenpflege genau definiert worden.⁴ Zu guter Letzt konnte das Kriegslazarettwesen bei Kriegsausbruch auch auf die Erkenntnisse und Innovationen der modernen Medizin seit den 1870er-Jahren zurückgreifen, wo insbesondere die Bakteriologie und die Entwicklung des Röntgenapparates für große Fortschritte bei der Diagnose von Krankheitsursachen gesorgt hatten.⁵

Zumindest auf dem Papier waren das Deutsche Reich und das Land Baden auf dem Feld der Verwundetenpflege also gut auf den Ernstfall eines großen Krieges vorbereitet. Folgt man den Verantwortlichen für das Freiburger Lazarettwesen im Ersten Weltkrieg, schienen sich die Vorbereitungen, die man in Friedenszeiten für den Krieg getroffen hatte, im Krieg in der Tat voll auszuzahlen. So stellte der Vorsitzende des Ortsausschusses vom Roten Kreuz in Freiburg, der Althistoriker Ernst Fabricius, in seiner allgemeinen Einführung zu den Freiburger Heimatlazaretten im 1915 von Lorenz Werthmann herausgegebenen Buch „Die Freiburger Lazarette im Völkerkrieg 1914/15“ fest, dass die Versorgung der Verwundeten und Kranken „auf das allerbeste geschehen“ sei.⁶ Für Werthmann selbst, den Präsidenten der deutschen Caritas, war das Freiburger Lazarettwesen aber noch mehr: Es war Chiffre für einen neuen vaterländischen Gemeinschaftsgeist. Die kommenden Geschlechter, schrieb Werthmann im Vorwort des Buches, würden einst „mit Erbauung und Ergriffenheit lesen, wie in schwerer Zeit alle Deutsche eines Sinnes zusammenstanden und, ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit oder religiöse Richtungen, vereint ihr Bestes taten zur Pflege und Heilung der kranken und verwundeten Soldaten“.⁷

Doch war dem wirklich so? Funktionierte das Freiburger Lazarettwesen im Ersten Weltkrieg tatsächlich so reibungslos wie von seinen zeitgenössischen Protagonisten behauptet? Zogen städtische Verwaltung, Bürgerschaft und Armee bei der Organisation und Verwaltung des Kriegslazarettwesens tatsächlich in patriotischer Einmütigkeit an einem Strang? Oder handelte es sich bei solchen Schilderungen um jene Verleugnung bzw. Beschönigung der wahren Verhältnisse, wie sie für die zeitgenössische Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, zum Beispiel bei der Bewertung der militärischen Lage des Deutschen Reiches, charakteristisch sind? Diese Frage wird im folgenden Beitrag in vier Abschnitten beantwortet. Zunächst wird auf den Aufbau, die Organisation und die Leistungsfähigkeit des Freiburger Kriegslazarettwesens eingegangen. Anschließend werden der Alltag in den Lazaretten und die sich daraus ergebenden Konflikte zwischen Militärführung und zivilen Kräften geschildert. Im dritten Abschnitt wird das Verhältnis zwischen Heeresführung, Stadtverwaltung und Hilfsorganisationen im Bereich der Verwundetenversorgung beschrieben. In dem darauffolgenden wird geschildert, wie sich im Freiburger Kriegslazarettwesen kollektive Kriegsmentalitäten sowie allgemeine gesellschaftliche Strukturen und Einstellungen des späten Kaiserreichs spiegeln. Die Erkenntnisse über das Freiburger Lazarettwesen im Ersten Weltkrieg, die durch die Beantwortung dieser Fragen gewonnen werden können, dürften dabei aufgrund des Status von Freiburg als einer der zentralen Lazarettstädte des Deutschen Reiches auch von überregionalem Interesse für die Historiografie des Ersten Weltkriegs sein.

⁴ Vgl. ebd., S. 22f., 26-28, 43-52 und 72-77.

⁵ Vgl. ebd., S. 17; GERHARD HÖTZ: *Ärztliche Erfahrungen aus einem deutschen Reservelazarett*, 1915 (ohne Ort), S. 5f. (Sonderdruck eines Aufsatzes für das „Correspondenz-Blatt für Schweizer Ärzte 1915, Nr. 1“, hier S. 5. Der Sonderdruck befindet sich im Stadtarchiv Freiburg [StadtAF], C3/775/4).

⁶ *Die Freiburger Lazarette im Völkerkrieg 1914/15*, hg. von LORENZ WERTHMANN, Freiburg 1915, S. 5.

⁷ Ebd., S. III (Vorwort).

Die Organisation des Freiburger Kriegssanitätswesens im Ersten Weltkrieg

Schon vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges war Freiburg für den Fall einer militärischen Auseinandersetzung mit den gegnerischen europäischen Mächten, allen voran mit dem französischen „Erbfeind“, zu einem der zentralen Orte der Verwundetenversorgung in Deutschland bestimmt worden. Für Freiburg als Lazarettzentrum sprach zum einen die relative Nähe zu den erwarteten militärischen Kampfhandlungen im Elsass – eine Vermutung, die sich im Krieg bewahrheiten sollte, wenngleich die Kämpfe im Elsass nicht das vor dem Krieg von vielen befürchtete Ausmaß erreichten. Zum anderen war Freiburg ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt, da es nicht nur an der Rheintalbahnlinie lag, sondern auch Bahnverbindungen nach Colmar und in den Schwarzwald besaß. So fungierte Freiburg gleichsam als Drehscheibe, bei der die Verwundeten von der Elsassfront über Colmar nach Freiburg transportiert, dort untergebracht und erstversorgt wurden, ehe man sie bei Bedarf über die Rheintalstrecke oder die Schwarzwaldbahn in die Lazarette der Umgebung weiterbefördern konnte. Zum dritten war Freiburg auch als Zentrum einer angesehenen Universitätsklinik mit einer hohen Dichte an Spezialkliniken und gut ausgebildeten Ärzten für den Status als Lazarettstadt Badens geradezu prädestiniert.⁸

Die Unterbringung der Soldaten sollte dabei neben dem Lazarett der in Freiburg stationierten Garnison überwiegend in Schulen erfolgen. Sie verfügten über ausreichend große Räumlichkeiten und die nötigen sanitären Standards, war man sich doch angesichts der Entwicklung der modernen Epidemiologie und Bakteriologie seit den 1870er-Jahren bewusst, wie wichtig in den Kriegslazaretten eine gute Hygiene zur Vermeidung von Ansteckungen und Seuchen war. Im Krieg sollte sich außerdem herausstellen, dass sie gegenüber der ebenfalls erwogenen Unterbringung von Soldaten in Hotels einen weiteren großen Vorteil besaßen: Die Klassenzimmer wiesen genau die richtige Größe auf, um einerseits das Bedürfnis der Soldaten nach Ruhe, andererseits ihren Wunsch nach Geselligkeit und Zusammengehörigkeit zu befriedigen. Überdies konnte auf diese Weise die Pflege der Verwundeten effizienter bewältigt werden als in Hotels und Pensionen mit ihren Zweibettzimmern.⁹ Wie intensiv man sich im Übrigen schon in den Jahren vor dem Kriegsausbruch in Freiburg auf die Verwundetenversorgung vorbereitete, zeigt eine Maßnahme des Jahres 1912/13: Beunruhigt durch den Balkankrieg des Jahres 1912, veranlasste der Freiburger Ortsausschuss des Roten Kreuzes Planungen zur Einrichtung eines Lazaretts im Freiburger Friedrich-Gymnasium, die in aller Stille mit Unterstützung von zahlreichen privaten Geldgebern vorbereitet wurden.¹⁰

Anders als im Bereich der Lebensmittelversorgung, bei der das Deutsche Reich und die Stadt Freiburg schlecht für den kommenden Krieg gerüstet waren, war die Stadt Freiburg deshalb auf dem Gebiet des Kriegssanitätswesens in der Tat gut auf einen großen Krieg vorbereitet.¹¹ Bei Kriegsausbruch wurde deshalb ein verhältnismäßig gut funktionierendes Räderwerk in Gang gesetzt: Noch vor der Mobilmachung der Soldaten und der deutschen Kriegserklärung an Russland am 1. August 1914 erging am 31. Juli in aller Geheimhaltung ein Schreiben des Stadtrats an die Direktoren der Freiburger Schulen, sie mögen sich für den Fall einer Mobilmachung um die Verwahrung der Unterrichtsmittel kümmern. Zwei Tage später, am 2. August, wurden

⁸ Vgl. CLODIUS (wie Anm. 1), S. 90f.; Werthmann (wie Anm. 6), S. 1; CHRISTIAN GEINITZ: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft: Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998, S. 282f.

⁹ Vgl. CLODIUS (wie Anm. 1), S. 36f.; HOTZ (wie Anm. 5), S. 3f.

¹⁰ Vgl. WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 6.

¹¹ Vgl. GEINITZ (wie Anm. 8), S. 282.

die Schulgebäude der Militärverwaltung für Lazarettzwecke unterstellt.¹² Noch am selben Tag wurde im Friedrich-Gymnasium mit der Ausräumung der Klassenzimmer begonnen, vier Tage später war das Lazarett einsatzbereit; das noch wichtigere Lazarett im Realgymnasium stand drei Tage später zur Verfügung.¹³ Gemäß dem Kriegsleistungsgesetz vom 13. Juni 1873, das dem Zentralstaat die Requisition öffentlicher Gebäude und Gegenstände für militärische Aufgaben gegen Zahlung von Entschädigungsleistungen ermöglichte, wurde vor der endgültigen Übergabe der Schulen an die Heeresverwaltung eine wertmäßige Schätzung der Gebäude sowie der überlassenen Schulmöbel und -einrichtungen vorgenommen.¹⁴

Die große Eile, mit der die Kriegslazarette in Freiburger Schulen eingerichtet wurden, erwies sich als berechtigt: Noch am 9. August 1914 trafen die ersten Soldaten in den Freiburger Lazaretten ein, bei denen es sich allerdings fast ausschließlich noch um fußkranke Soldaten handelte.¹⁵ Neben Schulgebäuden wurden auch noch andere städtische Gebäude in Lazarette umgewandelt, allen voran die städtische Festhalle, die gegen den Willen der Beurbarungsverwaltung als deren Besitzer zum Kriegslazarett umfunktioniert wurde (Abb. 1). Da außerdem bald mit dem Bau eines großen Barackenlazaretts in Freiburg-Herdern begonnen wurde und zahlreiche Privatleute Lazarette einrichteten – darunter als bekanntestes das Lazarett der Verlegerfamilie Herder im gleichnamigen Firmenbau –, verfügte das Militär in Freiburg bereits im September über eine Kapazität von 3.600 Betten für verwundete und kranke Soldaten; diese Zahl konnte bis Anfang November auf ca. 4.200 Betten ausgebaut werden.¹⁶ Dabei kamen der raschen Einrichtung der Lazarette zwei günstige Umstände zugute: Erstens brach der Krieg zu Beginn der offiziellen Schul- und Semesterferien aus. Bis zum Wiederbeginn der Vorlesungen konnten die Schulklassen in den Räumen des Kollegiengebäudes I der Universität untergebracht werden, wo infolge des Einzugs der großen Mehrheit der Studenten zur Front zahlreiche Hörsäle und Seminarräume leer standen. Zweitens hatten viele Kranke die städtischen Krankenhäuser bei Ausbruch des Krieges rasch verlassen, sodass auch in den Freiburger Kliniken zahlreiche verwundete Soldaten unterkamen.¹⁷

Spätestens im November 1914 hatte das Freiburger Kriegslazarettwesen grosso modo seine dauerhafte Gestalt angenommen. Zu diesem Zeitpunkt existierten in Freiburg 27 Lazarette, deren Größe von 600 Betten im Baracken-Lazarett in der Schlüsselstraße bis zu 30 Personen im Lazarett des Vinzentiushauses reichte.¹⁸ Sie unterstanden dem Sanitätsamt des XIV. Badischen Armeekorps, das auch schon zu Friedenszeiten die Leitung der badischen Lazarette innegehabt hatte. Dem in Karlsruhe ansässigen Sanitätsamt oblagen die Verwaltung und die Inspektion der badischen Kriegslazarette. Als Verwaltungszentrale und Aufsicht vor Ort fungierte die sogenannte „Reservelazarettzentrale“ beim Garnisonslazarett in der Hauptstraße; ihr stand ein Militärarzt vor.¹⁹

¹² Stadtrat an Direktion des Realgymnasiums, 31.7.1914; Garnison-Lazarett an Stadtrat, 2.8.1914, StadtAF, C3/775/4.

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Bezirksamt Freiburg an Stadtrat, 2.8.1914; Stadtbauamt an Stadtrat, 17.8.1914, ebd.

¹⁵ Dies berichtet Ernst Fabricius in einem Brief an Lorenz Werthmann, 17.9.1915, Archiv des Deutschen Caritasverbandes (ADCV), 420.025, Fasz. 2. Vgl. auch WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 9.

¹⁶ Vgl. hierzu die Wochenberichte des Roten Kreuzes, StadtAF, C3/775/7.

¹⁷ Vgl. WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 5.

¹⁸ Vgl. ebd., passim.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 10-12; HOTZ (wie Anm. 5), S. 2.

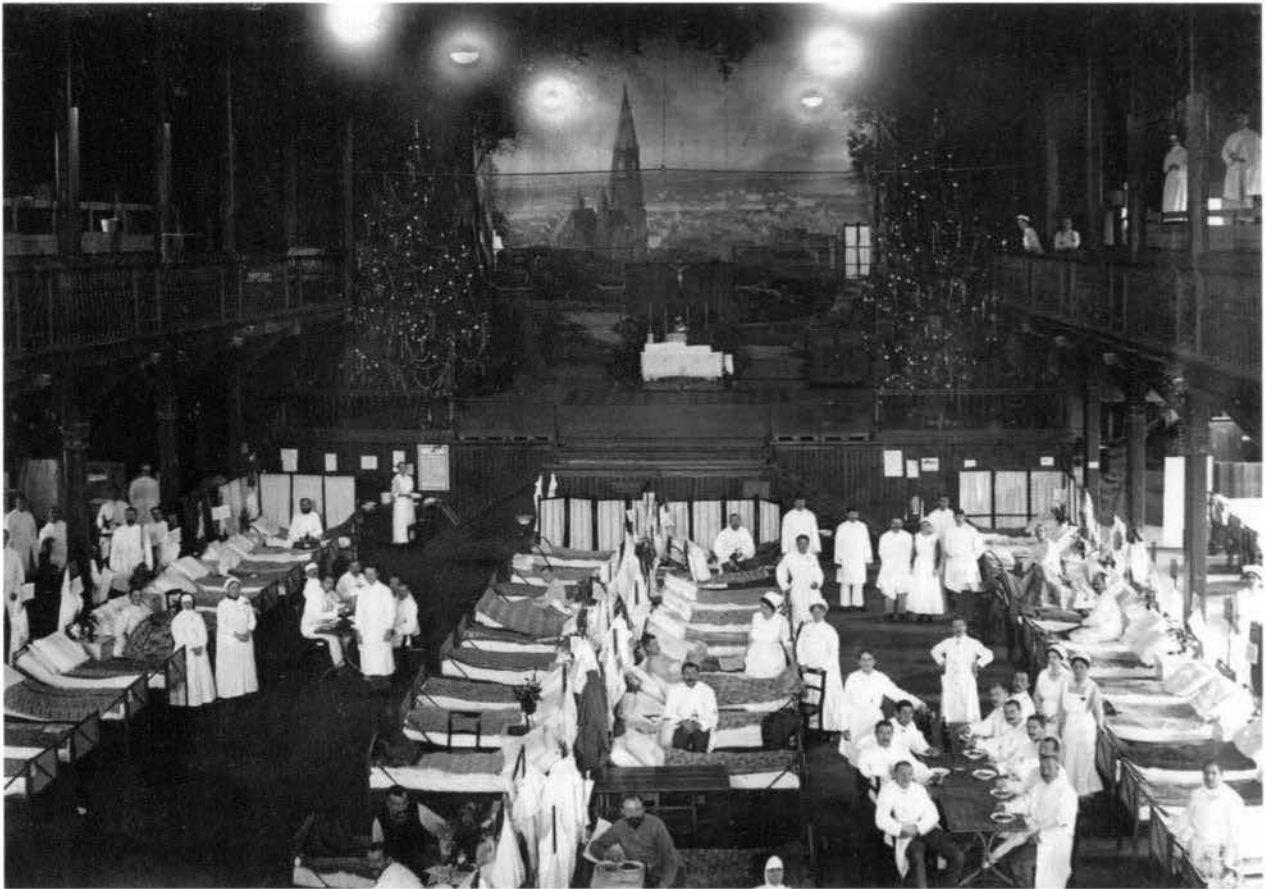


Abb. 1 Das Lazarett in der städtischen Festhalle, Weihnachten 1917 (StadtAF, M 7061).

Trotz ihrer vertragsmäßigen Einordnung unter das badische Armeekorps variierte die Abhängigkeit von der Militärverwaltung je nach Lazaretttyp.²⁰ So gab es in Freiburg insgesamt fünf Reservelazarette, die direkt unter Führung der Militärverwaltung standen. Dort rekrutierten sich das – ausschließlich männliche – Pflegepersonal und die Ärzteschaft aus Angehörigen des Heeres. In den fünf Reservelazaretten unter Verwaltung des Roten Kreuzes waren hingegen zwar die Ärzte ebenfalls beim Militär angestellt (das sich dabei allerdings zum großen Teil auf Mediziner stützte, die vor Kriegsausbruch noch im zivilen Sektor tätig gewesen waren). Doch stammte das zum Teil professionelle, zum Teil ehrenamtlich tätige weibliche Pflegepersonal aus den Reihen des Roten Kreuzes. Den dritten Lazaretttyp bildeten die sogenannten „Vereinslazarette“. Sie waren zwar in medizinischer Hinsicht einem bei der Armee angestellten Chefarzt untergeordnet, verwalteten sich ansonsten jedoch weitgehend selbst, wenngleich sie sich regelmäßigen Kontrollen durch das Sanitätsamt unterziehen mussten. Zu den Vereinslazaretten zählten nicht nur Lazarette, die auf Initiative von Privatleuten bzw. privaten Kliniken und Sanatorien entstanden waren, sondern auch jene staatlichen, städtischen und kirchlichen Krankenhäuser, die bereits in Friedenszeiten als Krankenanstalten bestanden hatten und nun im Krieg ihre Betten, Apparate und Personal für Verwundete zur Verfügung stellten, freilich auch hier auf Basis von vertraglich fixierten Vereinbarungen. Auch Einrichtungen wie das Josephs-

²⁰ Zu den verschiedenen Lazaretttypen vgl. WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 3-5.

krankenhaus und die Universitätskliniken mit ihren sieben Spezialhäusern zählten folglich zu den Vereinslazaretten.²¹

Ungeachtet ihres unterschiedlichen Grades an Selbstverwaltung griffen die Lazarette in vielen Fällen auf gemeinsame Dienstleistungen zurück. Der Transport der Verwundeten vom Freiburger Hauptbahnhof, später vom Güterbahnhof im Freiburger Norden zu den einzelnen Lazaretten erfolgte beispielsweise für alle Lazarette, also auch die Reservelazarette unter Führung der Militärverwaltung, durch die ebenfalls schon vor dem Krieg gegründete „Transportabteilung des Ortsausschusses vom Roten Kreuz“. Auf den meisten anderen Gebieten versorgten sich die „Militärlazarette“ hingegen selbst, während sich die Reservelazarette unter Führung des Roten Kreuzes und die Vereinslazarette hier die Ressourcen teilten. Bei beiden Lazarettypen stammte beispielsweise das Gros der leitenden Lazarettärzte aus den Reihen der Universitätsklinik, wovon die sogenannte „Kriegschronik der Freiburger Universität“ aus dem Jahr 1918 beredete Auskunft gibt.²² Für diese Lazarettypen hatte das Rote Kreuz außerdem im Kollegiengebäude I umfangreiche Lager angelegt: Die Depots für Möbel, Wäsche, Verbandszeug, chirurgische Instrumente und Ähnliches waren in diversen Hörsälen und Zimmern untergebracht; das Depot für Lebensmittel befand sich im Keller.²³ Ferner erhielten einige Lazarette ihr Essen gemeinsam aus der städtischen Speiseanstalt.²⁴ Manchmal bezogen die Lazarette dieselben Gegenstände aber auch aus unterschiedlichen Quellen: Im Reservelazarett des Evangelischen Stifts in der Herrenstraße befand sich ein Teil der Wäsche in dessen Eigentum, die fehlende Menge wurde ihm von der unter der Heeresverwaltung stehenden Reservelazarettzentrale zugewiesen.²⁵ Gerade solche Regelungen verweisen jedoch auf ein spezifisches Problem: Durch seine zum Teil zentrale, zum Teil subsidiäre Organisation ergab sich im Freiburger Lazarettwesen ein kompliziertes Geflecht mal getrennter, mal gemeinsamer Zuständigkeiten. Diese vielfältigen Überschneidungen sollten, wie noch zu sehen sein wird, zu zahlreichen Unsicherheiten und Konflikten führen.

Obwohl viele Lazarette demzufolge auf gemeinsame Dienste rekurrten, waren sie doch im konkreten Alltag kleine, weitgehend autarke Mikrokosmen. Fast jedes Lazarett verfügte neben den leitenden und assistierenden Ärzten, die zuweilen in mehreren Lazaretten Dienst taten, über weibliches Pflegepersonal, männliche Krankenwärter für körperlich belastende Aufgaben und einen Polizisten zur Bewachung des Gebäudes. Insbesondere die größeren Häuser besaßen überdies eine komplexe Infrastruktur. Im Reservelazarett Realgymnasium in der Zähringerstraße (heute Habsburgerstraße), das 250 Betten umfasste und eines der wichtigsten und am besten ausgestatteten Lazarette Freiburgs darstellte, waren beispielsweise nicht nur 16 Berufsschwestern, sieben Hilfsschwestern, zwölf ehrenamtliche Helferinnen und 16 Militärkrankenwärter tätig. Es besaß im Keller auch eine große Küche, für die noch im August 1914 zur Beförderung des Essens in den Speisesaal im dritten Stock eigens ein Aufzug eingebaut wurde.²⁶ Im zweiten

²¹ Hier gilt es zu beachten, dass die Kliniken der Universität in den Statistiken der Stadtverwaltung und des Roten Kreuzes als ein gemeinsames Vereinslazarett geführt wurden. Vgl. StadtAF, C3/775/7; WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 90-95.

²² Vgl. Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B 1/4336.

²³ Vgl. WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 7f.; Bericht des Roten Kreuzes an den Stadtrat über die Depot-Abteilung, 11.10.1914, StadtAF, C3/775/4.

²⁴ Beispiele hierfür sind die Lazarette in der Hildaschule und der Stühlingerschule. Vgl. StadtAF, C3/775/4.

²⁵ Kriegs-Sanitätsbericht des Reserve-Lazaretts im Evangelischen Stift in Freiburg des XIV. Armeekorps für die Zeit vom 4. August 1914 bis einschließlich 7. August 1916, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 456 F 113, Nr. 294.

²⁶ Vgl. den Schriftwechsel zwischen der Direktion des Realgymnasiums und dem Stadtrat vom 17. bis 24. August 1914, StadtAF, C3/775/4.

Stock befanden sich der Operationsraum und das Gipszimmer. Ferner verfügte das Lazarett über folgende Räume: Aufnahmezimmer, Verwaltungszimmer, Konferenzzimmer, Röntgenzimmer, Baderaum, Waschküche, Teestube, Nähstube und Apotheke (Abb. 2 und 3). Das Reservelazarett war zugleich Sitz der zentralen Auskunftsstelle des Roten Kreuzes über die in Freiburger Lazaretten untergebrachten Verwundeten.²⁷



Abb. 2 und 3 Küche und Krankenzimmer des Reservelazaretts Realgymnasium (StadtAF, M 7090/18).

²⁷ Vgl. WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 38-42.

Wie das Beispiel des Reservelazaretts Realgymnasium zeigt, waren gerade die größeren Freiburger Lazarette in medizinischer und infrastruktureller Hinsicht sehr gut ausgerüstet. Sie konnten deshalb eine hohe Qualität der Verwundetenversorgung garantieren. Das bedeutete jedoch keineswegs, dass die Versorgung in den örtlichen Lazaretten keine Mängel aufwies und ohne Probleme vonstattenging. In medizinischer Hinsicht stellten vor allem die – mit dem Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg im Herbst 1914 stark zunehmenden – Artillerieverletzungen die Lazarette vor große Herausforderungen, da sie nicht so schnell heilten wie andere Arten von Verletzungen und eine sorgfältige Behandlung erforderten, bei der viele Fehler gemacht werden konnten.²⁸ Eng damit verbunden war das unerwartet häufige Auftreten des Wundstarrkrampfes. Er war von den Ärzten kaum in den Griff zu bekommen und forderte zahlreiche Todesopfer. Entsprechend resigniert stellte der Freiburger Lazarettarzt Gerhard Hotz in einem Fachaufsatz aus dem Jahre 1915 über die medizinischen Erfahrungen mit der Verwundetenversorgung in den Heimatlazaretten fest: „Gegen Tetanus erwiesen sich eigentlich alle Maßnahmen als machtlos.“²⁹

Noch größere Defizite wies die Behandlung psychischer Erkrankungen auf, die oftmals durch Granateinschläge in unmittelbarer Nähe oder Verschüttungen hervorgerufen wurden. Welche schlimmen Leiden solche Patienten durchmachten, beschreibt Charlotte Herder in ihrem Kriegstagebuch eindrücklich am Beispiel eines Verwundeten, der schon Anfang September 1914 in das von ihr betreute Herder-Lazarett eingeliefert worden war: *Ich sah einen, der kaum liegen und den Kopf, wie von Qual gepresst, nicht in den Kissen lassen konnte, er war bis an den Hals zugedeckt. Und ich dachte schauernd: Was mag von dem noch übrig sein? Das schrecklichste, wütendste, qualvollste Leiden stand ihm auf der Stirn geschrieben. Ich fragte den Wärter, wo er verwundet sei, und hörte, daß er – gar nicht verwundet, bloß vor Schrecken über eine krepierende Granate umgefallen sei: also ein Nervenschock, eine Psychose und infolgedessen ein unverdünnter Extrakt von Qual und Leiden, wie er fast nicht zu ertragen ist und der an die Leidensmöglichkeiten der Kreatur tausendmal größere Anforderungen stellt als die schwerste, rein körperliche Verletzung. [...] Der tat mir leid.*³⁰ Doch war diese Art von Empathie und klarer Ursachenbestimmung, wie sie aus den Zeilen von Charlotte Herder spricht, bei der Bewertung psychischer Erkrankungen keineswegs die Regel. Vielmehr wurden diese in ihrer Bedeutung oftmals verkannt und fehldiagnostiziert. So stellte ein Bericht an das Sanitätsamt des XIV. Armeekorps vom 28. April 1915 über eine Inspektionsreise in die südbadischen Lazarette fest, dass die psychogenen Erkrankungen infolge Verschüttung und Granatexplosion häufig als organische Störungen, insbesondere als Tetanus, Rückenmarkerschütterungen, Tuberkulose, Gelenkerkrankungen oder Herzfehler behandelt worden seien. Der Inspekteur forderte deshalb die gesonderte Sammlung und Behandlung sogenannter „innerer Kranker“ in Speziallazaretten.³¹ Dies war vermutlich der Grund, warum das Vereinslazarett im Evangelischen Stift im November 1915 in eine Beobachtungsstation für Nervenranke umgewandelt wurde – was für den allgemeinen Befund steht, dass sich mit fortschreitender Dauer des Krieges nach anfänglichen Fehlsteuerungen und -verteilungen eine zunehmende Spezialisierung der Heimatlazarette herauskristallisierte.³²

²⁸ Vgl. HOTZ (wie Anm. 5), S. 5f.

²⁹ Ebd., S. 7.

³⁰ CHARLOTTE HERDER: Mein Kriegstagebuch 1914-1918, Freiburg 1955, S. 23 (Eintrag vom 2.9.1914).

³¹ Kurzer Bericht des Sanitätsamts 14, Karlsruhe, über die Inspektionsreise in Südbaden vom 10. bis 20. April 1915, 28.4.1915, GLA, 456 F 113, Nr. 88/1.

³² Vgl. hierzu CLODIUS (wie Anm. 1), S. 82-88.

Die Fähigkeit zur Erkennung kriegsbedingter psychischer Krankheiten schien sich also im Laufe des Krieges verbessert zu haben, doch ging dies nicht unbedingt mit einem Verständnis für deren eigentliche Ursachen einher. Gerhard Hotz beispielsweise führte in dem erwähnten Aufsatz die große Zahl von Psychosen, Delirien und Hysterien, die man seit Kriegsausbruch sogar unter der Zivilbevölkerung beobachten könne, primär auf psychische Vorbelastungen der Betroffenen zurück: Hätten sich diese Individuen in Friedenszeiten noch in den Grenzen der Gesellschaftsordnung halten können, habe sich ihr psychisch labiler Zustand in Kriegszeiten zwangsläufig negativ ausgewirkt.³³ Solche Erklärungsmuster waren dazu angetan, die neue Brutalität und Grausamkeit des modernen industrialisierten Massenkrieges als genuine Auslöser psychischer Erkrankungen von Soldaten zu verharmlosen.

Trotz dieser Probleme und partiellen Defizite handelte es sich beim Freiburger Kriegslazarettwesen über weite Strecken des Ersten Weltkriegs um ein alles in allem funktionierendes und leistungsfähiges System. Zu keinem Zeitpunkt kam es etwa zu einer Bettenknappheit.³⁴ Sowohl den größeren Reservelazaretten als auch den kleineren, privat geführten Vereinslazaretten wurde von den Ärzten, die im Auftrag des Sanitätsamts 14 die Inspektion der Freiburger Lazarette vornahmen, eine im Allgemeinen gute Unterbringung und ärztliche Versorgung der Verwundeten bescheinigt.³⁵ Auch ausländische Sachverständige fanden für die Freiburger Kriegslazarette Worte des Lobes. So besuchten mehrere Schweizer Ärzte, zum Teil im Auftrag von Kantonsverwaltungen, im Oktober 1914 die badischen Lazarette. Sie waren beeindruckt von der musterhaften Organisation und Hygiene in den Freiburger Lazaretten und rühmten die ausgezeichnete Pflege der Verwundeten und das gute, reichliche Essen.³⁶

Gegen Ende des Krieges offenbarten sich allerdings auch im Freiburger Kriegslazarettwesen zunehmende Auflösungserscheinungen. Das Problem war, wie bereits angedeutet, weniger die Bettenkapazität: Sie erreichte mit 5.500 verfügbaren Betten im Oktober und November 1918 ihren Höhepunkt und lag stets über der Zahl an Lazarettinsassen, die mit 5.075 Verwundeten Anfang November 1918 ihren höchsten Stand aufwies.³⁷ Vielmehr war es der Mangel an geeignetem Pflegepersonal, der die Sanitätsverwaltungen vor unlösbare Probleme stellte. Bereits ab dem März 1917 hatten sich Meldungen gehäuft, wonach die Lazarettenschwestern aufgrund der körperlich wie psychisch sehr anstrengenden Arbeit bei gleichzeitig fehlendem bzw. geringem Verdienst zunehmend in die besser bezahlende Industrie abwanderten, zumal die Lebenshaltungskosten angesichts der großen Preissteigerungen immer höher wurden.³⁸ Im Februar 1918 senkte man deshalb die Standards für die fachliche Qualifikation von Vollschestern: Diese mussten fortan nicht mehr eine staatliche Anerkennung vorweisen; es genügte nun der Nachweis einer ausreichenden praktischen Erfahrung als Krankenschwester in Kriegslazaretten, um in den Status von bezahlten Vollschestern aufzusteigen. Ebenso wurden den Lazarettschwes-

³³ Vgl. HOTZ (wie Anm. 5), S. 4.

³⁴ Vgl. die Wochenberichte des Roten Kreuzes, StadtAF, C3/775/7.

³⁵ Kurzer Bericht des Sanitätsamts 14, Karlsruhe, über die Inspektionsreise in Südbaden vom 10. bis 20. April 1915, 28.4.1915, GLA, 456 F 113, Nr. 88/1; Bericht über die Besichtigung der dem Reserve-Lazarett Freiburg unterstellten Lazarette an das Sanitätsamt XIV. Armeekorps, 5.7.1916, ebd., Nr. 88/2.

³⁶ Die Berichte der Schweizer Ärzte sind abgedruckt in: WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 170-187.

³⁷ Vgl. die Wochenberichte des Roten Kreuzes zu den letzten Kriegsmonaten, StadtAF, C3/775/7.

³⁸ Vgl. folgende Berichte: Stellvertretender Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege an die Territorial- und Reservelazarettdelegierten, 2.3.1917; Sitzungsprotokoll des Siebener-Ausschusses der Frauenvereine vom Roten Kreuz (ohne Datum, vermutlich Herbst 1918), GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 32 und 33.

tern jetzt auf Veranlassung der Berliner Zentralregierung Schwerarbeiterzulagen gewährt.³⁹ Dennoch brachten diese Maßnahmen keine wesentliche Änderung. Im Gegenteil: Als im August 1918 auch noch das kriegsdienstfähige männliche Sanitätspersonal zur Front eingezogen und durch Frauen ersetzt wurde,⁴⁰ konnte die Bereitstellung ausreichenden Pflegepersonals nur noch gewährleistet werden, indem das Rote Kreuz keinen Anträgen seiner Schwestern auf Beurlaubung oder Entlassung mehr stattgeben durfte.⁴¹ Doch diese Maßnahme verschlimmerte die Lage sogar noch: Die schon zuvor aufgekommenen Klagen der Schwestern über ihre extreme Überlastung häuften sich nun massiv, und als sich die Reservelazarettzentrale Freiburg am 17. Oktober 1918 an den Badischen Landesverein des Roten Kreuzes mit der Bitte um sofortige Überweisung von fünf Lazarettwestern wandte, musste der Landesverein nach Rücksprache mit dem Badischen Frauenverein Fehlanzeige erstatten: Wie der Badische Frauenverein mitgeteilt habe, würden es die zahlreichen Erkrankungen der Lazarettwestern unmöglich machen, auch nur eine einzige Schwester nach Freiburg zu entsenden.⁴² Am Ende des Krieges hieß es deshalb auch für das vergleichsweise gut organisierte badische Kriegslazarettwesen: „Rien ne va plus“.

Zur „Verweichlichung“ erzogen? Der Alltag in den Lazaretten

Seit den 1870er-Jahren war der Versorgung der verwundeten Soldaten in Lazaretten des Heimatgebiets, wie geschildert, nicht zuletzt aus Gründen der höheren militärischen Beweglichkeit eine immer größere Bedeutung zugeschrieben worden. Darüber hinaus war den leitenden Militärs und Sanitätsärzten bewusst, dass die Pflege der Verwundeten in der Heimat auch aus psychologischen Gründen von Vorteil war. Hotz brachte es in dem erwähnten Aufsatz auf den Punkt, als er schrieb: „Die Gewissheit, bald in die Heimat zu kommen, ist [für die Verwundeten] das beste Analeptikum und Sedativum.“⁴³ In den Heimatlazaretten angekommen, versuchte man den Patienten aus ähnlichen Beweggründen heraus ihren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten, wobei hier noch das Motiv der an der „Heimatfront“ verbliebenen Menschen hinzutrat, durch eine fürsorgliche Behandlung der verletzten Soldaten einen Teil ihrer patriotischen „Bringschuld“ gegenüber den Frontsoldaten einzulösen, die aus Sicht der allermeisten Zeitgenossen für den Schutz der vaterländischen Heimat vor dem „Feind“ Leib und Leben riskierten.⁴⁴

So traten gerade in den ersten Monaten nach Kriegsausbruch Freiburger Bürger mit Vorschlägen an die Stadtverwaltung heran, wie man die Lebensumstände der verletzten Soldaten verbessern könne. Ein unbekannter Absender regte etwa am 19. August 1914 gegenüber der Stadtverwaltung an, sie solle doch in der Nähe jener Schulen und städtischen Gebäude, in denen Verwundete untergebracht seien, Sitzbänke mit Fußbänken aus städtischen Anlagen aufstellen,

³⁹ Stellvertretender Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, Berlin, 2.2.1918; Staatssekretär des Kriegsernährungsamts, Berlin, an sämtliche Bundesregierungen und den Statthalter von Elsass-Lothringen, 29.1.1918, GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 33.

⁴⁰ Schreiben des Kriegsministeriums Berlin, 18.8.1918, GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 32.

⁴¹ Stellvertretender Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, Berlin, an die Territorialdelegierten, 3.9.1918, GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 33.

⁴² Badischer Landesverein des Roten Kreuzes an die Abteilung III des Badischen Frauenvereins, 17.10.1918; Abteilung III des Badischen Frauenvereins an den Badischen Landesverein des Roten Kreuzes, 23.10.1918, GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 80.

⁴³ HOTZ (wie Anm. 5), S. 1.

⁴⁴ Vgl. hierzu ROGER CHICKERING: Freiburg im Ersten Weltkrieg. Totaler Krieg und städtischer Alltag 1914-1918, Paderborn 2009, S. 348-354.

die ausschließlich von den Verwundeten benutzt werden dürften. Die Soldaten könnten dann reichlich frische Luft schöpfen und einige Abwechslung genießen.⁴⁵ Gelegentlich gingen solche Impulse aber auch von den Lazaretten oder der Stadtverwaltung aus, so im Juni 1915, als die Leitung des Lazaretts im Friedrich-Gymnasium die Stadt darum bat, das Bedürfnis der Verwundeten nach frischer Luft zu stillen und für den Hof des Lazaretts ungenutzte Tische und Stühle aus städtischem Besitz zu überweisen, was die Stadtverwaltung bereitwillig zusagte.⁴⁶ Desgleichen kam es während des gesamten Krieges immer wieder zu Initiativen von Privatleuten, Bibliotheken und Kirchen, Bücher und Zeitschriften zu sammeln und sie anschließend den Lazarettinsassen als Lektüre zur Verfügung zu stellen.⁴⁷ Die Lazarettleitungen trugen diesem Umstand Rechnung, indem sie nach Möglichkeit eigene Bibliotheks- und Aufenthaltsräume für leicht und mittelschwer verletzte Soldaten einrichteten.⁴⁸ Die Kirchen waren überdies danach bestrebt, regelmäßige Sonntagsgottesdienste abzuhalten und die Verwundeten seelsorgerisch zu betreuen. Für jedes Lazarett stand deshalb ein protestantischer bzw. katholischer Zivilgeistlicher zur Verfügung, der den Patienten die heiligen Sakramente abnahm und ihnen seelsorgerischen Trost spendete⁴⁹ – in einer Epoche, die noch von starker Religiosität geprägt war, ein nicht unwichtiger Tatbestand. Beschleunigt durch die Konkurrenzsituation zwischen den beiden Kirchen, wurden außerdem in den meisten Lazaretten eigene Räume für Gottesdienste eingerichtet. Am 19. August 1914 trat beispielsweise das Stellvertretende katholische Divisionspfarramt an das Erzbischöfliche Ordinariat mit der Bitte heran, möglichst umgehend für die Schaffung von Räumen für katholische Gottesdienste in den Freiburger Reservelazaretten Sorge zu tragen, denn: *Die katholischen Soldaten würden es freudigst begrüßen, wenn Sonntagsmesse mit Predigt eingeführt würde, da sie sonst überhaupt keiner Messe beiwohnen können. Die Einführung eines Gottesdienstes ist unseres Erachtens geradezu notwendig, da auch von protestantischer Seite ein solcher vorgesehen ist [...].*⁵⁰

Kurzum: Gerade für jene Soldaten, die nicht an das Bett gefesselt waren und sich relativ gut fortbewegen konnten, hielten die Lazarette ein vielfältiges Angebot bereit, das ihren Alltag so abwechslungsreich wie möglich gestaltete. Zu diesen Angeboten gehörten auch Vorträge und Konzerte, die manchmal in den Lazaretten selbst, manchmal außerhalb stattfanden. Der Freiburger Orientalist Prof. Thiersch zeigte beispielsweise seine speziell an Lazarettpatienten gerichteten Lichtbildvorträge über Länder des Vorderen Orients wie Ägypten, Syrien, Palästina und Kleinasien in einem Hörsaal der Universität, während der Ökonom Prof. Diehl seine Vorträge über wirtschaftliche Fragen des Ersten Weltkriegs in den Lazaretten abhielt.⁵¹ Im Bereich der Konzerte waren insbesondere die musikalischen Abende im Herder-Lazarett stadtbekannt, die Charlotte Herder für die dortigen Patienten auf die Beine stellte; doch fanden auch in anderen Lazaretten Konzertabende statt. Im Herder-Lazarett konnten die gehfähigen Insassen außerdem im Innenhof des Verlagsgebäudes Kegel- und Ballspiele veranstalten.⁵² Hinzu kam für die Lazarettpatienten die Möglichkeit, einen Teil ihrer Freizeit selbst zu organisieren und gemeinsam mit den Kameraden Karten zu spielen und zu musizieren. Das Einüben und Vorführen

⁴⁵ Unbekannter Absender an Stadtrat, 19.8.1914, C3/775/4.

⁴⁶ Vereinslazarett Friedrich-Gymnasium an Oberbürgermeister Thoma, 13.6.1915, ebd.

⁴⁷ Volksbibliothek und Volkslesehalle Freiburg an die Stadtratskommission, 14.8.1914, ebd.

⁴⁸ Vgl. ebd.

⁴⁹ Lorenz Werthmann an den Ortsausschuss des Roten Kreuzes, 16.10.1914, ADCV, 420.025, Fasz. 2.

⁵⁰ Stellvertretendes katholisches Divisionspfarramt an Erzbischöfliches Ordinariat, 19.8.1914, Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), B 2-35, Nr. 17.

⁵¹ UAF, B 1/4336.

⁵² Vgl. WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 79.

von Theaterstücken sowie das Erstellen von Lazarettzeitungen, die eine Mischung aus patriotischen (Kriegs-)Erzählungen und satirischer Verarbeitung des Lazarettalltags beinhalteten, zählte ebenfalls zum Freizeitprogramm der Patienten (Abb. 4 und 5).⁵³ Kein Wunder, dass viele Soldaten den Aufenthalt im Lazarett schätzen lernten und ihn dem trostlosen, deprimierenden und hochgefährlichen Leben in den Schützengräben vorzuziehen begannen.



Abb. 4

Lustig ist das Verwundetenleben: Das im Vergleich zum Frontdasein angenehme und abwechslungsreiche Lazarettleben mit seinen vielen Gelegenheiten zur Geselligkeit – hier eine Aufnahme aus dem Privatlazarett Dannemann vom Januar 1915 – beschwor bald Konflikte mit der militärischen Disziplin der Soldaten herauf (StadtAF, M 736/8981b).



Abb. 5

Patientenzeitung des Lazaretts in der Stühlingschule, Ausgabe Weihnachten 1917 (StadtAF, M2 Nr. 164).

⁵³ Vgl. HERDER (wie Anm. 30), S. 53f.; StadtAF, M2 Nr. 164 (Exemplar einer Patientenzeitung des Lazaretts in der Stühlingschule für Weihnachten 1917).

Der Wunsch von Militärführung und leitenden Ärzten, die Rekonvaleszenz der Patienten auch in psychologischer Hinsicht zu unterstützen und die Stimmung der Verwundeten durch die Gewährung eines möglichst angenehmen Umfelds zu heben, erwies sich deshalb bald als janusköpfig. Immer wieder kam es zu Klagen, dass die gute Behandlung der Verwundeten in den Heimatlazaretten zu einer Senkung der allgemeinen Kriegsmoral und damit der Schlagkraft des Heeres führe. In einem Inspektionsbericht an das Sanitätsamt des XIV. Armeekorps vom 15. Juli 1916 konstatierte beispielsweise der besichtigende Arzt für das Reservelazarett Realgymnasium einen unausgesprochenen Pakt zwischen leitenden Ärzten und Patienten: Sein Haupteindruck sei, dass ein Teil der Patienten in unbegründeter Weise zu lange im Lazarett verbleibe. Auch bei kriegsverwendungsfähigen Soldaten führe man längere Zeit Behandlungsmethoden durch, die keinen Erfolg mehr versprechen würden. Er habe deshalb beim Generaloberarzt der Lazarett-Zentrale angeregt, die ordinierenden Ärzte zu einer ausführlichen Begründung für die Fortführung der Therapie zu verpflichten, wenn die Behandlung eines Kranken länger als zehn Wochen dauere. Auch könne man die leitenden Ärzte noch einmal explizit darauf hinweisen, *die Kuren in nicht zwecklos langer Weise auszudehnen*.⁵⁴

Noch deutlicher wurde der Althistoriker Ernst Fabricius, der neben seiner Funktion als Vorsitzender des Ortsausschusses vom Roten Kreuz auch noch als Delegierter der Reservelazarettzentrale Freiburg gegenüber der Karlsruher Landesregierung fungierte, in einem Schreiben, das er bereits am 25. Dezember 1914 an den Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege für Baden, Minister Freiherr von und zu Bodman, verfasste. In diesem Bericht, auf den schon Christian Geinitz in seiner bahnbrechenden Studie über das sogenannte „Augusterlebnis“ in Freiburg aufmerksam gemacht hat,⁵⁵ beklagte sich Fabricius in drastischen Worten über den zu laxen Umgang mit den Lazarettinsassen. Nachdem auch er auf die zu lange Dauer der Krankenbehandlung in den Lazaretten des Heimatgebiets einging, die dazu führe, dass die Kranken und Verwundeten nach der Rückkehr auf den Kriegsschauplatz *militärisch nicht mehr recht brauchbar seien und zunächst erst wieder an militärische Zucht von neuem gewöhnt werden müssten*, fuhr er fort: *Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass namentlich in den Lazaretten der freiwilligen Krankenpflege von Anfang an eine große Verwöhnung der Verwundeten und Kranken Platz gegriffen hat. Die Leute bekommen neben ihrer reichlichen und guten Kost vielfach Genussmittel aller Art zugeführt und werden nicht bloss auf das beste gepflegt und versorgt, sondern an alle möglichen Bedürfnisse gewöhnt und dabei gänzlich entwöhnt, irgendetwas selbst zu tun oder für sich selbst zu sorgen. Um ihnen die Langeweile zu vertreiben, bietet man ihnen Unterhaltungen und Vergnügungen dar, veranstaltet Vorträge, Aufführungen und Konzerte, oder führt sie scharenweise ins Theater, dessen Eröffnung geradezu damit gerechtfertigt worden ist.* Er rede damit, wie Fabricius betonte, keineswegs einer lieblosen und weniger sorgsamem Behandlung der Patienten das Wort. *Aber es sollten alle unnötigen Dinge, die zur Verweichlichung und zur Verwöhnung der Leute dienen, nach Möglichkeit von ihnen fern gehalten werden. Die kranken und verwundeten Krieger sollten vor allem nie vergessen, dass sie Soldaten sind. Die militärische Disziplin dürfte auch in den Vereinslazaretten niemals außer Acht und Übung gelassen werden. Auch der Zeitvertreib und die Beschäftigung der Leute müssten so früh als irgend möglich, viel früher jedenfalls, als es gegenwärtig geschieht, wieder in militärischen Übungen und in der Wiederinanspruchnahme der Kräfte und Fähigkeit für militärische Dienste bestehen. [...] Statt der Konzerte, Vorträge und Unterhaltungen also militärische Instruktionsstunden, statt des Herumlungerns der Leute auf den Straßen, im Wirtshaus und in*

⁵⁴ Bericht über die Besichtigung der dem Reserve-Lazarett Freiburg unterstellten Lazarette an das Sanitätsamt des XIV. Armeekorps, 5.7.1916, GLA, 456 F 113, Nr. 88/2.

⁵⁵ Vgl. GEINITZ (wie Anm. 8), S. 294-296.

*Familien Freiübungen, Exerzieren, Turnen, leichte Marsch- und Feldübungen, [...] Reinigen und Instandsetzen der Uniformen. An Stelle des begreiflichen Mitgeföhls mit den Verwundeten und Leidenden, schlussfolgerte Fabricius, müsse daher wieder der Gedanke an den Sieg unserer Waffen in den Vordergrund treten.*⁵⁶

Deutlicher, als Fabricius es tat, konnte man den unauflösbaren Widerspruch zwischen der Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin einerseits und dem Wunsch, andererseits die Soldaten durch die Rückkehr ins Heimatgebiet und die Gewährleistung eines angenehmen Aufenthalts in den Lazaretten seelisch wiederaufzurichten, kaum formulieren. Nebenbei bemerkt, ist das Schreiben von Fabricius ein äußerst bemerkenswertes Dokument deutscher Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts, widerlegt es doch eindrucksvoll das gängige Bild vom kriegerisch-militaristischen Wesen des Deutschen in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Der „gemeine“ deutsche Soldat schien jedenfalls wenig Lust zu haben, so heldenhaft, kriegerisch und opferbereit zu sein, wie es der Kathedernationalist Fabricius von ihm erwartete.

(K)ein einheitlicher vaterländischer Wille:

Die Zusammenarbeit zwischen Stadtverwaltung, Militär und Hilfsorganisationen

Der Zielkonflikt zwischen Bewahrung der „militärischen Zucht“ und Schaffung angenehmer Lebensverhältnisse in den Lazaretten des Heimatgebiets war nicht das einzige grundlegende Problem bei der Sicherung einer wirksamen Verwundetenversorgung in Freiburg. Wie bereits angedeutet, führte auch die teilweise subsidiäre Struktur des Kriegslazarettwesens zu vielfältigen Konflikten zwischen Heeresleitung, Stadtverwaltung und Wohlfahrtsorganisationen. Sie steht im Widerspruch zu den eingangs zitierten Worten Werthmanns, wonach sich das Freiburger Lazarettwesen des Ersten Weltkriegs durch eine von einem einheitlichen patriotischen Willen beseelte, ebenso reibungs- wie selbstlose Zusammenarbeit aller maßgeblichen Protagonisten ausgezeichnet habe. In Wirklichkeit waren die Verhältnisse viel differenzierter. Zwar gibt es in den einschlägigen Schriftwechseln jener Jahre zahlreiche Beispiele dafür, wie es immer wieder zu Kompromissen zwischen den unterschiedlichen Interessen der beteiligten Akteure kam. So bat das Rote Kreuz die Stadtverwaltung am 16. August 1914 um eine kostenlose Versorgung der Lazarette mit Strom, Gas und Wasser durch die kommunalen Wasser- und Elektrizitätswerke. Der Stadtrat lehnte die Bitte zwar ab, war jedoch zur Gewährung eines niedrigeren Tarifs bereit, eine Regelung, mit der sich das Rote Kreuz am Ende einverstanden erklärte. Manchmal war es auch die Stadtverwaltung, die gegenüber dem Roten Kreuz und dem Heeressanitätsamt einlenkte. Als beispielsweise die Verwaltung des Lazaretts in der Hildaschule auf Veranlassung der Ärzte für acht Pflegerinnen Essen aus der städtischen Volksküche bestellt hatte, ohne dass die Frage der Bezahlung geklärt war, übernahm die Stadt nach längeren Auseinandersetzungen den entstandenen Fehlbetrag, obwohl gemäß den abgeschlossenen Verträgen die Militärverwaltung bzw. das Rote Kreuz dafür hätten aufkommen müssen. Schließlich einigte man sich im November 1914 darauf, dass die Stadt die Essensrationen für die Pflegerinnen zu einem verbilligten Satz lieferte.⁵⁷ Für diese Bereitschaft zum Kompromiss, die die ernsthaften Bemühungen

⁵⁶ Bericht des Reservelazaretts-Delegierten Prof. Dr. Fabricius an den Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege für Baden, Minister Freiherr von und zu Bodman, Karlsruhe, 25.12.1914, ADCV, 420.025, Fasz. 2.

⁵⁷ Vgl. hierzu den ausführlichen Schriftwechsel in: StadtAF, C3/775/4.

vieler Beteiligten um salomonische Konfliktlösungen in Zeiten einer nationalen Krisensituation widerspiegeln, ließen sich weitere ähnliche Beispiele anführen.⁵⁸

Auf der anderen Seite brachen zwischen der Stadtverwaltung, dem Roten Kreuz und den Landes- bzw. Reichsbehörden ungeachtet des kriegerischen Ausnahmezustandes wiederholt Streitigkeiten über Geld und Zuständigkeiten aus, die zum Teil mit beachtlicher Vehemenz ausgetragen wurden.⁵⁹ Bereits kurze Zeit nach Kriegsausbruch traten erste Spannungen zwischen der Stadtverwaltung und dem Roten Kreuz auf. Grund war der Antrag des Roten Kreuzes vom 14. August 1914, dass die Stadt die Kosten für den Transport von Verwundeten übernehmen möge, der mit Hilfe von städtischen Fuhrwagen durchgeführt wurde.⁶⁰ In ihrer Antwort auf den Antrag des Roten Kreuzes erklärte sich die Stadt zwar ausnahmsweise dazu bereit, fügte jedoch hinzu: *Wir wollen aber doch bemerken, dass derartige Transporte nicht Aufgabe der Stadtverwaltung sind; die Sorge während der Krankheitstage der Soldaten ist Sache der Reichsbehörden. Es wird überhaupt in der letzten Zeit versucht, der Stadtverwaltung Ausgaben der verschiedensten Art aufzuladen, deren Begleichung wir mit Nachdruck ablehnen müssen.*⁶¹ In- des nahmen die Spannungen in der Folgezeit noch zu, als es zu Auseinandersetzungen über die Verpflegungssätze kam, die die Stadtverwaltung für die Verpflegung der Lazarette in der Hildaschule und Stühlingschule aus der städtischen Volksküche verlangte; der Tagessatz in Höhe von 2,50 Mark pro Verwundeten erschien dem Roten Kreuz zu hoch. In einer Sitzung des Ortsausschusses vom Roten Kreuz am 27. Oktober 1914 eskalierte die Lage. In seiner Eigenschaft als zweiter Vorsitzender des Ausschusses erhob Ernst Fabricius gegenüber der Stadtverwaltung den Vorwurf, sie zeige sich in einer so großen Zeit wie der jetzigen gegenüber den Verwundeten und dem Roten Kreuz kleinlich und engherzig, ja sie wolle aus der Verwundetenverpflegung sogar Profit schlagen. Nach hitzigen Wortgefechten verließ Stadtrat Mühlberger als städtischer Vertreter des Ortsausschusses unter Protest den Saal und kündigte seinen Rückzug aus dem Gremium an. Erst nach einem beschwichtigenden Schreiben des Ortsausschusses kehrte er wieder in den Ausschuss zurück. Zugleich legte die Stadtrechnung eine detaillierte Kostenrechnung über die Verpflegung vor und stellte es den Lazarettverwaltungen anheim, das Essen zukünftig über das Rote Kreuz zu beziehen.⁶²

Solche Spannungen waren kein Einzelfall. Im Sommer 1916 waren es erneut die Verpflegungssätze, die Anlass zu Unmut gaben. Diesmal gingen die Gravamina von den privaten Vereinslazaretten aus: Sie beklagten sich bitter darüber, dass die Militärverwaltung die Sätze, die man von ihr für die Pflege und Versorgung der Soldaten erhalte, nicht an die stark gestiegenen Preise für Lebensmittel, Medikamente, Wäsche usw. anpasse. Obendrein würden im Gegensatz zu den ersten Kriegsmonaten nun auch die Ärzte, die zu Beginn des Krieges noch freiwillig Dienst in den Vereinslazaretten getan hätten, eine tägliche Vergütung von 15 Mark verlangen – ein interessanter Hinweis auf die doch recht rasch nachlassende „patriotische“ Opferbereitschaft der Medizinerschaft mit zunehmender Dauer des Krieges.⁶³ Der Widerstand der Militärs gegen die Anpassung der Sätze an völlig veränderte Gegebenheiten veranlasste den Besitzer des Sanatoriums Rebhaus, der dieses Verhalten als bitteres Unrecht brandmarkte, zu der Bemerkung:

⁵⁸ Vgl. hierzu StadtAF, C3/775/4 und C3/775/5.

⁵⁹ Dies hat auch Geinitz schon angedeutet. Vgl. GEINITZ (wie Anm. 8), S. 291f.

⁶⁰ Der Antrag wurde der Stadtverwaltung über das Freiburger Gesundheitsamt zugeleitet: Gesundheitsamt der Hauptstadt Freiburg an Stadtrat, 17.8.1914, StadtAF, C3/775/6.

⁶¹ Stadtrat an Gesundheitsamt, 24.8.1914, ebd.

⁶² Vgl. hierzu den Schriftwechsel zwischen Stadtrat und Ortsausschuss des Roten Kreuzes vom 27.10. bis 4.11.1914 in: ebd.

⁶³ Schreiben der Vereinslazarette an die Reservelazarett-Zentrale, 8.9.1916, ADCV, 420.025, Fasz. 2.

*Diese Ungerechtigkeit, eine starre Weigerung von Seiten der Militärbehörde, das mindeste Entgegenkommen zu zeigen, um eine schwierige Lage auch nur etwas zu erleichtern, wird späterhin die Erinnerung an eine Sache, der man sich aufrichtig und mit Freuden gewidmet hat, etwas vergällen.*⁶⁴

Neben Kostenfragen war es außerdem die prekäre Raumsituation, die immer wieder Streitigkeiten zwischen den Beteiligten heraufbeschwor, hatte doch die Stadt, wie oben geschildert, zu Kriegsbeginn einen erheblichen Anteil der städtischen Liegenschaften für Lazarettzwecke zur Verfügung gestellt. Als sich im Laufe des zweiten Kriegsjahres ein dauerhafter Leerstand der Lazarettbetten abzeichnete, sah sich die Stadtverwaltung daher dazu ermutigt, bei der Militärverwaltung auf die Freigabe von zumindest einem Schulgebäude für Unterrichtszwecke zu drängen.⁶⁵ Doch es kam anders: Nach einem Brand im Lazarett Werderschule verlangte die Reservelazarett-Zentrale als Ersatz sogar die Räumung einer weiteren städtischen Schule. Nachdem Vorschläge der Stadt, die weggefallenen Betten in Hotels einzurichten, von der Militärverwaltung abgelehnt worden waren, musste die Stadtverwaltung mit Widerwillen das Schulhaus Oberwiehre in der Nähe des Waldsees räumen. Immerhin gelang es ihr, das dort ansässige Volksbad sowie die Räume für die Kriegssuppenküche vor den Begehrlichkeiten des Militärs zu schützen. Das gleiche Spiel wiederholte sich im Frühjahr 1917: Anfragen der Stadtverwaltung, die städtische Festhalle freizubekommen und deren Insassen im „Feldberger Hof“ unterzubringen, blieben ebenso erfolglos wie der Versuch, das Realgymnasium in Herdern wieder Schulzwecken zuzuführen.⁶⁶ Stattdessen verschärfte sich die städtische Raumnot, als nach dem großen Bombenangriff vom 24. April 1917 mit den Schulräumen in der Milchstraße und der Kinderschule im Gebäude der Alten Universität weitere Räumlichkeiten aus Fliegerschutzgründen aufgegeben werden mussten. Die Stadtverwaltung richtete deshalb an die Freiburger Lazarettleitung geradezu flehentlich die Bitte, *unter den neu hinzugekommenen Umständen* der Stadt nun doch die Nutzung des Realgymnasiums zu gestatten. Doch sie biss unverändert auf Granit. Unter Verweis auf die neue militärische Situation an der Westfront schrieb der Etappenarzt des Etappenkommandos 28, das nunmehr für einen Teil der Freiburger Lazarette zuständig war, am 6. Mai 1917 an den Stadtrat: *Durch Verlegung des Etappengebiets auf rechtsrheinisches Gebiet ist das Bedürfnis an Betten in den neuen Lazaretten ausserordentlich gesteigert. Die Armeeabteilung ist daher nicht in der Lage, von den demnächst zu übernehmenden 8 Lazaretten⁶⁷ Freiburgs, zu denen das Realgymnasium gehört, auf eines und noch dazu das größte zu verzichten. Die Bettenzahl wird vielmehr im Realgymnasium demnächst noch erheblich vergrößert werden müssen.*⁶⁸ Leicht resigniert antwortete der Stadtrat am 9. Mai 1917: Man nehme die Entscheidung notgedrungen hin, müsse aber doch darauf hinweisen, *dass in den hiesigen Lazaretten, zu denen auch die Schulhäuser gehören, nicht weniger als 1.400 Betten frei sind, während das von uns zurückerbetene Schulgebäude nur eine Bettenzahl von 381 aufweist. Die Rückgabe desselben hätte also keinerlei Schwierigkeiten für die Unterbringung der Verwundeten zur Folge. Wir werden deshalb später wieder auf die Angelegenheit zurückkommen.*⁶⁹

Dass es um die patriotische Uneigennützigkeit der öffentlichen Körperschaften nicht immer

⁶⁴ Sanatorium Rebhaus an Lorenz Werthmann, 6.6.1916, ADCV, 420.025, Fasz. 2.

⁶⁵ Protokollnotiz des Stadtrats, 23.3.1916, StadtAF, C3/775/4.

⁶⁶ Stadtrat an Ortsausschuss des Roten Kreuzes, 20.4.1917; Ortsausschuss des Roten Kreuzes an Stadtrat, 24.4.1917, StadtAF, C3/775/5.

⁶⁷ Der Etappenarzt spielte damit auf die Umwandlung einer Reihe von Freiburger Lazaretten in Kriegslazarette unter reiner Militärverwaltung an, die im Sommer 1917 erfolgte.

⁶⁸ Etappenarzt des Etappenkommandos 28 an Stadtrat, 6.5.1917, StadtAF, C3/775/5.

⁶⁹ Stadtrat an den Etappenarzt des Etappenkommandos 28, 9.5.1917, ebd.

zum Besten bestellt war und diese oftmals wenig Bereitschaft an den Tag legten, ihre eigenen Interessen auch nur einen Fingerbreit hintanzustellen, zeigt ferner ein Vorgang des Frühjahrs 1918, der sich ebenfalls um Raumfragen drehte. Damals kündigte die Militärverwaltung angesichts der prekären militärischen Lage an der Westfront gegenüber der Universität Freiburg vorsorglich an, dass man für den Fall größerer Kriegshandlungen im Westen beabsichtige, das Kollegiengebäude I ebenfalls als Lazarettgebäude zu requirieren. Darüber hinaus müsse man im äußersten Notfall eventuell sogar auf einzelne Institute zurückgreifen. Dies stieß jedoch auf großen Unwillen der Universität. Sogleich versuchten die angefragten Institute mit spitzfindigen Argumenten zu begründen, warum ausgerechnet ihre Einrichtung für Lazarettzwecke besonders ungeeignet sei. Das Geologische Institut beispielsweise beteuerte, dass seine Sammlungs-säle allein schon aus hygienischen Gründen nicht infrage kämen. Ebenso sei die Treppe zum Dachboden zu schmal, um die Sammlungsschränke dort hinaufbringen zu können.⁷⁰ Ähnlich schrieb das Geographische Institut an das Akademische Direktorium der Universität, dass man das Direktoren- und Seminarzimmer des Instituts in der Hebelstraße zwar ohne Mühe für Lazarettzwecke einrichten könne. Doch sei das dazwischenliegende Bücher- und Kartenzimmer nicht auszuräumen, habe man doch beim Aufbau der Schränke dereinst feststellen müssen, dass sie als Ganzes nicht durch die Tür gepasst hätten. Ein Abbau der Schränke aber sei nicht zumutbar, denn: *Dieses Opfer stünde in gar keinem Verhältnis zu dem zu erzielenden Raumgewinn. Es wird sich also empfehlen, auf die fraglichen Räume für Lazarettzwecke zu verzichten, solange irgendwelche anderen zur Verfügung stehen.*⁷¹

Die Universitätsleitung und das Kultusministerium waren nur unwesentlich solidarischer. Sie erklärten sich zwar mit der Requisition des Kollegiengebäudes für Lazarettzwecke einverstanden. Doch dürfe dies, so das Kultusministerium in einem Brief an die Heeresverwaltung vom 8. April 1918, nur *für den äußersten Bedarf* erfolgen. Vorher müssten städtische Gebäude wie die Oberrealschule in Anspruch genommen werden. Im Übrigen geschehe die Überlassung des Kollegiengebäudes auf rein freiwilliger Basis.⁷² Die zögerliche Haltung der Universität und des Kultusministeriums und der Versuch, die Angelegenheit auf die Stadt abzuwälzen, brachten wiederum die Stadtverwaltung auf die Palme, zumal die Kriegslazarett-Direktion 40 der Stadt gegenüber bereits unmissverständlich klargemacht hatte, im Notfall auf weitere städtische Gebäude zurückzugreifen. Unter Verweis auf einschlägige juristische Kommentare zum Kriegsleistungsgesetz von 1873 schrieb das städtische Quartieramt am 11. April 1918 an den Stadtrat: *Es wäre ein unmöglicher Zustand, die gemeindlichen Schulgebäude beschlagnahmen zu dürfen, die staatlichen aber verschonen zu müssen. Nach unserer Ansicht können die staatlichen Schulgebäude, auch die Universitäten, ebenso für Kriegsbedürfnisse in Anspruch genommen werden wie die der Gemeinde gehörigen.*⁷³ Diese Beispiele zeigen: Zwar gelang es den beteiligten Akteuren in einigen Fällen, ihre unterschiedlichen Interessen in längeren Aushandlungsprozessen zu einem fairen Ausgleich zu bringen. Gleichzeitig kam es aber auch vor, dass es die Verantwortlichen an Verständnis für die Belange des Anderen fehlen ließen. Vom einmütigen Zusammenstehen in schwerer Zeit, wie es Werthmann im Vorwort des Buches über das Freiburger Lazarettwesen beschworen hatte, war man jedenfalls, wie die beschriebenen Auseinandersetzungen verdeutlichen, in erheblichem Maß entfernt.

⁷⁰ Geologisches Institut an Akademisches Direktorium, 9.2.1918, UAF, B 1/377.

⁷¹ Geographisches Institut an Akademisches Direktorium, 12.2.1918, ebd.

⁷² Großherzoglich Badisches Ministerium des Kultus und Unterrichts an das Etappenkommando 28, 8.4.1918, ebd.

⁷³ Städtisches Quartieramt an Stadtrat, 11.4.1918, StadtAF, C3/775/5.

Die Angst vor der *sittlichen Verrohung*: Kriegsmentalitäten und gesellschaftliche Einstellungen des späten Kaiserreichs

Der Status Freiburgs als Lazarettstadt war neben der Nähe zur Front, der massiven Präsenz von regulären deutschen Truppen in der Stadt und der Betroffenheit durch die Fliegerangriffe der Alliierten einer der Gründe, warum sich die Freiburger „Heimatfront“ intensiver mit den Folgen des Ersten Weltkrieges konfrontiert sah als andere deutsche Städte, zugleich aber auch stärker als andere Zivilbevölkerungen für den Krieg – in diesem Fall auf dem Gebiet des Kriegslazarettwesens – mobilisiert wurde.⁷⁴ Am Beispiel des Freiburger Kriegslazarettwesens lassen sich deshalb kollektive Kriegsmentalitäten und gesellschaftliche Einstellungen des späten Kaiserreichs gleichermaßen gut veranschaulichen. Dies zeigt sich nicht zuletzt im Bereich der Verwundetenversorgung. Dort führte die massive Anwesenheit von Lazaretten in Freiburg einerseits dazu, dass den Stadtbewohnern die kriegsbedingten Verwundungen und Leiden präsenter waren als den Deutschen im Inneren des Reiches.⁷⁵ Andererseits bot sich gerade den Frauen über die Tätigkeit in den Lazaretten ein vielfältiges Feld patriotischer Profilierung. Stellvertretend für andere Frauen steht hier die Verlegergattin Charlotte Herder, die ihre Erlebnisse und Gefühle als Vorständin des gleichnamigen Lazaretts in ihrem Kriegstagebuch festhielt. Aus ihrem Tagebuch wird geradezu paradigmatisch sichtbar, wie sich bei ihr die Angst vor den Folgen eines – keineswegs bejubelten – Krieges mit einem trotzigen Bekenntnis zum Vaterland sowie der Entschlossenheit vermengte, durch aktive Mitarbeit an der Verwundetenversorgung ihren Teil zum Dienst am Vaterland beizutragen. Obwohl von ständigen Ängsten über den Ausgang des Krieges und das Schicksal ihres zum Heer eingezogenen Gatten geplagt, wird sie von dem Gefühl gepeinigt, im Gegensatz zu den anderen Damen aus ihrer Umgebung noch ohne größere „patriotische“ Aufgabe geblieben und deshalb „minderwertig“ zu sein. Entsprechend groß ist ihre Erleichterung, als ein Teil des Firmengebäudes auf Betreiben ihres Gatten zum Lazarett umfunktioniert und dieses kurz darauf sogar in den Rang eines eigenständigen Reservelazaretts erhoben wird: *Im Anfang des Krieges war die ganze Frauenwelt Freiburgs in fieberhaftester Tätigkeit begriffen – nur ich nicht. Ich stand abseits. Alle Damen, die ich kannte oder nicht kannte, hatten ihr Pöstlein, machten sich nützlich, leisteten etwas – nur ich nicht. Durch dieses Tal der Demütigung musste ich täglich gehen, täglich, denn auf die Frage: „Was tun Sie, Frau Herder?“ musste ich ja antworten: „Ich tue nichts!“ [...] Und heute? Heute bin ich nicht nur als Krankenpflegerin am Werk, sondern ich fungiere auf den Listen als „Vorsteherin des Lazaretts Herder“ und habe selber Posten zu vergeben und nicht zu vergeben. So geht es in der Welt [...].*⁷⁶ (Abb. 6)

Eine ähnlich ambivalente Stimmungslage lässt sich bei der Ankunft der ersten Verwundeten im Lazarett beobachten. Der Schock über die Schwere der Verwundungen paart sich bei Charlotte Herder mit dem Stolz, sich den Herausforderungen des Lazarettendienstes gewachsen zu zeigen: *Ich schwamm in einem Meer von Glückseligkeit*, berichtet sie, als sie zusammen mit einem Apotheker die stark eitrige, übel riechende Fußverletzung eines Landwehrmannes behandelt und dabei standhaft bleibt. Entsetzen über die Grausamkeit des Krieges und gestiegenes Selbstwertgefühl infolge der „patriotischen“ Partizipation am Kriegsdienst in der „Heimatfront“

⁷⁴ Vgl. JÖRN LEONHARD/KURT HOCHSTUHL/CHRISTOF STRAUSS: Einleitung: Der Erste Weltkrieg zwischen globaler Imagination, regionaler Erfahrung und lokaler Erinnerung, in: Menschen im Krieg 1914-1918 am Oberrhein. *Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914-1918*. Kolloquium zur gleichnamigen Ausstellung, hg. von DIES., Stuttgart 2014, S. 7-18, hier S. 11-13.

⁷⁵ Vgl. GEINITZ (wie Anm. 8), S. 285-291.

⁷⁶ HERDER (wie Anm. 30), S. 21 (Eintrag vom 30.8.1914).



Abb. 6 Einem Fußverletzten wird im Herder-Lazarett ein Verband angelegt, links Charlotte Herder (Privatarchiv Herder).

gingen bei Charlotte Herder also problemlos Hand in Hand. *Eiserne, kalte, tödliche Entschlossenheit, zu siegen oder zu sterben, ist alles, was wir aufbringen können*, beschreibt Charlotte Herder an anderer Stelle die kollektive Gefühlslage der Freiburger „Heimatfront“ zu Beginn des Krieges. Charlotte Herders Haltung ist damit typisch für den Dualismus von „Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft“, wie er für die Freiburger Kriegsgesellschaft charakteristisch war und nicht zuletzt durch den Topos von der angeblichen Notwehr Deutschlands gegenüber einem feindlich gesinnten und am Krieg schuldigen Ausland genährt wurde.⁷⁷

Dennoch führte die verstärkte Mobilisierung von Frauen für den Krieg zumindest im Bereich des Lazarettwesens weder zu verstärkten Forderungen nach einer politisch-gesellschaftlichen Emanzipation der Frau noch zur Infragestellung gesellschaftlicher Hierarchien und tradierter bürgerlicher Moralvorstellungen. Für Charlotte Herder etwa war nicht die sich ihres Eigenwerts bewusst werdende, ihre Interessen fortan mutig vertretende Frau das erstrebenswerte gesellschaftliche Ideal, sondern die sich selbst aufopfernde, bedingungslos höheren Pflichten gehorchende Ordensschwester. Diese sah sie idealtypisch in einer Franziskanerschwester verkörpert, die in ihrem Lazarett in den ersten beiden Kriegsmonaten Dienst getan hatte: Obwohl die Schwester mit ganzer Seele am Lazarettendienst gegangen hatte, folgte sie widerspruchslos der Anweisung der Ordensleitung, in das Mutterhaus zurückzukehren. Die Gefasstheit, mit der die Schwester in *heiligem Gehorsam* gegenüber ihrem Mutterhaus Abschied vom Lazarett nahm, wurde von Charlotte Herder in den Rang höchster sittlicher Vervollkommnung gehoben: *Still*

⁷⁷ Vgl. GEINITZ (wie Anm. 8), S. 413, sowie jüngst: *Der Erste Weltkrieg am Oberrhein*, hg. von ROBERT NEISEN und MARKUS EISEN, Freiburg 2015, dort vor allem die Einleitung sowie die Aufsätze von Uta Hinz und Arndt Schreiber.

ging sie hinauf, ihre Sachen zu holen, freundlich nahm sie von allen Abschied, und ich konnte immer nur dabeistehen, von Rührung und Bewunderung über diese Selbstverleugnung selbst zu Tränen bewegt. Wer macht ihr das nach? Die Erinnerung an diese stille Größe einer einfachen Franziskanerin wird mir eine Lehre fürs Leben bleiben.⁷⁸

Die Tätigkeit vieler Frauen in den Lazaretten war also alles andere als ein Katalysator für die gesellschaftlich-politische Emanzipation der Frau.⁷⁹ Vielmehr waren die Lazarette und die privaten Hilfsorganisationen, die zur Verwundetenpflege herangezogen wurden, zentrale Instanzen der weiblichen sozialen und sexuellen Disziplinierung.⁸⁰ So erfahren wir aus dem Buch von Werthmann sowie aus den Tagebucheinträgen von Anni Aschoff, die als Hilfsschwester im Reservelazarett Realgymnasium tätig war, von der streng hierarchischen Gliederung der Lazarettverwaltungen:⁸¹ Die Leiterinnen des Lazarets sowie die Vorstandsdamen, die über bestimmte Bereiche der Lazarettorganisation wie etwa die Verpflegung, die Wäsche oder die Buchhaltung wachten, waren überwiegend Gattinnen von Honoratioren aus dem Bereich des gehobenen Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums; der klassische Fall war die Frau des Medizinprofessors, die ihr höheres gesellschaftliches Prestige und ihre nationale Zuverlässigkeit durch die Übernahme von Leitungsfunktionen in den Lazaretten unterstrich.⁸² Bei den regelmäßigen gemeinsamen Besprechungen im Reservelazarett Realgymnasium wurde deshalb auch streng darauf geachtet, dass die Schwestern von den Vorsteherinnen und Leiterinnen des Lazarets getrennt saßen.⁸³ Überdies wurden Frauen, die aus Sicht des Badischen Frauenvereins oder der Badischen Schwesternschaft gegen die strenge bürgerliche bzw. christliche Sexualmoral verstoßen hatten, indem sie ein Liebesverhältnis mit einem Lazarettinsassen oder einem Frontsoldaten eingegangen waren, moralisch schwer verurteilt und radikal geächtet. Eine Krankenschwester, die im Garnisonslazarett Metz gearbeitet hatte und schwanger geworden war, wurde beispielsweise Anfang 1918 wegen *sittlicher Verfehlung* mit unbarmherzigen Kommentaren aus dem Badischen Frauenverein ausgeschlossen;⁸⁴ diese strenge Handhabung kam ohne Zweifel auch in den Lazaretten des Heimatgebietes zum Tragen.

Die Furcht vor einer Aufweichung oder gar Auflösung bürgerlich-konservativer Ordnungs- und Wertvorstellungen infolge der durch den Ersten Weltkrieg in Gang gesetzten Prozesse war ohnehin eine Grundmelodie vieler behördlicher Äußerungen über die massenhafte Unterbringung von Verwundeten in Lazaretten und deren direkte bzw. indirekte Folgen. Immer wieder spricht daher aus den zeitgenössischen Quellen über das Freiburger Lazarettwesen implizit die Sorge, dass die bisherige Welt aus den Fugen geraten und der Erste Weltkrieg eine Inversion der politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse auslösen könne. Wiederholt beschwerten sich beispielsweise die Lazarettaufsichten darüber, dass die soziale und militärische Disziplin der Soldaten durch den Genuss von Alkohol gefährdet werde. Die zitierte Klage von Fabricius über die Verweichlichung der Soldaten durch die Gewährung von Genussmitteln aller Art war des-

⁷⁸ HERDER (wie Anm. 30), S. 32 (Eintrag vom 8.10.1918).

⁷⁹ So bereits CHICKERING (wie Anm. 44), S. 453f.

⁸⁰ Vgl. hierzu: GERHARD HIRSCHFELD/GERD KRUMEICH: Deutschland im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a.M. 2013, S. 128-130.

⁸¹ Vgl. ANNI HORCH-ASCHOFF: Kriegstagebuch 1914-1918, StadtAF, B1 Nr. 378, vor allem S. 25-28 und 56-65; WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 42f. Zum Tagebuch von Anni Aschoff vgl. den Beitrag von SARAH ÖHLER: Die Kriegserinnerungen der Anni Aschoff aus Freiburg, in: Schau-ins-Land 132 (2013), S. 95-106.

⁸² Das Reservelazarett Realgymnasium wurde beispielsweise von der Gattin des Freiburger Internisten Prof. Oskar de la Camp, Anna de la Camp, geleitet. Vgl. WERTHMANN (wie Anm. 6), S. 42f.

⁸³ Vgl. ASCHOFF (wie Anm. 81), S. 25-28.

⁸⁴ Vgl. den entsprechenden Schriftwechsel in: GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 80.



Abb. 7 Die Hierarchie innerhalb der Lazarette als Spiegel der Klassengesellschaft des Kaiserreichs: Krankenschwestern und Vorstandsdamen (schwarz gekleidet) des Reservelazaretts Realgymnasium (StadtAF, M 7090/18).

halb kein Einzelfall. In einem Inspektionsbericht vom 30. Oktober 1915 über das Lazarett im Gasthaus der Familie de Crignis in Littenweiler wurde etwa bemängelt, dass sich die Patienten in der Gaststube problemlos mit Alkohol versorgen könnten, weshalb dort unkontrollierte Mengen davon konsumiert würden. Ohnehin werde das allgemeine Trinkverbot für kranke und verwundete Soldaten in fast allen Freiburger Lazaretten zu liberal gehandhabt.⁸⁵ Daran hatte auch die Zivilbevölkerung ihren Anteil, wie aus zwei Schreiben an den Stadtrat vom 24. bzw. 30. August 1914 über die Zustände im Lazarett Hildaschule hervorgeht.⁸⁶ In diesen Schreiben beklagen die Leitung des Lazaretts und der Direktor der Reservelazarett-Zentrale, Dr. Böckler, nicht nur das unerlaubte Entfernen der Verwundeten aus dem Lazarett, sondern bemerken darüber hinaus, *dass den Kranken von dem Publikum vom Hof aus Bier und Obst zugesteckt wird, sodass Darmerkrankungen dadurch vorgekommen sind.*⁸⁷ Auf Bitten Böcklers errichtete das Hochbauamt daraufhin einen Zaun um den Lazaretteingang. Doch blieb diese Maßnahme wirkungslos. Am 14. September 1914 schrieb die Leitung des Lazaretts an den Stadtrat: *Der in dem hiesigen Lazarett angebrachte Lattenzaun erfüllt seinen Zweck nicht, da der Zwischenraum zwischen den einzelnen Latten so groß ist, dass der Bierhandel ungehindert weitergetrieben*

⁸⁵ Bericht über das Reservelazarett Littenweiler bei Freiburg an das Sanitätsamt des 14. Armeekorps, 30.10.1915, GLA, 456 F 113, Nr. 88, Teil 1.

⁸⁶ Vgl. Lazarett Hildaschule an Stadtrat, 24.8.1914; Reservelazarett-Zentrale an Stadtrat, 30.8.1914, StadtAF, C3/775/4.

⁸⁷ Reservelazarett-Zentrale an Stadtrat, 30.8.1914, ebd.

werden kann. Wir bitten daher [...] veranlassen zu wollen, dass zwischen den einzelnen Latten noch eine weitere eingefügt wird.⁸⁸ Diesmal aber lehnte die Stadtverwaltung ab: Es sei der Stadt unmöglich, eine öffentliche Anlage derart abzusperren. Wenn ein Verbot nicht ausreiche, müsse dort eine Wache aufgestellt werden.⁸⁹

Die Lazarettgeistlichen sorgten sich ihrerseits bei einem gemeinsamen Treffen im Juni 1916 um die *sittliche Verrohung* durch den Krieg, die sich bereits in zunehmendem *Dirnentum* und geschlechtlichen Erkrankungen niederschlagen würde. Man habe daher zur Belehrung und Warnung der Soldaten in einigen Lazaretten schon Vorträge über religiös-sittliche Fragen abgehalten, die *die ernsteste Wirkung auf die Soldaten* gehabt hätten.⁹⁰ Personifiziert waren diese Schreckensszenarien in den Geschlechtskranken, die in acht Behelfsbauten in der Schlüsselstraße in Herdern untergebracht waren; sie unterstanden dem großen Baracken-Lazarett. Obwohl diese Unterkünfte außerhalb des eigentlichen Barackengeländes und in größerer Entfernung von Wohnhäusern aufgestellt wurden, artikulierten sich in der umliegenden Bewohnerschaft sogleich fast panikartige Ängste vor einer Ansteckung. Die zuständige Lazarettleitung versuchte deshalb, die zivilen Behörden zu beruhigen: Infolge der großen Entfernung von den anliegenden Wohnhäusern sei keine Ansteckungsgefahr gegeben, zumal die Insassen streng bewacht würden. Auch hätten die Baracken *Wasserspülung, sind an die städtische Kanalisation angeschlossen und gestatten in hervorragender Weise ein Isolieren aller Krankheitsformen, sodass sie gerade für Unterbringung ansteckender Krankheiten ganz vorzüglich geeignet sind. Die Furcht des Publikums ist daher völlig unbegründet.*⁹¹

Zu guter Letzt machte sich das bürgerliche und kirchlich-konservative Freiburg auch Sorgen um die Haltung der Jugend. Als sich beispielsweise die Stadtverwaltung Anfang des Jahres 1917, wie beschrieben, um die Räumung eines Lazaretts für den Schulbetrieb bemühte, unterstützte sie ihr Anliegen mit dem Argument von der drohenden Verrohung der Jugend, die durch die Abwesenheit vieler Väter hervorgerufen worden sei und nur durch die Schule aufgefangen werden könne.⁹² Ähnlich versuchte der Rektor der Freiburger Gewerbeschule im Februar 1918 eine Anfrage um Überlassung des Gebäudes für den Fall schwerer Kämpfe im Oberelsass von vornherein mit der Begründung abzuwehren, dass es sich bei den Schülern der Gewerbeschule und der Knabenfortbildungsschule, die die Räumlichkeiten ebenfalls nutze, um Schüler in den sogenannten „Flegeljahren“ handle. In diesen Jahren wirke der Einfluss der Schule äußerst wohltätig, zumal in den *jetzigen bewegten Kriegszeiten*, wo der Vater im Felde sei und die Jungen nicht selten hohe Löhne verdienten (!). Eine Unterbrechung des Schulbetriebes durch Räumung für Lazarettzwecke würde man daher sehr bedauern.⁹³

Hier tauchte es bereits auf: Das Schreckgespenst des disziplinelosen, sexuell freizügigen, moralisch enthemmten, selbstbewusst seine sozialen Rechte wahrnehmenden „gewöhnlichen“ Deutschen, wie es den Diskurs des bürgerlich-konservativen Deutschland in der Weimarer Republik so maßgeblich prägen sollte. Dennoch stehen die örtlichen Debatten über das Kriegslazarettwesen im Ersten Weltkrieg und seine Folgen nicht per se für eine Dominanz bürgerlich-konservativer Mentalitäten. Denn zum einen zeigen die stetigen Sorgen über einen Verfall der Sitten, der Sexualmoral und der gesellschaftlichen Hierarchien ja gerade, dass solche Phä-

⁸⁸ Lazarett Hildaschule an Stadtrat, 14.9.1914, ebd.

⁸⁹ Stadtrat an Lazarett Hildaschule, 16.9.1916, ebd.

⁹⁰ Protokoll der Konferenz der Freiburger Lazarettgeistlichen am 18.4.1916, EAF, B2-35, Nr. 17.

⁹¹ Reservelazarett I an Bezirksamt Freiburg, 20.11.1914, StadtAF, C3/775/4.

⁹² Stadtrat Freiburg an die Königliche Lazarettleitung, 22.1.1917, ebd.

⁹³ Rektor der Gewerbeschule an Bayerische Mobile Etappenkommandantur 7, 22.2.1918; Gewerbeschulrat der Stadt Freiburg an Stadtrat, 25.2.1918, StadtAF, C3/775/5.

nomene im Freiburger Lazarettwesen zutage traten. Zum anderen gibt es auch im Meinungsaustausch über das Kriegslazarettwesen einige zukunftsweisende Elemente der Modernität. Wie an einigen Beispielen, die sich im Übrigen noch vermehren ließen,⁹⁴ gezeigt wurde, führte etwa gerade das selbstherrliche und autoritäre Auftreten der Militärverwaltung zu erheblichem Unmut über den Staat des späten Kaiserreichs. Desgleichen ließ die starke Inanspruchnahme der Krankenschwestern im Krieg Forderungen nach einer besseren sozialpolitischen Absicherung des Pflegepersonals aufkommen. Dementsprechend mahnte ein reichsweiter Ausschuss der Frauenvereine des Roten Kreuzes, der kurz vor Kriegsende Schlussfolgerungen für die zukünftige Stellung und Tätigkeitsbereiche der Frauenvereine zog, in einem Bericht eine bessere Versorgung des Pflegepersonals an, sollte es zu einem Unfall und einer Invalidität kommen. Darin forderten die Frauenvereine zudem höhere Rentenzahlungen für ihr Personal. Auch dieser Bericht enthielt interessanterweise eine Spitze gegen die Militärverwaltung, machte er doch die Bereitstellung von Verbandsmaterial und Räumlichkeiten durch die Frauenvereine für kommende Kriege explizit davon abhängig, dass die Heeresverwaltung eine ausreichende Entschädigung hierfür garantiere.⁹⁵

Ebenso wenig darf die Kampfbereitschaft, wie sie sich in Charlotte Herders Haltung *pro toto* widerspiegelt, mit einem aggressiven und chauvinistischen Nationalismus verwechselt werden. Auch nach dem Beginn der Gefechte gingen Kampfbereitschaft und Friedenssehnsucht bei vielen Menschen Hand in Hand. Beispielhaft hierfür steht ein Gedicht, das sich auf der Rückseite eines Kunstwerks befindet, welches der Verband deutscher Krankenpflegeanstalten des Roten Kreuzes am 22. Mai 1916 an alle Badischen Frauenvereine verschickte. Neben einer trauernden Rotkreuz-Schwester unter einer Taube mit Friedenszweig stehen die Zeilen:⁹⁶

*Riesenkampf voll Wehen
Facht der Weltenbrand,
füllt den Schmerzensbecher
bis zum Kelchesrand.
Herr!
Hilf der Menschheit Wunden
Heilen Jahr um Jahr,
Lass die Welt gesunden
Zum Frieden! Immerdar.
[...]*

Die alles in allem wenig bellizistische Haltung vieler Zeitgenossen schlug sich auch in einer insgesamt humanen Behandlung der zahlreichen französischen Soldaten nieder, die in den Freiburger Lazaretten versorgt wurden. So berichten Charlotte Herder und Anni Aschoff in ihren Kriegstagebüchern unabhängig voneinander, wie das Pflegepersonal nach anfänglichem Erschauern vor dem „Feind“ Mitleid für das Schicksal der französischen Soldaten entwickelte und sich zwischen letzteren und den deutschen Lazarettinsassen bald erste Kontakte und sogar

⁹⁴ Vgl. z.B. die indirekte Kritik von Anni Aschoff am autoritären Verhalten eines Militärangehörigen im Reservelazarett, ASCHOFF (wie Anm. 81), S. 8.

⁹⁵ Sitzungsprotokoll des Siebener-Ausschusses der Frauenvereine vom Roten Kreuz, GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 33. Das Protokoll ist ohne Datum, doch geht aus dem Kontext hervor, dass die Sitzung im September oder Oktober 1918 stattgefunden hat.

⁹⁶ Verband deutscher Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz an den Badischen Frauenverein, 22.5.1916, GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 31.

freundschaftliche Gespräche entwickelten.⁹⁷ Der menschliche Umgang mit den französischen Kriegsverletzten wurde den Freiburger Lazaretten auch von neutraler Seite bestätigt: Die Berichte von Schweizer Ärzten und Verwaltungsfachleuten über ihre Lazarettbesichtigungen im Herbst 1914 hoben explizit die gute Behandlung der französischen Soldaten in den Freiburger Lazarettinrichtungen hervor.⁹⁸ Noch also hielt der Firnis der Zivilisation: Ein übersteigerter, intoleranter und unmenschlicher Nationalismus sollte erst das Signum der Zwischenkriegszeit werden.



Abb. 8 und 9 Postkarten von 1915/16 mit Stempel der Kranken-Sammelstelle Sinnerhalle und des Ortslazarets Hildaschule in Freiburg (StadtAF).

⁹⁷ Vgl. HERDER (wie Anm. 30), S. 27 und 31; ASCHOFF (wie Anm. 81), S. 39-49.

⁹⁸ Vgl. die in WERTHMANN (wie Anm. 6) abgedruckten Berichte, dort S. 172 und 178. Vgl. außerdem das „Schwesternkriegslied“ in: GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 30, das auch die Verse enthält: [...] ob kämpfend die Völker auch scheidet das Los // für uns sind alle Freunde, ob Deutscher ob Franzos [...].

Resümee

Am 24. Januar 1917, der „Völkerkrieg“ befand sich bereits in seinem dritten Jahr, richtete Kaiser Wilhelm II. eine Dankesbotschaft an den *Kaiserlichen Kommissar und Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege*. Darin war er voll des Lobes über die Organisation des deutschen Kriegslazarettwesens: Sowohl bei den Lazaretten in der Etappe als auch jenen des Heimatgebietes habe er *mit Freude verfolgen dürfen, wie unter den wachsenden Ansprüchen des Krieges Anfangsschwierigkeiten überwunden sind, wie eine Heimarmee treuer Helferinnen und Helfer gewonnen und schließlich unter dem Zeichen des Roten Kreuzes eine großartige, die verschiedensten Gebiete umfassende Organisation geschaffen worden ist. Bei diesen Aufgaben hätten Männer und Frauen aller Alters- und Bildungsstufen, aller Stände und Konfessionen sich im Dienst der Nächstenliebe zu gemeinsamer, ernster Arbeit vereint. Dies betrachte er als einen Gewinn, von dem ich auch für die Aufgaben des Wiederaufbaues und für die Entwicklung unseres Volkslebens im Frieden reiche Früchte erwarte.*⁹⁹

Ähnlich wie Werthmann verbreitete damit auch Wilhelm II. den Topos von der solidarischen Opfergemeinschaft, die sich über alle sozialen, religiösen und politischen Schranken hinweg im Dienst am Vaterland zusammengeschlossen habe. Dabei zeigt ein genauerer Blick auf das Freiburger Lazarettwesen im Ersten Weltkrieg, dass die große nationale Kohäsion, wie sie von Wilhelm II. beschworen wurde, zu einem guten Teil eine Schimäre darstellte. Zwar stellte sich das Freiburger Lazarettwesen trotz der geschilderten Probleme zumindest bis in den Sommer 1918 hinein tatsächlich als sehr leistungsfähig heraus. Doch brachen von Kriegsbeginn an immer wieder Konflikte zwischen Stadtverwaltung, Militär und Hilfsorganisationen um Gelder und Zuständigkeiten auf. Sie erweisen die Vorstellung von einer homogenen, an einem Strang ziehenden Nation als politisches Konstrukt, mit dem nicht zuletzt, wie es die Erwartungen von Wilhelm II. über die Nachkriegszeit nahelegen, die „Burgfrieden“-Konstellation des Krieges auf Dauer gestellt und die Demokratisierung des politischen Systems verhindert werden sollte.

Darüber hinaus fördern zahlreiche Äußerungen des bürgerlichen und christlich-konservativen Freiburg über die Verwundetenversorgung in den Lazaretten und ihre Begleiterscheinungen jene Ängste und Ressentiments zutage, wie sie auch den antirepublikanischen Diskurs von Weimar bestimmten sollten: Der Argwohn gegenüber dem Kampfeswillen des „gemeinen“ Soldaten, die Kritik an der laxen Sexualmoral der „einfachen“ Krankenpflegerin, die Furcht vor einer Umkehr der gesellschaftlichen Verhältnisse und die Erwartungen auf bessere Bezahlung und soziale Absicherung – dies alles verweist bereits auf die Spannungen der Weimarer Republik, gehörten doch die Angst vor der mangelnden nationalen Zuverlässigkeit des „gemeinen“ Mannes, die Klage über die sozialpolitische Überforderung der Republik und die Furcht vor einem moralischen und wertemäßigen Verfall der Gesellschaft zu den Grundelementen des bürgerlich-konservativen Denkens in der Weimarer Republik.

Bei genauem Hinsehen scheint daher in den Debatten über die Freiburger Lazarette bereits jene politisch-gesellschaftliche Matrix auf, die später den Nationalsozialisten den Weg zur Macht ebnen sollte. Denn einerseits versprachen die Nationalsozialisten den unteren Schichten eine Gleichbehandlung gegenüber dem Bürgertum und die materielle Integration in die Gesellschaft mittels Gewährung von Arbeit und Sozialleistungen. Andererseits erschienen die Nationalsozialisten vielen Angehörigen des konservativen Bürgertums als Bollwerk gegen die politischen Emanzipationsansprüche der Arbeiterschaft und die vermeintliche moralisch-kulturelle Dekadenz der Gesellschaft. Was noch hinzu kam: Je mehr man sich über den Versailler Vertrag

⁹⁹ Dankerlass von Kaiser Wilhelm an den Kaiserlichen Kommissar und Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege, 24.1.1917, GLA, 69 Badische Schwesternschaft, Nr. 32.

empörte und je mehr die politischen Spannungen der Weimarer Republik an Schärfe zunahmen, desto mehr verklärte sich die Sicht auf den Ersten Weltkrieg, desto mehr klammerte man sich an den – bereits bei Werthmann und Wilhelm II. angelegten – Mythos von der großen nationalen Geschlossenheit im Ersten Weltkrieg, der den Nationalsozialisten als Legitimationsfolie für ihre Ideologie der „Volksgemeinschaft“ diente.

Leidtragender dieser Entwicklung sollte unter anderem ein gewisser Sally Knopf sein. Der jüdische Besitzer des gleichnamigen Warenhauses in der Freiburger Innenstadt hatte für die „Großherzogs-Geburtstagsspende“ des Jahres 1917 – deren Erlöse auch in das Lazarettwesen flossen – 200 Mark gespendet, eine für die damalige Zeit beachtliche Summe.¹⁰⁰ Das nationalsozialistische Deutschland „bedankte“ sich später bei Knopf für seinen vaterländischen Einsatz, indem es ihn 1937 kaltblütig enteignete und 1938 in das Konzentrationslager Dachau brachte. Nur mit Mühe entging er durch die Flucht in die Schweiz im Jahre 1939 dem sicheren Tod.

¹⁰⁰ Freiburger Ausschuss für die Großherzogs-Geburtstagsspende 1917 an Stadtrat, 10.7.1917, StadtAF, C3/775/5.

Eugen Selber (1895-1982). Handlungsspielräume eines Freiburger Gestapobeamten

Von
HEIKO HAUMANN

Zwei Erinnerungen

Drei französische Soldaten standen in der Tür und richteten ihre Gewehre mit aufgefplantem Bajonett auf ihn. *Monsieur Selber?* An diese Szene am 21. Mai 1945 erinnert sich Ingeburg Selber noch heute, als wäre es gestern geschehen. Die Soldaten verhafteten ihren Vater als Gestapobeamten und brachten ihn ins Gefängnis, wo er ein Dreivierteljahr blieb, bevor er in ein Internierungslager eingeliefert wurde. Dabei hatte sich Ingeburg Selber so gefreut, dass der Krieg vorbei war. Nach dem furchtbaren Luftangriff auf Freiburg am 27. November 1944 war ihre Mutter Elisabeth (1901-1986) aus Angst, er könne sich wiederholen, mit ihr nach Burg/Höfen bei Kirchzarten auf einen Bauernhof gezogen. Ihr Vater kannte den Hofbesitzer, der damals auch Bürgermeister von Burg war. Nun waren sie vereint wieder nach Freiburg zurückgekehrt. Allerdings: Ihr Onkel Fritz Richter (1879-1947), der Inhaber des „arisierten“ ehemaligen Kaufhauses Knopf, und seine Frau Bertha (1881-1962), eine Schwester ihres Vaters, waren bei dem Luftangriff ausgebombt und nach Kriegsende von der französischen Militärverwaltung aus dem Haus, in das sie hatten einziehen können, ausgewiesen worden. Eugen Selber hatte ihnen daraufhin seine leer stehende Wohnung in der Kartäuserstraße 20 zur Verfügung gestellt. Die Familie Selber wohnte deshalb bei einer Schwester der Mutter, Margarete Rink (1913-2009), in der Kartäuserstraße 32. An diesem Tag, dem 21. Mai, hatte Ingeburg Selber ihren Vater zu Dr. Heinrich Mohr (1874-1951) begleitet. Dieser war ein bekannter katholischer Theologe, der schon 1932 zur Wahl der NSDAP aufgerufen hatte und bei der Großveranstaltung zum 1. Mai 1933 als Redner aufgetreten war. Mehrfach hatte er mit der Gestapo zusammengearbeitet. Nach Kriegsende diente er sich der französischen Militärregierung an. Wollte sich Eugen Selber mit ihm beraten? Auf dem Nachhauseweg waren sie bei Fritz Richter vorbeigegangen. Er hatte sie mit der schlechten Nachricht empfangen, dass die Franzosen da gewesen seien und nun in der Kartäuserstraße 32 warteten. Und tatsächlich – als Ingeburg und Eugen Selber dort klingelten und ihnen die Mutter öffnete, standen die Franzosen bereit und führten den Vater ab. Erst 1948 sollte Ingeburg ihn wiedersehen.¹

¹ Gespräche mit Ingeburg Selber am 14.3.1988 und 18.2.2014; schriftliche Mitteilungen vom 18.9.2014 und 18.5.2015. Frau Selber hat mir schon bei der Vorbereitung meiner Beiträge zur „Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau“ (Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von Heiko Haumann und Hans Schadek, Stuttgart 1992, vgl. hier S. 344f.) sehr viel von ihrem Vater berichtet und immer wieder Unterlagen zur Verfügung gestellt. Nachdem ich jetzt meine damaligen Nachforschungen wieder aufgenommen hatte, hat sie mich erneut wesentlich unterstützt. Dafür danke ich ihr herzlich. Zu danken habe ich weiter für archivalische Recherchen, vielfältige Hinweise und kritische Lektüre Gerhard A. Auer, Ulrich P. Ecker, Gregor Gehrke, Peter Gohle, Fabrice Grandineau, Sabine Gresens, Melanie Hembera, Jürgen Hensel, Heike Müller, Christiane Pfanz-Sponagel, Jochen Rees, Martin Schaffner, Andre Scharf, Christoph Schmider, Erika Sommer, Martin Stingl, Ulrich Tromm, Heiko Wegmann und Agnieszka Wierzcholska, für Hilfe bei der Literaturbeschaffung Anna Katharina Liesch. Für umfassende Unterstützung bei meinen Nachforschungen in Polen bin ich insbesondere Leszek Hońdo zu großem Dank verpflichtet. – Zu Heinrich Mohr siehe ebd., S. 306 und 310; zur „Arisierung“ des Warenhauses Knopf durch

Heinz Bollinger (1916-1990) war 1943 Assistent am Philosophischen Seminar der Universität Freiburg. Er hatte einen kleinen Kreis von Gegnern des nationalsozialistischen Regimes, die aus dem Umfeld der katholischen Jugendbewegung „Neudeutschland“ kamen, aufgebaut und war ein Verbindungsmann zur Widerstandsorganisation der „Weißen Rose“. Als diese am 18. Februar 1943 in München enttarnt wurde, stieß die Gestapo bald schon, vermutlich durch eine Denunziation, auf den Namen Bollinger. Am Abend des 5. März 1943 wurde er festgenommen und kurz darauf mit dem Zug nach München transportiert. Ein Gestapobeamter musste ihn in das dortige Gefängnis „überstellen“. Beide kamen ins Gespräch. Zu seiner Verwunderung berichtete ihm der Beamte, was die Gestapo über ihn und seine Verbindung zur „Weißen Rose“ schon wusste. Das erleichterte es Bollinger, seine Verteidigung vorzubereiten und in der Gerichtsverhandlung am 19. April 1943 nur schon bekannte Einzelheiten zuzugeben. Bewusst falsche Aussagen der Hauptangeklagten entlasteten ihn zusätzlich. So wurde er „nur“ zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er die *hochverräterischen Unternehmungen* nicht gemeldet habe. Der hilfsbereite Freiburger Gestapobeamte warnte nach Bollingers Erinnerung auch eine Freiburger Familie, die zu jenem Widerstandskreis gehörte, und „übte“ das Verhör mit ihr ein. Seinen Namen hatte sich Heinz Bollinger gemerkt: Eugen Selber.²

Zwei Erinnerungen, die am Anfang stehen: Auf der einen Seite ist Eugen Selber als Angehöriger der Gestapo schwer belastet und wird von der französischen Militärregierung interniert, auf der anderen Seite hat er einem Gegner der Nationalsozialisten durch seine Informationen geholfen, das Leben zu retten. Wie passt das zusammen? Wie kann ein Mitglied der NSDAP, der Gestapo und der SS Menschen beistehen, die er von Amts wegen verfolgen muss? Was war Eugen Selber für ein Mensch?

Eugen Selbers Leben von der Kindheit bis zum „Dritten Reich“

Als erste Annäherung mag ein Überblick über sein Leben bis zur nationalsozialistischen Zeit dienen. Geboren wurde Eugen Selber am 3. März 1895 in Offenburg. Er stammte aus einer kleinbürgerlichen Handwerkerfamilie. Sein Vater Johann Selber (1851-1917) war Hutmacher und wird später als Schatzungsratsdiener – eine Funktion bei der Steuerschätzung – geführt, seine Mutter Franziska geborene Leser (1856-1940) wuchs ebenfalls in einem Hutmacherhaus auf.³

Fritz Richter u.a. ULRICH P. ECKER: Die Familie Knopf, in: ebd., S. 683-689; ANDREA BRUCHER-LEMBACH: ... wie Hunde auf ein Stück Brot. Die Arisierung und der Versuch der Wiedergutmachung in Freiburg, Bremgarten 2004, bes. S. 53-58; BERND SERGER: Ausstellung zeichnet die Geschichte des jüdischen Kaufhauses Knopf nach, in: Badische Zeitung (BZ), 4.6.2014; DERS.: „Es sollte Warenhäuser geben, aber keine jüdischen mehr“, in: BZ, 5.6.2014; zur Emmendinger Filiale siehe DERS.: Nach 25 Jahren musste Knopf aufgeben, in: BZ, 7.11.2014.

² Gespräch mit Heinz Bollinger, 24.11.1987. Weitere Gespräche fanden am 25.11. und 8.12.1987 statt (Protokolle in: Stadtarchiv Freiburg [StadtAF], M 2/107). Heinz Bollinger wurde im April 1945 aus dem Zuchthaus Ludwigsburg entlassen, engagierte sich für den demokratischen Neuaufbau und wurde Philosophieprofessor an den Pädagogischen Hochschulen Lörrach und Freiburg. Vgl. meinen Nachruf in: BZ, 2.8.1990, sowie HEIKO HAUMANN/DAGMAR RÜBSAM: Widerstand, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 339-351, hier S. 339-344.

³ Staatsarchiv Freiburg (StAF), F 30/1 Nr. 1956-1960 (Personalakten Eugen Selber); Privatarchiv Ingeburg Selber, Stammbaum der Inge Selber und weitere Unterlagen zur Familiengeschichte (vgl. beide Quellen auch im Folgenden bei Angaben zur Familiengeschichte). Für den gesamten Lebenslauf ist die Akte F 30/1 Nr. 1956 besonders wichtig, die Akte Nr. 1957 bringt dazu nichts Neues; Nr. 1960 enthält lediglich Unterlagen über Krankenbeihilfe, die übrigen Akten beziehen sich auf Besoldungsfragen u. Ä. Johann

Nach dem Besuch der Volksschule von 1901 bis 1909 arbeitete Eugen Selber von 1909 bis 1915 in der Offenburger Firma C. R. Dold, die Emailschilder herstellte. Zum 1. Mai 1915 wurde er eingezogen. Er kämpfte während des Ersten Weltkrieges an der Westfront, erhielt mehrere Auszeichnungen – darunter das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse sowie wegen eines Bauchschusses das schwarze Verwundetenabzeichen – und wurde zum Unteroffizier befördert. Anfang 1919 kehrte er mit dem Infanterieregiment 113 – zuvor hatte er auch im Regiment 114 gedient – nach Freiburg zurück und war dann noch im Freiwilligen-Bataillon tätig. Dabei dürfte es sich um das freiwillige Reserve-Miliz-Bataillon gehandelt haben, das im April 1919 auf Initiative des Freiburger Bürgerrates aufgestellt worden war, um möglichen revolutionären Bestrebungen vorzubeugen und die *bolschewistische Gefahr* zu bekämpfen.⁴ Das könnte etwas über seine politische Haltung aussagen. Vielleicht suchte er aber auch nach seinem Kriegseinsatz eine Fortsetzung in einer militärischen Formation, weil sich ihm zunächst keine Alternative bot. Wir wissen nicht, wie er der Weimarer Demokratie gegenüberstand und ob er – nach der jugendlichen Prägung in der Monarchie orientierungslos geworden – Sicherheit in hierarchisch gegliederten Organisationen suchte.⁵ Möglicherweise spielte die Erfahrung der Armut eine Rolle, die er in seiner großen Familie mit insgesamt zwölf Kindern kennengelernt hatte (Abb. 1).



Abb. 1
Eugen Selber, um 1920
(Privatarchiv Ingeburg Selber).

Selber war in dem von deutschen Ansiedlern geprägten Soroksár – heute ein Stadtteil Budapests – geboren worden, dessen Mutter Katharina 1826 in Pest. Während diese 1875 als Witwe erneut heiratete und 1903 in Soroksár starb, erhielt Johann Selber 1877 die badische Staatsangehörigkeit und heiratete im selben Jahr in Offenburg die dort geborene Franziska Leser. Sie war die Tochter der ledigen Anna Litterst (1831-1904), deren Vater Säckler – also Hersteller von Säcken, eventuell auch Kleidung aus Leder – in Offenburg gewesen war. Jakob Leser (1835-1897) aus Lahr hatte 1863 Anna Litterst geheiratet. Er war – wie sein Vater – Hutmacher.

⁴ HEIKO HAUMANN: Enttäuschte Hoffnungen auf eine neue Gesellschaft: Revolution und Räte 1918-1920, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 265-277, hier S. 274f., Zitat S. 275.

⁵ Vgl. allgemein WALTER JAIDE: Generationen eines Jahrhunderts. Wechsel der Jugendgenerationen im Jahrhunderttrend. Zur Sozialgeschichte der Jugend in Deutschland 1871-1985, Opladen 1988, S. 303-308; mehrere Beiträge in: Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, hg. von JÜRGEN REULECKE unter Mitarbeit von ELISABETH MÜLLER-LUCKNER, München 2003; KLAUS THEWELEIT: Männerphantasien, 2 Bde., Reinbek 1993, hier vor allem Bd. 2, 4. Kapitel.

Der aus dem Freiwilligen-Bataillon hervorgehenden Einwohnerwehr unter der Führung von Major Maximilian Knecht (1874-1954)⁶ gehörte Selber schon nicht mehr an. Am 1. Oktober 1919 trat er als Schutzmann in den Freiburger Polizeidienst ein und stieg zum Wachtmeister auf. Damit trat er in das Beamtenverhältnis *ohne etatmäßige Anstellung* ein. Dreieinhalb Jahre später, am 1. März 1923, wurde er von der Freiburger Kriminalpolizei als Kriminalassistent übernommen. Aus dieser Position heraus heiratete er am 22. Mai 1924 Elisabeth Rink, die am 15. Februar 1901 als Tochter des Kupferschmiedemeisters Josef Rink (1869-1932) und seiner Frau Emma geborene Lang (1875-1943) in Freiburg geboren worden war (Abb. 2). Wie er selbst, stammte somit auch seine Frau aus einem handwerklichen Milieu. Am 14. Mai 1931 kam ihre einzige Tochter Ingeburg in Gengenbach zur Welt (Abb. 3). Zu dieser Zeit, nämlich seit 1927, war Eugen Selber zur Fahndungsabteilung in Offenburg, ab März 1933 in Freiburg versetzt worden. Damit war eine Beförderung zum Polizei- bzw. Kriminalsekretär verbunden. 1935 folgte die Versetzung in die *Abteilung N*, die für politische Fälle zuständig war. Zum 1. April 1937 wurde diese Abteilung, und mit ihr Eugen Selber, in die Geheime Staatspolizei, die Gestapo, überführt. Seine vorgesetzte Behörde war nun die Staatspolizei in Karlsruhe. Daraufhin beantragte er am 23. Mai 1937 seine Aufnahme in die NSDAP, die rückwirkend zum 1. Mai erfolgte. Er erhielt die Mitgliedsnummer 4588470. Parallel dazu wurde er auch mit der Nummer 308045 in die SS aufgenommen. Seine ursprünglich katholische Religion war nun in *gottgläubig* umgeändert worden. Dies dürfte er selbst beantragt haben, wohl um die Erwartungen der NS-Organen zu erfüllen. Die SS-Führerpersonalakte vermerkt zusätzlich, dass er das bronzene SA-Sportabzeichen und den *Julleuchter* erworben hatte sowie am 9. November 1938 dem Sicherheitsdienst (SD) und dem Reichssicherheitshauptamt (RSHA) zugeteilt wurde. 1942 wurde er zum Kriminalobersekretär befördert. Von 1942 bis 1945 gehörte er noch der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) an.⁷

Über Eugen Selbers Tätigkeit in der badischen Kriminalpolizei sind keine näheren Einzelheiten bekannt. Später führte er an, 1924 sei ihm *wegen Erfassung eines Mörders die ganz besondere Anerkennung durch das Bad. Bezirksamt Freiburg ausgesprochen* worden.⁸ Seine frühere Personalakte ist vermutlich mit vielen anderen Beständen der Gestapo verbrannt. Erhalten hat sich lediglich eine Namensliste von Gestapo-Angehörigen samt dem Nachweis von Ge-

⁶ HAUMANN (wie Anm. 4), S. 274-276. Zu Knecht vgl. HEIKO WEGMANN: Maximilian Knecht (1874-1954) – Vom Kolonialoffizier zum Freiburger Kommunalpolitiker und SS-Standartenführer, in: *Schau-ins-Land* 128 (2009), S. 123-143.

⁷ Bundesarchiv Berlin, NSDAP-Gaukartei, NSDAP-Zentralkartei, SS-Führerpersonalakte (SSO) (ehemals Berlin Document Center). Außerdem wieder: StAF, F 30/1 Nr. 1956. In seinem dort enthaltenen Meldebogen vom 19.8.1951 verneinte es Selber, *Parteiauszeichnungen (Parteiorden)* erhalten zu haben. Wenn aber in seiner SS-Akte ausdrücklich unter den Orden und Abzeichen der *Julleuchter* angekreuzt wurde, ist anzunehmen, dass dieser mit germanischen Symbolen verzierte Kerzenhalter aus Ton nicht einfach nur für feierliche Anlässe – namentlich die Wintersonnenwende – angeschafft, sondern als Auszeichnung verliehen worden war. Vgl. Enzyklopädie des Nationalsozialismus, hg. von WOLFGANG BENZ u. a., München³1998, S. 538. – Selber hat in seinem Entnazifizierungsverfahren (vgl. Anm. 13) erklärt, das Landespolizeiamt habe den Eintritt in die NSDAP verlangt und das RSHA eine Weisung erteilt, dass Gestapobeamte in die SS überführt werden sollten. Selbers Kollege Hugo Schäfer (1893-?) trat allerdings zwar der NSDAP bei, nicht aber der SS und blieb auch Mitglied der katholischen Kirche. Im Entnazifizierungsverfahren wurde er als „Entlasteter“ eingestuft (Hinweis von Heiko Wegmann, 6.10.2015). Die Geschichte der Freiburger Gestapo-Dienststelle muss noch erforscht werden, ebenso die Tätigkeit der übrigen dort beschäftigten Beamten. Möglicherweise könnte dann auch noch mehr über Eugen Selber ausgesagt werden.

⁸ StAF, F 30/1 Nr. 1956, Schreiben Selbers an das Badische Ministerium des Innern, 25.11.1949.



Abb. 2 Eugen Selber mit seiner Frau Elisabeth in der Wohnung deren Schwester Margarete Rink, in der sie seit 1945 wohnen. Die Aufnahme datiert vermutlich aus den 1950er-Jahren (Privatarchiv Ingeburg Selber).



Abb. 3 Eugen Selber mit seiner Tochter Ingeburg, April 1934 (Privatarchiv Ingeburg Selber).

haltszahlungen im Januar 1945. Danach erhielt Selber 428,63 Reichsmark (RM), davon wurden Lohnsteuer über 35,80 RM und Beiträge zur Winterhilfe über 3,60 RM abgezogen. Merkwürdigerweise erfolgte im Juli 1945 noch einmal eine Überweisung von 100,00 RM.⁹ Eine weitere Liste, die für die Entnazifizierungsverfahren nach 1945 zusammengestellt wurde, enthält die Namen von Polizisten, die NSDAP-Mitglieder waren, darunter von Eugen Selber. Eine von 1936 bis 1938 angelegte Übersicht führt Polizisten auf, die bereits 1936 der Partei angehörten. In einigen Fällen werden Empfehlungen oder Ablehnungen ausgesprochen, Polizisten in die Gestapo zu übernehmen. In diesem Fall geht es vor allem um den Standort Karlsruhe, Selber wird nicht erwähnt.¹⁰

Indirekt lässt ein weiteres Dokument Rückschlüsse zu. In einem *Verzeichnis über Beamte des Gaubereiches Baden, die eine Behandlung nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums erfahren haben*, das die NSDAP-Gauleitung Baden – Amt für Beamte –

⁹ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 465c Nr. 1761 (Ordner Nr. 47a Gestapo).

¹⁰ GLA, 465c Nr. 1070 (Entnazifizierung der Polizei, Einzelfälle, Ordner Nr. 101). Selber ist Nr. 616 auf Blatt 74. Vgl. hier und im Folgenden MICHAEL STOLLE: *Die Geheime Staatspolizei in Baden. Personal, Organisation, Wirkung und Nachwirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich*, Konstanz 2001, zu Selber S. 299 und 335-337.



Abb. 4 Im Zoologischen Garten Berlin: Eugen Selber mit seiner Schwester Bertha Richter und deren Tochter, um 1935 (Privatarchiv Ingeburg Selber).

im Juli 1937 anlegte, sind für Freiburg insgesamt 50 Betroffene aufgeführt, die man seit 1933 gemäßregelt hatte. Unter ihnen befanden sich Sozialdemokraten und Kommunisten, aber auch Zentrumsanhänger, die man als *fanatische, verbissene* oder *scharfe Gegner der NSDAP* einstufte. Ein Beamter hatte sich sogar erdreistet, das *Führerbild im Dienstzimmer* zu entfernen. Ein anderer hatte *beim Horst-Wessel-Lied nicht die Hand* erhoben. Auch ein *schlimmer Pazifist* war untragbar. Die Angeschuldigten wurden versetzt, vorzeitig pensioniert oder entlassen.¹¹ Nicht zuletzt Kriminalbeamte finden sich in diesem Verzeichnis, die sich nicht der Parteilinie anpassen und deshalb *gemäßregelt* wurden. So weit war Eugen Selber nicht gegangen. Später gab er zwar an, ein Gestapobeamter habe 1941 gegenüber der NSDAP-Kreisleitung Emmendingen behauptet, er habe früher *mit dem Gummiknüppel auf sie rein geschlagen*.¹² Aber er dürfte kaum als radikaler Antifaschist bekannt gewesen sein, sonst hätte ihn die Gestapo nicht übernommen. Mit aller Vorsicht lässt sich vermuten, dass er nicht politisch links orientiert, vielleicht politisch überhaupt nicht auffällig war und möglicherweise gute Fahndungserfolge vorzuweisen hatte, sodass er für die Gestapo ein geeigneter Kandidat war.

Handlungsspielräume

Und doch scheint Selber seinen Dienst nicht ohne Widerstreben ausgeübt zu haben, nachdem er erkannt hatte, welche Aufgabenbereiche der Gestapo zugeteilt waren. Fridolin Burgert (1908-1989) war von 1932 bis 1941 Vikar (Cooperator) am Freiburger Münster. Er schrieb mir: 1937

¹¹ GLA, 465c Nr. 1206.

¹² StAF, F 30/1 Nr. 1956, Schreiben Eugen Selbers an das Ministerium des Innern – Abwicklungsstelle –, 21.6.1952.

teilte Eugen Selber uns mit: *Alle Predigten im Münster werden von der Gestapo abgehört. Auch Kinderpredigten. Er sagte dann: „Wenn ich da bin, stehe ich im Querschiff des Münsters, dann seht ihr mich. Ihr könnt dann predigen, was ihr wollt. Es wird nie eine Meldung erfolgen. Wenn ich aber nicht dort stehe, seid vorsichtig“*. Selber habe auch verhindert, dass ein Haftbefehl gegen ihn wegen angeblich abfälliger Äußerungen gegen den nationalsozialistischen Chefideologen Alfred Rosenberg (1893-1946) im Religionsunterricht der Lessingschule vollstreckt worden sei. Nach 1945 habe er sich deshalb bei den *französischen Militärstellen* für Selber verwendet, und Erzbischof Conrad Gröber (1872-1948) habe ein ähnliches Schreiben dorthin geschickt.¹³

Anscheinend blieb Selber seinem ursprünglich katholischen Glauben treu und missbilligte die Angriffe der NSDAP gegen die Kirche und gegen den Erzbischof, als dieser nach anfänglicher Nähe und trotz Übereinstimmung in manchen Fragen auf Distanz zum Regime gegangen war.¹⁴ Umso mehr verwundert es, dass Selber an der Erstkommunion seiner Tochter am 20. April 1941 im Münster nicht teilnehmen durfte und lediglich neben dem Hauptportal stehend den Auszug der Kommunikanten miterleben konnte.¹⁵ Dies mag eine Folge davon gewesen sein, dass er aus der katholischen Kirche ausgetreten war und die Gestapo als ein Instrument des Regimes gegen die Kirche angesehen wurde. Ingeburg Selber durfte nach Kriegsende nicht mit anderen Jugendlichen der Münsterpfarre, zu der sie gehörte, *Ferien auf Bauernhöfen verbringen*. Noch heute erinnert sie sich: *Das tat weh, weil ich das nie verstehen konnte*.¹⁶ Im Religionsunterricht, der in der Adelhauserschule stattfand, hatte sie Schwierigkeiten mit ihrem Lehrer, dem Prälaten und späteren Generalvikar Ernst Föhr (1892-1976). Föhr war letzter Fraktionschef

¹³ Fridolin Burgert, Pfarrer i.R., Schreiben vom 13.4.1988 an mich (eingegangen: StadtAF, Tgb. Nr. 402). Das Schreiben des Erzbischofs konnte im Erzbischöflichen Archiv nicht aufgefunden werden: Christoph Schmider, Mitteilung vom 5.5.2014. Auch in Selbers Entnazifizierungsakte ist es nicht enthalten. Zu Burgert vgl. den Nachruf von Militärdekan a.D. MARTIN ZEIL (1912-1999) in: Freiburger Diözesan-Archiv 111 (1991), S. 349. Danach sorgte er u. a. gegen Kriegsende auf dem Eisenbahnknotenpunkt Immendingen *mehrere Wochen mit Hilfe der Gläubigen für KZ-Häftlinge eines Transportzuges, ein provisorisches Lazarett mit 200 Verwundeten fand ebenso seine Hilfe, über 500 zusammengeführten Ausländern hat er zusammen mit seinem evangelischen Mitbruder am 25.4.1945 das Leben gerettet*. Vgl. *Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung*, bearb. von ULRICH VON HEHL u. a., Paderborn usw. 41998, S. 606: Burgert wurde nach der Anzeige durch einen Lehrer mehrfach von der Gestapo verhört und erhielt „1936 circa sechs Monate Unterrichtsverbot“. In seiner Aussage zugunsten Selbers am 15.1.1947 führte Burgert noch aus, dass aufgrund Selbers Initiative ein geplantes Verfahren vor dem Sondergericht Mannheim niedergeschlagen und das Unterrichtsverbot aufgehoben worden seien; seine Tochter habe regelmäßig an den Versammlungen der Frohen Schar, einer katholischen Jugendgruppe, teilgenommen: Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche (AOFAA), Entnazifizierungsakte Eugen Selber. Ingeburg Selber hat diese Akte 1991 in Colmar eingesehen und mir ihre Notizen zur Verfügung gestellt. Eine Abschrift der Notizen in: StadtAF, M 2/107. Mir selbst wurde seinerzeit die Einsichtnahme nicht gestattet. Inzwischen befindet sich das Archiv im Centre des archives diplomatiques in La Courneuve bei Paris und hat die Signatur: AOFAA, 1BAD 935 Selber Eugen. Heiko Wegmann hat sie mir zugänglich gemacht, dafür danke ich ihm herzlich.

¹⁴ Vgl. *Geschichte der Stadt Freiburg* (wie Anm. 1), S. 305-307, 309-312 und 324; ROLAND WEIS: *Würden und Bürden. Katholische Kirche im Nationalsozialismus*, Freiburg 1994; *Die katholische Kirche im Dritten Reich. Eine Einführung*, hg. von CHRISTOPH KÖSTERS, Freiburg u.a. 2011. Allgemein: OLAF BLASCHKE: *Die Kirchen und der Nationalsozialismus*, Stuttgart 2014, zu Gröber S. 168f., 203, 228 und 231. Zu Gröbers Haltung, auch zu seinem Antisemitismus, siehe: *Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen*, hg. von CONRAD GRÖBER, Freiburg 1937.

¹⁵ Gespräch mit Ingeburg Selber, 18.2.2014; schriftliche Mitteilungen vom 20.11.2013 und 18.5.2015. Über das Datum ihrer Erstkommunion ist sie sich nicht völlig sicher.

¹⁶ Gespräch mit Ingeburg Selber, 18.2.2014; schriftliche Mitteilung vom 18.9.2014.

des Zentrums im badischen Landtag gewesen und hatte sich, um das Konkordat zwischen Staat und Vatikan durchzubringen, auch völkischen Gruppen bis hin zur NSDAP angenähert. Nach 1933 kritisierte er allerdings heftig die in seinen Augen zu große Nachgiebigkeit des Erzbischöflichen Ordinariates gegenüber den Nationalsozialisten. In der Nachkriegszeit scheiterte er mit seinen Bemühungen, das Zentrum als katholische Partei wiederzugründen. Stattdessen setzte sich der überkonfessionelle Christlich-Soziale Volksbund durch, der dann in der Badischen Christlich-sozialen Volkspartei (BCSV) und später in der CDU aufging.¹⁷ Seine Abneigung gegenüber der NSDAP übertrug Föhr auf die Kinder, die ihm nicht passten. Er beschimpfte sie als *Nazibande*, und Ingeburg Selber bekam von ihm eine „Vier“ im Zeugnis – eine Note, die anscheinend nicht berechtigt war, denn er änderte sie in eine „Zwei“, nachdem die Klassenlehrerin mit ihm gesprochen hatte. Ingeburg Selber vermutet, er habe sie spüren lassen wollen, dass sie einen Gestapobeamten als Vater hatte.¹⁸

Das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und Eugen Selber war somit nicht widerspruchsfrei. Dennoch scheint er sich seinen Handlungsspielraum während des „Dritten Reiches“ bewahrt zu haben. Wie sah es in anderen Bereichen aus, für die er zuständig war, etwa als *Judenreferent*? Am 9. November 1938 wurde Selber gemäß seiner Personalakten zum SS-Untersturmführer befördert – das entspricht dem Dienstgrad eines Leutnants – sowie dem SD und dem RSHA zugeteilt. Die Bekanntgabe dieser Beförderung – ebenso wie anderer Auszeichnungen innerhalb der Partei und ihrer Organisationen – erfolgte im Basler Hof, in dem damals auch die Gestapo residierte. Anschließend wurde in einem Lokal gefeiert. In der Nacht, wahrscheinlich zwischen zwei und drei Uhr, erhielt der Befehlshaber der Freiburger SS, Standartenführer Walter Gunst (1900-1943), von seinen Vorgesetzten den Auftrag, die Synagogen in Freiburg und Umgebung zu zerstören und Juden verhaften zu lassen.¹⁹ Im Rahmen der späteren Ermittlungen zu dieser Aktion wurde am 18. Dezember 1948 auch Eugen Selber vernommen. Er erklärte, am 10. November 1938 seien in der Nacht alle acht Gestapobeamte vom Dienststellenleiter Karl Traub (1888-1945) zusammengerufen worden. Nur ein Teil habe sich eingefunden und die Anweisung erhalten, die Synagoge nach Schriftstücken zu durchsuchen. Als sich die Beamten zu diesem Zweck im Kellerraum befanden, kam plötzlich *der mir bekannte SS-Standartenführer Gunst die Treppe hinunter, in Zivil, mit einer Datschmütze auf dem Kopf. Er betrachtete uns und entfernte sich wieder, ohne ein Wort mit uns zu reden. Kurze Zeit darauf trug der Kollege Gutgsell einen Stoss Akten nach oben, kam aber gleich wieder herunter und rief, es brenne oben, wir sollten sofort den Raum verlassen. Wir sprangen hinauf und sahen, wie im Synagogenraum im östlichen Teil (in der Gegend des Altars) es schon lichterloh brannte. Ausser Gunst waren noch mehrere Leute da, die ich aber nicht kannte. Wenn Gutgsell den Brand nicht rechtzeitig bemerkt hätte, hätten wir unten im Keller noch in Lebensgefahr kommen können. Wir entfernten uns. Ich rief die Feuerwehr.*

¹⁷ Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 302, 306, 388, 401-404, 416 (1951 bemühte sich Föhr noch einmal um die Wiedergründung des Zentrums) und 493. Zu Föhrs vorübergehender Annäherung an das NS-Regime siehe CORNELIA RAUH-KÜHNE: *Katholisches Milieu und Kleinstadtgesellschaft. Ettlingen 1918-1939*, Sigmaringen 1991, S. 358f..

¹⁸ Ingeburg Selber, schriftliche Mitteilung vom 18.9.2014.

¹⁹ Die Schilderung der Vorgänge, auch im Folgenden, nach: KATHRIN CLAUSING: *Leben auf Abruf. Zur Geschichte der Freiburger Juden im Nationalsozialismus* (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i.Br. 37), Freiburg 2005, S. 258-267; HEIKO WEGMANN: *Die Brandnacht vor 75 Jahren. Die SS und das Reichspogrom am 9. November 1938 in Freiburg*, in: BZ, 9.11.2013. Vgl. HEIKO HAUMANN: *Das Schicksal der Juden*, in: *Geschichte der Stadt Freiburg* (wie Anm. 1), S. 325-339, hier S. 331-333. Über Gunst und die Freiburger SS bereitet Heiko Wegmann eine größere Studie vor.

Am nächsten Morgen sei der eiserne Kassenschrank aus dem Kellerraum der Synagoge zur Dienststelle der SS gefahren worden.²⁰

Die Feuerwehr durfte den Brand jedoch nicht löschen, sondern war nur zur Sicherung umliegender Gebäude anwesend. Nicht eingeweihte Kriminalbeamte wurden daran gehindert, Ermittlungen anzustellen, und dem Freiburger Oberstaatsanwalt Eugen Weiß (1881-1957) untersagte sein Vorgesetzter, die Brandstiftung im Sinne des Strafgesetzbuches zu verfolgen. Selber gab an, ebenso wie seine Kollegen, nicht gewusst zu haben, dass Feuer an die Synagoge gelegt werden sollte. Es ist durchaus möglich, dass die Gestapobeamten nicht im Einzelnen informiert wurden. Mit einer anderen Aussage weckt Selber allerdings Zweifel: *Mit der Beiholung der Juden in Freiburg wurden wir nicht beauftragt*. Dem widerspricht die Meldung des Freiburger Gefängnisdirektors an den Generalstaatsanwalt: *Am 10.11. wurde ich früh nach 5 Uhr von der Gestapo angerufen, wieviele Juden ich sofort aufnehmen könne*.²¹ Daraus geht hervor, dass sich zumindest der Dienststellenleiter der Gestapo spätestens nach der Brandstiftung darüber im Klaren war, dass eine Anzahl Juden verhaftet werden sollte. Möglicherweise war Selber bei den Festnahmen der 137 männlichen Juden in Freiburg, bei ihrer Einlieferung in das Gefängnis und bei ihrem Weitertransport in das Konzentrationslager (KZ) Dachau tatsächlich nicht dabei, in den mir bekannten Zeitzeugenberichten wird von Polizisten, Detektiven – wohl Kriminalbeamten – und SA-Leuten gesprochen. Vielleicht handelte es sich bei ihm aber auch um eine Gedächtnislücke oder eine Schutzbehauptung. Da er nirgends erwähnt wird, ist nicht auszuschließen, dass er in der gegebenen Situation seine Handlungsspielräume nutzte und sich nicht aktiv beteiligte.

In Polen

Über Selbers Tätigkeit in den folgenden Monaten liegen keine Unterlagen vor. Der Presse ist allerdings zu entnehmen, dass er im Sommer 1939 – ebenso wie Maximilian Knecht – als ehemaliger Soldat im Regiment 113 am *Reichskriegertag* in Kassel teilgenommen hatte und am *Kameradschaftsappell* in Freiburg darüber berichtete.²² Bald kam es für ihn zu einer einschneidenden beruflichen Veränderung. Im August 1939 wurde er zusammen mit einem Kollegen nach Wien abgeordnet, um von dort aus mit einer SS-Einheit in das soeben eroberte Polen entsandt zu werden. Das RSHA teilte ihm dem Kommandeur der Sicherheitspolizei (Sipo) und des SD in Krakau zu. Er sollte am *Unternehmen Tannenberg* mitwirken. Bereits ein Jahr später, am 31. Juli 1940 wurde die Abordnung aufgehoben. Ende September trat Selber seinen Dienst in Freiburg wieder an.²³ War Selber an dort verübten Verbrechen beteiligt? Seine verhältnismäßig

²⁰ StAF, F 176/1 Nr. 968-986, Strafsakten I Ks 4/1949, Heft 2 (auch im Folgenden bei den Aussagen Selbers zum 10.11.1938). Zu Traub vgl. STOLLE (wie Anm. 10), S. 365 u.ö. Nach Aussagen von Stephan Gutgsell (1889-1961) war es nicht er, sondern ein anderer, der von oben herunter gerufen und den Brand gemeldet hat (Hinweis von Heiko Wegmann, 26.6.2015). Diese Unstimmigkeit muss noch aufgeklärt werden.

²¹ ERNST OTTO BRÄUNCHE: Die „Reichskristallnacht“ in Freiburg, in: Schau-ins-Land 103 (1984), S. 149-160, hier S. 153. Vgl. CLAUSING (wie Anm. 19), S. 261-264 (sie zitiert Zeitzeugenberichte, nach denen auch die Gestapo Verhaftungen durchführte und Misshandlungen vornahm).

²² Freiburger Stadtanzeiger, 9.8.1939 (Hinweis von Heiko Wegmann). Früher war Selber Mitglied des Kyffhäuserbundes gewesen, AOFAA, 1BAD 935. Den 113ern blieb Selber auch nach 1945 verbunden. So nahm er an einem Volkstrauertag in den 1960er-Jahren am Denkmal des Regiments an einer Gefallenen-Ehrung teil: Privatarchiv Ingeburg Selber, undatiertes Zeitungsfoto (die ungefähre Datierung ist durch die Nennung weiterer Personen möglich).

²³ GLA, 465e, Buchungsunterlagen der Gestapo Karlsruhe, Nebenliste Nr. 39.

rasche Rückversetzung macht allerdings stutzig. Beim *Unternehmen Tannenberg* handelte es sich um den Versuch, die politische und gesellschaftliche Elite Polens zu „liquidieren“, um ein für allemal die Führungsschicht auszuschalten. Zugleich sollte gegen die jüdische Bevölkerung vorgegangen werden.²⁴ Allein im September und Oktober 1939 wurden auf der Grundlage eines vorweg zusammengestellten Fahndungsbuches rund 20.000 Polen ermordet. Am 6. November 1939 verhaftete eine Einheit des Einsatzkommandos 2 der Sipo-Einsatzgruppe I 183 Angehörige der Universität Krakau und der Bergakademie. Mehrheitlich wurden sie in das Konzentrationslager (KZ) Sachsenhausen eingeliefert. Mit der Ausschaltung der Krakauer Hochschullehrer sollten die Wiedereröffnung der Universität verhindert und zugleich die Zerschlagung der polnischen wissenschaftlichen Institutionen eingeleitet werden. Zwölf der Inhaftierten starben im KZ. Die übrigen kamen, nicht zuletzt auf internationalen Druck, nach und nach wieder frei – bis auf drei jüdische Gelehrte, die ermordet wurden. Dann endete das *Unternehmen*, wurde jedoch im Frühjahr 1940 mit der *AB-Aktion* – der *Außerordentlichen Befriedungs-Aktion*, mit der die *völkischen Gegner vorbeugend* bekämpft werden sollten – fortgesetzt. In diesem Rahmen erfolgte im Bereich Krakau der Sipo und des SD die Hinrichtung von mindestens 4.000 Personen.²⁵ Ob Selber unmittelbar am *Unternehmen Tannenberg* oder der *AB-Aktion* beteiligt war, ist aus den überlieferten Quellen nicht ersichtlich.

In einem Verhör nach seiner Verhaftung 1945 gab Eugen Selber an, er habe dem Einsatzkommando II angehört – hier täuschte ihn seine Erinnerung vermutlich – und habe zunächst in Krakau Nachforschungen nach entwichenen Häftlingen anstellen müssen. Ende September 1939 sei er bereits nach Teschen in Oberschlesien versetzt worden, um sich mit politischen Denunziationen zu beschäftigen. Mitte Oktober 1939 habe man ihn dann mit einem Kommando von etwa 15 Mann dem Einsatzort Tarnów zugeteilt, einer Stadt östlich von Krakau mit damals rund 53.000 Einwohnern, darunter 25.000 Juden.²⁶ Darüber berichtete er in Vernehmungen 1961 und 1967 genauer. Er wurde als Kurier zwischen den beiden Städten eingesetzt, hatte die Küche unter sich und auch sonst Aufgaben im Innendienst.²⁷ Nach seiner Erinnerung wurden während

²⁴ Vgl. TOMASZ SZAROTA: *Warschau unter dem Hakenkreuz. Leben und Alltag im besetzten Warschau 1.10.1939 bis 31.7.1944*, Paderborn 1985, S. 239; KLAUS-MICHAEL MALLMANN/JOCHEN BÖHLER/JÜRGEN MATTHÄUS: *Einsatzgruppen in Polen. Darstellung und Dokumentation*, Darmstadt 2008 (auch zum Folgenden).

²⁵ Das Dienstagebuch des deutschen Generalgouverneurs in Polen 1939-1945, h. von WERNER PRÄG und WOLFGANG JACOBMEYER (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 20), Stuttgart 1975, S. 26, 211-215 u.ö.; MANFRED ALEXANDER: *Kleine Geschichte Polens*, Stuttgart 2008, S. 312; JOCHEN AUGUST: „Sonderaktion Krakau“. Die Verhaftung der Krakauer Wissenschaftler am 6. November 1939, Hamburg 1997.

²⁶ AOFAA, IBAD 935. Möglicherweise war Selber dem Einsatzkommando 4 der Einsatzgruppe I zugeteilt, so wie seine Kameraden, von denen noch die Rede sein wird. Zu den Vorgängen in Tarnów während der deutschen Besatzung MAREK TOMASZEWSKI: *Tarnów. Okupacja 1939-1945*, Tarnów 2014 (die Zahl der Juden stieg bis 1941 auf 40.000 an, S. 123). Melanie Hembera, die in der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, Abteilung Neuere Geschichte, arbeitet und eine Dissertation über die Judenverfolgung in Tarnów verfasst hat, und Agnieszka Wierzcholska, die eine Dissertation über die Beziehungen zwischen polnischen Juden und Nichtjuden in Tarnów von 1918 bis 1956 schreibt, danke ich für Hinweise zu den Einwohnerzahlen und dem Anteil der jüdischen Bevölkerung von 47 %, der im Vergleich zu anderen Städten der Umgebung prozentual am höchsten war.

²⁷ Bundesarchiv Berlin, Außenstelle Ludwigsburg (BA-LB), B 162/19727 (Staatsanwaltschaft Karlsruhe 22 Js 520/60), Vernehmung am 24.3.1961, Bl. 59f. Die Außenstelle übernimmt die Unterlagen der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen. Im Entnazifizierungsverfahren nach 1945 gab Selber noch an, er habe aufgrund seiner Funktion in der Küche Juden, die in seiner Dienststelle beschäftigt gewesen seien, mit Lebensmitteln versorgt und erreicht, dass sie nicht entlassen worden seien, AOFAA, IBAD 935. Seine Funktion wird durch die Aussage Josef Birkens

seiner Zeit in Tarnów keine Juden erschossen. Er selbst habe ein gutes Verhältnis zum dortigen Judenrat, namentlich zu *Herrn Welsch* gehabt. Dieser habe ihm vertraut, und er hätte ihm sicher etwas gesagt, wenn es zu Erschießungen gekommen wäre. Bei Welsch habe er sich auch gegen Bezahlung Textilien beschafft. Lebensmittel seien teilweise von Juden geliefert worden, und ebenso könnten unter den Handwerkern, die von seiner Stelle beschäftigt wurden, Juden gewesen sein. An einen Zwischenfall konnte er sich erinnern: Auf dem Marktplatz von Tarnów habe die Schutzpolizei den *Kofferfabrikanten Spelka* – in einer früheren Aussage *Spilker* genannt – abgeführt. Dieser sei beschuldigt worden, *einem deutschen Offizier die Augen ausgestochen zu haben*. Da sehr viele Menschen versammelt gewesen seien, habe er von seinem Dienststellenleiter Baach den Befehl erhalten, dafür zu sorgen, dass keine *Übergriffe* vorkämen. Er habe dann am nächsten Tag den Fall untersucht und festgestellt, *dass der Vorwurf von einem Juden wahrheitswidrig erhoben worden war*. Auf seine Anordnung hin sei Spelka daraufhin wieder entlassen worden. Ihm sei nicht bekannt geworden, *dass bei der genannten Polizeiaktion Juden erschossen worden sind*.²⁸ Selber gab an, er habe einen Antrag auf Rückversetzung gestellt, weil seine Frau schwer krank geworden sei. Das habe der Wahrheit entsprochen, doch er habe auch zurück gewollt, weil ihm die Verhältnisse in Tarnów nicht behagt hätten. *Mir passte das ganze Milieu nicht*.²⁹ Später habe er erfahren, *dass man meinem Antrag deshalb stattgegeben habe, weil ich nicht die notwendige Härte eines Polizeibeamten hatte*.³⁰

Selbstverständlich können diese Aussagen Schutzbehauptungen darstellen. Nachdem im ersten Jahrzehnt der Bundesrepublik Deutschland die juristische Aufarbeitung der Verbrechen während der nationalsozialistischen Herrschaft nur sehr schleppend durchgeführt worden waren, kamen seit Ende der 1950er-Jahre zunehmend Ermittlungsverfahren in Gang. Von Ende 1963 bis 1965 fand dann der erste große „Auschwitz-Prozess“ statt, der einen Durchbruch bedeutete und auf den zahlreiche weitere Ermittlungen folgten. Selber musste deshalb damit rechnen, dass seine Aussagen gegebenenfalls Untersuchungen gegen ihn selbst nach sich ziehen konnten. Das galt insbesondere für seine Vernehmung von 1967, da sie im Rahmen eines Verfahrens gegen den ehemaligen SS-Obersturmführer Karl Oppermann (1907-?) stattfand, der mit ihm zusammen in Tarnów stationiert gewesen war. Offensichtlich blieb er aber unbelastet, es sind keine Beschuldigungen gegen ihn bekannt.³¹

vom 13.12.1945 bestätigt, der im Gestapogebäude von Tarnów arbeitete und eine elektrische Installation in einer Zelle einrichten sollte. Dabei sei er auf Leutnant Selber (bei ihm: Silber) gestoßen, den „wirtschaftlichen Leiter“ (IPN, Oddziałowa Komisja Ścigania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu w Krakowie, DS I/70, übermittelt von Leszek Hońdo, 4.10.2015).

²⁸ BA-LB, B 162/2164 (Staatsanwaltschaft Dortmund bzw. Bochum 45 Js 18/61), Vernehmung am 23.8.1967, Bl. 5964-5966 (Zitate zum Zwischenfall: Bl. 5965). Zum Zwischenfall mit dem Fabrikanten Spilker vgl. AOFAA, IBAD 935 (Aussagen Selbers 1945).

²⁹ BA-LB, B 162/2164, Bl. 5962f. (Zitat).

³⁰ BA-LB, B 162/19727, Bl. 60. Im Entnazifizierungsverfahren benannte Selber *einen Herrn Brendt bei der SD-Dienststelle in Freiburg* als denjenigen, der ihm darüber informiert habe: StAF, F 30/1 Nr. 1956, Spruchkammer-Entscheidung vom 23.8.1949, Begründung S. 2; AOFAA, IBAD 935, Selbers Aussage am 6.9.1948. Vermutlich handelte es sich hier um einen Schreibfehler. Gemeint war wohl Franz Berndt (1909-?), der seit 1933 der SS angehörte und als Schreiber Dienst tat; Anfang 1942 wurde er eingezogen. Möglich wäre auch Walter Siegfried Brenn (1915-1959), der seit 1937 Mitglied von NSDAP und SS sowie von 1936 bis 1945 – mit Unterbrechungen – beim Freiburger SD tätig war (Hinweise von Heiko Wegmann, 7. und 21.5.2015).

³¹ Peter Gohle (BA-LB), Mitteilungen vom 6.12.2013 und 17.2.2015. Zur Geschichte der Ermittlungen gegen NS-Verbrecher und des „Auschwitz-Prozesses“ siehe HEIKO HAUMANN: Hermann Diamanski (1910-1976): Überleben in der Katastrophe. Eine deutsche Geschichte zwischen Auschwitz und Staatssicher-

Mein Krakauer Kollege Leszek Hońdo, der über die Geschichte der Juden in Tarnów arbeitet, hat für mich umfangreiche Recherchen in verschiedenen Archiven angestellt. Eugen Selber wird in den einschlägigen Quellen nicht erwähnt. Die Staatsanwaltschaft Krakau hat gegen ihn keine Ermittlungen eingeleitet, wohl aber gegen Karl Oppermann, den SS-Sturmscharführer Wilhelm Rommelmann (1907-1948, hingerichtet) und andere Angehörige seiner Einheit, die außerordentlich brutal auftraten und Angst und Schrecken verbreiteten. Im Namensverzeichnis der NS-Verbrecher, das das Instytut Pamięci Narodowej (IPN) – das Institut der nationalen Erinnerung – in Krakau zusammengestellt hat, findet sich Selbers Name ebenso wenig wie auf einer Liste der Kriegsverbrecher, die nach 1945 in Tarnów angefertigt wurde.³² Vielleicht hat er sich bewusst zu Aufgaben gemeldet, die eine Beteiligung an Gewaltmaßnahmen unwahrscheinlich machten, vielleicht war er ihnen zugeteilt worden, weil seine Vorgesetzten ihm nicht mehr zutrauten oder weil es sich zufällig so ergeben hatte. Dennoch ist nicht auszuschließen, dass er bei Aktionen anwesend war oder sogar mitgewirkt hat – nicht alles ist überliefert. Immerhin: Ein Großteil seiner Angaben in den Vernehmungen lässt sich bestätigen. Das Einsatzkommando mit 15 Personen kam am 20. September 1939 in der Stadt an (wenn Selbers Erinnerungen zutreffen, wäre er etwa einen Monat später nachgefolgt). Chef der Sipo und des SD war bis Mai 1940 SS-Hauptsturmführer Hanns Mack (1904-1967), danach SS-Hauptsturmführer Walter Baach (1908-?) (Abb. 5).³³

Am 14. Juni 1940 erfolgte im Rahmen der AB-Aktion die erste Deportation nach Auschwitz. Darunter befanden sich nur wenige Juden. 25 der 753 Verhafteten gelang die Flucht. Die Häftlinge aus Tarnów erhielten die Nummern 31 bis 758. Der damalige Schutzhaftlagerführer Karl Fritzsch (1903-1945) begrüßte sie mit den Worten, dass es aus diesem KZ keinen anderen Ausgang gebe *als durch den Schornstein des Krematoriums*.³⁴ Auch in diesem Fall gibt es keinen Hinweis auf eine Mitwirkung Selbers.

Während der Vernehmung am 23. August 1967 wurde Eugen Selber eine Zeugenaussage vorgelesen, nach der ein *Dr. Speiser zur Zeit der jüdischen Ostern 1940 im Gestapogebäude Tarnow zu Tode gequält worden sein* sollte. Selber erklärte, davon sei ihm nichts bekannt.³⁵ Dies ist glaubwürdig. Der Advokat Dr. Bezalel Bogumil Speiser wurde ausweislich seiner Sterbeurkunde ein Jahr später, am 16. April 1941, an Pessach, getötet, als Selber schon längst Tarnów

heitsdienst, Köln u.a. 2011, bes. S. 337-361. Zu Verfahren gegen Angehörige der Einsatzgruppen vgl. MALLMANN/BÖHLER/MATTHÄUS (wie Anm. 24), S. 103-108.

³² Leszek Hońdo, zahlreiche schriftliche Mitteilungen von 2014/2015. Zu Oppermann und Rommelmann vgl. auch TOMASZEWSKI (wie Anm. 26), S. 79, 132, 138 und 140.

³³ Leszek Hońdo, Liste der SS-Männer, die während des Zweiten Weltkrieges in Tarnów tätig waren, sowie weitere Mitteilungen, übersandt am 26.6. und 11.9.2014. Walter Baach nennt in seiner Aussage vom 11.8.1961 unter seinen ehemaligen Mitarbeitern Selber nicht (BA-LB, B 162/2150); Melanie Hembera, Mitteilung vom 12.12.2014. Agnieszka Wierzcholska ist bei ihren Forschungen nicht auf Selbers Namen gestoßen, Mitteilungen vom 1.12.2014 und 15.6.2015; Jürgen Hensel hat Berichte von Überlebenden im Archiv des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau – darunter knapp 80 aus Tarnów – durchgesehen und ebenfalls Eugen Selbers Namen nicht gefunden, Mitteilung vom 19.5.2014. Eine schriftliche Anfrage an das IPN in Warschau blieb unbeantwortet.

³⁴ Leszek Hońdo, Übersicht über die Ereignisse in Tarnów 1939/1940, übersandt am 11.9.2014; Mitteilungen vom 26.6., 2.7. und 5.11.2014 sowie 28.6.2015; DANUTA CZECH: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Reinbek 2008, S. 35-37 (Zitat). Unter den eingelieferten Juden befanden sich Wiestaw Kielar und Edek Galiński, die in Auschwitz noch eine wichtige Rolle spielen sollten; vgl. HAUMANN (wie Anm. 31), S. 92 und 158. Zu Fritzsch auch Heiko Wegmann, Mitteilung vom 26.6.2015 (nach Auskunft von René Triebel).

³⁵ BA-LB, B 162/2164, Bl. 5965-5966.



Abb. 5 In Tarnów, vermutlich in der ersten Jahreshälfte 1940. Selber ist auf dem Bild ganz rechts, mit dem schwarzen Hut, zu erkennen. Nach seiner Aussage steht hinter ihm Schulz (Vorname unbekannt). Vor diesem, mit Hut, sitzt Karl Oppermann, neben ihm, wieder mit schwarzem Hut, Anton Schmitz – zu ihm fand Selber am meisten Anschluss –, vor beiden, mit Mütze und Schnurrbart, der Dolmetscher Benke. Die weiteren Personen bezeichnet Selber nicht. In der Bildbeschreibung der Staatsanwaltschaft wird neben Oppermann (Nr. 2) noch der Kraftfahrer Johann Schamper (Nr. 1) angeführt, die Nummern sind aber auf dem Foto nicht zu erkennen. Anlass und Aufnahmeort des Bildes sind nicht angegeben. Vielleicht handelte es sich um einen Kameradschaftsabend. Selbers Gesichtsausdruck ist schwer zu deuten. Auf vielen weiteren Fotos mit Angehörigen des Einsatzkommandos, die mir zugänglich waren, ist Selber nicht zu sehen (Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Staatsarchiv Münster, Staatsanwaltschaft Bochum 45 Js 18/61; Staatsanwaltschaft Dortmund, Zentralstelle für NS-Verbrechen, Nr. 8627, Lichtbildmappe Tarnów).

wieder verlassen hatte. Er war als Spion verdächtigt und bestialisch ermordet worden.³⁶ Im Übrigen fanden die meisten überlieferten Morde an Juden sowie die Deportation der Juden von Tarnów in die Lager Belżec und Auschwitz 1942 sowie 1943 im Rahmen der *Aktion Reinhard* statt, dem Tarnnamen für die Ausrottung der Juden und Roma im Generalgouvernement Polen. Ein Ghetto wurde im März 1941 angekündigt, als geschlossener Bezirk, dessen Verlassen verboten war, jedoch erst im Juni 1942 eingerichtet.³⁷

Aber schon während Selbers Aufenthalt gab es durchaus *Judenaktionen*. Gleich nach Beginn der Besatzung war ein strenges System der Gewaltherrschaft errichtet worden, zu dem die bereits erwähnten Verhaftungen und Morde gehörten. Für Juden wurden zahlreiche Verbote erlassen, die sie aus dem öffentlichen Leben weitgehend ausschlossen. Am 9./10. November

³⁶ Leszek Hońdo, Sterbeurkunde und Angaben zu den Todesumständen übersandt am 27.7. und 11.9.2014.

³⁷ Holocaust Education & Archive Research Team: Tarnow Ghetto, 2012, www.HolocaustResearchProject.org (6.11.2014); CHRISTOPHER R. BROWNING: Beyond Warsaw and Łódź: Perpetrating the Holocaust in Poland, in: Perspectives on the Holocaust. Essays in Honor of Raul Hilberg, hg. von JAMES S. PACY und ALAN P. WERTHEIMER, Boulder 1995, S. 75-90, hier S. 81f. Erneut danke ich Melanie Hembera für wichtige Hinweise und Auszüge aus dem Manuskript ihrer Dissertation. Mit Generalgouvernement wurden seit Oktober 1939 die besetzten, aber nicht in das Deutsche Reich eingegliederten Gebiete Polens bezeichnet; seine Hauptstadt war Krakau.

1939 zerstörten die deutschen Einheiten die Synagogen und weitere Gebäude der jüdischen Gemeinde. Der Raub ihrer Wertgegenstände und Vermögen, immer höhere Steuern und andere Belastungen enteigneten die jüdische Bevölkerung in den folgenden Monaten vollständig. Misshandlungen, Demütigungen, Plünderungen, Verhaftungen und Erschießungen waren an der Tagesordnung. Ob Eugen Selber daran in irgendeiner Weise beteiligt war, geht wiederum aus den vorhandenen Unterlagen nicht hervor. Ebenso lässt sich nicht feststellen, ob er an Verwaltungsmaßnahmen gegenüber Juden mitwirkte, die die Stadtkommissare Ernst Kundt (1897-1947) und Dr. Reinhold Ekert (1902-1943) sowie die verschiedenen Kreishauptleute anordneten.³⁸ In einer Aussage, die der Hauswart des Gestapogebäudes in Tarnów am 3. August 1945 machte, zählte er alle Gestapoleute auf, die ihm im Gedächtnis waren. Selber befindet sich nicht darunter – offenbar hatte er ihm keinen besonderen Eindruck hinterlassen.³⁹ Vielleicht brachte er tatsächlich für die Brutalität des Besatzungsregimes nicht die *notwendige Härte* auf.

In unmittelbarer Beziehung zu Selbers Aussage steht ein anderer Vorgang. Im Dezember 1939 setzte die nationalsozialistische Verwaltung einen Judenrat ein, dem auch Zalek Welsch – teilweise Weltsch oder Welcz geschrieben – angehörte. Welsch war Mitinhaber eines Bekleidungsgeschäfts und galt, wie aus Aussagen in einem Ermittlungsverfahren 1971 hervorgeht, als *Vermittler von Geschenken des Judenrats an die Gestapo*, um für eine *mildere Atmosphäre* zu sorgen.⁴⁰ Am 23. April 1940 wurde der Judenrat verhaftet. Einige Ratsmitglieder kamen am 20. Februar 1942 nach Auschwitz.⁴¹ Selber sagte in seiner Vernehmung von 1967, er habe sich von Welsch verabschiedet, als er nach Freiburg zurückversetzt worden sei. Danach müsste Welsch im Sommer 1940 frei gewesen sein. Überliefert ist, dass er am 19. April 1941 von der Gestapo festgenommen wurde. Am 4. Oktober 1945 berichtete ein Gefängniswärter in einem Verfahren gegen SS-Leute, Welsch sei aus einem Transport, der für ein Lager oder zur Erschießung bestimmt gewesen sei, in das Gefängnis mitgenommen und in einem speziellen Vernehmungszimmer dermaßen geschlagen worden, dass er kurz darauf – am 18. Oktober 1941 – in seiner Zelle gestorben sei. Man habe aus ihm, der ein wohlhabender Kaufmann gewesen sei, herausprügeln wollen, dass er sein (angebliches) *Geheimfach der Gelder und Schmuckstücke* preisgebe. An dieser „Vernehmung“ hätten der Gestapochef, SS-Hauptsturmführer Otto von Malottki (1905-?), und SS-Scharführer Jan Nowak (?-1945, Selbstmord), der auch als Dolmetscher tätig war, teilgenommen.⁴² Selber kann zu dieser Zeit nicht dabei gewesen sein. Für unwahrscheinlich halte ich es auch, dass er an anderen Gewaltakten gegen Welsch beteiligt war. In diesem Fall

³⁸ Hońdo (wie Anm. 34); Mitteilungen vom 26.6., 2.7. und 5.11.2014. Zur Zerstörung der Synagogen TOMASZEWSKI (wie Anm. 26), S. 108-114. Zu Kundt siehe zahlreiche Hinweise in: Diensttagebuch (wie Anm. 25). Über die Organisation der Verwaltung hat mich wiederum Melanie Hembera informiert, Agnieszka Wierzcholska hat mich auf Berichte über das Gewaltregime hingewiesen.

³⁹ Leszek Hońdo, Kopien der Aussage übersandt am 16.2.2015.

⁴⁰ Melanie Hembera, Mitteilung vom 12.12.2014, nach Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Staatsarchiv Münster, W/8574, Bl. 54 (Aussage Josef Kowalski, 22.11.1971, Zitat), vgl. W/8574, Bl. 58 (Aussage Rachel Nussbaum, 23.11.1971). Zum Judenrat Hońdo (wie Anm. 34). Zalek ist eine Verkleinerungsform von Salman (Salomon). Eine Familie Welsch ist allerdings in Tarnów nicht nachweisbar (Leszek Hońdo, Mitteilung vom 28.6.2015). Hier sind noch weitere Nachforschungen nötig.

⁴¹ Leszek Hońdo, Mitteilungen vom 2.7.2014 und 11.2.2015 (nach den veröffentlichten Transportlisten). Unter den Deportierten war auch Welschs Kompagnon Chaim Beller, der in Auschwitz ermordet wurde.

⁴² Leszek Hońdo, Kopien der Aussage sowie von Auszügen eines Berichts über den Prozess gegen Walter Baach und der Sterbeurkunde Welschs übersandt am 18.2. bzw. 15.11.2015; Tag der Verhaftung Welschs nach: *Księga przybyłych i ubytych* (Verzeichnis der Ein- und Auslieferungen), Gefängnis Tarnów, 16.12.1939-31.7.1942 (Leszek Hońdo, Mitteilung vom 28.6.2015).

hätte er wohl nicht ungefragt seine Bekanntschaft und Vertrautheit mit diesem erwähnt, um die Ermittlungsbehörden nicht auf diesen Vorgang aufmerksam zu machen.

Zumindest indirekt lässt sich Eugen Selbers Darstellung bestätigen, er habe zugunsten des jüdischen Kofferfabrikanten Spelka eingegriffen. Der Kaufmann konnte als Hugo Spiller identifiziert werden, der 1893 in Böhmen geboren wurde und 1959 in Krakau verstorben ist. Mit viel Glück konnte er die Zeit der deutschen Besatzung überleben. Nach Kriegsende sagte er mehrfach als Zeuge aus (Abb. 6).⁴³ Er erwähnt zwar Selber nicht, doch aufgrund der gesamten Zusammenhänge erscheinen Selbers Ausführungen glaubhaft. Zu Oppermann findet sich im Übrigen in den Unterlagen aus Tarnów dessen Erklärung, er habe am 11. April 1940 in Karlsruhe die Polizistin Hedwig Fahrbach geheiratet und zur Feier seinen Chef Otto von Malottki sowie seinen Kollegen Wilhelm Rommelmann eingeladen.⁴⁴ Eugen Selber war anscheinend nicht dabei. In den vorhandenen Akten ist auch kein entsprechendes Urlaubsgesuch überliefert. Vermutlich wäre er gern in die badische Heimat gefahren – er hätte sich dann auch mit seiner Familie treffen können –, aber entweder war zu dieser Zeit für ihn ein Urlaub unmöglich, oder seine Angabe trifft zu, dass ihm das *Milieu* in Tarnów nicht behagt habe.



Abb. 6 Firmenlogo im Briefkopf der Kofferfabrik Spiller und Krzak in Tarnów. Leopold Krzak wurde am 9.12.1940 von der deutschen Zivilverwaltung als Treuhänder der Firma eingesetzt (Archiwum Państwowe w Krakowie, Oddział w Tarnowie).

⁴³ Leszek Hońdo, Mitteilungen vom 21.1., 2.2., 5.2., 11.2. und 28.6.2015. Die Namensverwechslung ist vermutlich durch eine Übertragung von Spiller über polnisch „Szpilka“ (Nadel, vielleicht über Spille = Spindel?) zu „Spelka“ bzw. „Spilker“ zustande gekommen. Eine Aussage Spillers zu Selber ließ sich allerdings nicht finden (Mitteilungen von Peter Gohle [BA-LB], 17.2.2015, und Gregor Gehrke, Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Staatsarchiv Münster, 11.3.2015).

⁴⁴ Leszek Hońdo, Mitteilung vom 5.10.2014.

Das Beispiel zweier Kollegen

Karl Oppermann war nach Kriegsende untergetaucht und meldete sich erst im Frühjahr 1950 polizeilich wieder an. In seinem Fragebogen, den er aufgrund des Gesetzes zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 ausfüllen musste, gab er an, 1939 von der Schutzpolizei Bremen in die Gestapo Karlsruhe überführt worden zu sein (tatsächlich hatte er sich für den Dienst bei der Gestapo beworben). Von 1939 bis 1944 sei er bei der Sipo in Tarnów und Rzeszów eingesetzt gewesen. Danach habe er wegen einer schweren Verwundung einige Zeit in Lazaretten verbracht, bevor er noch für wenige Monate Kriegsdienst geleistet habe. Das Gesetz betreffe ihn nicht. Er strebte eine Wiedereinstellung in den Polizeidienst an. Dem wurde nicht stattgegeben, aber immerhin war eine Beschäftigung im Karlsruher Finanzamt möglich. Nach einer ersten Ablehnung wurde ihm 1954 sogar seine Tätigkeit bei der Gestapo als ruhegehaltstfähige Dienstzeit angerechnet. Trotz seines Untertauchens dachte niemand daran, seinen Aktivitäten genauer nachzugehen. Oppermann stieg bis zum Steuerobersekretär auf. Erst in den 1960er-Jahren kam dann das Verfahren gegen ihn in Gang, das 1969 mit einer Verurteilung zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe endete. Dabei wurde auch aufgedeckt, dass er nach 1945 versucht hatte, in den USA und in München Schmuck, den er Juden geraubt hatte, zu verkaufen.⁴⁵

Auf der Suche nach Spuren von Eugen Selbers Handeln in Tarnów stieß ich auf die Akten des Gendarmerie-Meisters Josef Alois Viellieber (1904-?). Er war 1937, ähnlich wie Selber, der NSDAP beigetreten, um im Staatsdienst bleiben zu können, und stufte sich 1946 als *gege*. [benenfalls] *Mitläufer* ein. 1948 wurde das Entnazifizierungsverfahren gegen ihn eingestellt. Obwohl auch er, wenngleich später als Selber, in Polen – vor allem in Gorlice, nicht weit von Tarnów – eingesetzt gewesen war, blieb er lange Zeit unbehelligt. Anfang November 1961 wurde er dann festgenommen, weil ihm aufgrund von Zeugenaussagen mehrere Morde an Juden und „Zigeunern“ zur Last gelegt wurden. In seiner ersten Vernehmung stritt er ab, an *Judenaktionen* beteiligt gewesen zu sein. Er habe lediglich im Herbst 1942 in Tarnów an der Absperrung des Marktplatzes mitgewirkt, auf dem Juden zusammengetrieben worden seien. Schließlich gab er zu, in Stróże ein jüdisches Ehepaar, das sich unerlaubt aus dem Ghetto entfernt und verboteenerweise *arische Ausweise* gehabt habe, verhaftet zu haben. Er habe dann den Mann erschossen, ein Hilfspolizist die Frau. Auf die Frage, warum er das getan habe, obwohl kein ausdrücklicher Befehl dazu vorgelegen habe, entgegnete er, die Erschießung sei von ihm erwartet worden. Hätte er das Ehepaar lebend abgeliefert, wäre er *zur Sau gemacht* worden, vielleicht sogar *vor einem SS- u. Polizeigericht gelandet. Das wollte ich natürlich nicht riskieren*. Möglicherweise hätte ihm sogar ein KZ gedroht. Er schloss seine Stellungnahme zu den Anschuldigungen: *Ich bin froh, dass ich mich durch meine heutigen Angaben von dieser Last, die seit Kriegsende auf meiner Seele lag, befreit habe*. Es reichte also die Furcht, *zur Sau gemacht* zu werden, um jegliche Hemmung, einen Menschen umzubringen, zu überwinden. Viellieber war bewusst, dass ihm keineswegs eine Hinrichtung drohte, falls er das jüdische Ehepaar am Leben gelassen hätte. Und wie weit er sich mit seinen Angaben von einer Last befreit hatte, sollte sich noch zeigen.

Viellieber wurde am 12. Juni 1964 wegen Beihilfe zum Mord in zwei Fällen – eben an dem jüdischen Ehepaar – zu drei Jahren und sechs Monaten Gefängnis verurteilt, in den übrigen

⁴⁵ GLA, 465 h Nr. 28821, 527 Zugang 1983/82 Nr. 7179; Leszek Hońdo, Mitteilung vom 28.6.2015. Oppermanns Frau Hedwig (geb. 1912) wurde aufgrund ihrer Angaben im Fragebogen 1946 von der Spruchkammer als *vom Gesetz nicht betroffen* eingestuft (GLA, 465 a /MB 51 Az. 51/1/174). Zu Oppermanns späterem Verfahren: Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Staatsarchiv Münster, Staatsanwaltschaft Dortmund bzw. Bochum 45 Js 18/61, Landgericht Bochum 16 Ks 1/68 (BA-LB, B 162/2164).

Anklagepunkten mangels Beweisen freigesprochen. Bereits 1965 kam er durch einen Gnadenweis des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Kurt Georg Kiesinger (1904-1988) wieder frei. 1973 begann jedoch ein neues Verfahren gegen ihn, nachdem weitere Zeugenaussagen bekannt geworden waren. Nun ging es um sehr viel mehr Morde, die Viellieber alle abstritt, die aber in den zahlreichen Zeugenvernehmungen, nicht zuletzt aus Polen, belegt werden konnten. Viellieber erscheint als ein brutaler Alkoholiker und Sadist. So viel war also von der „Befreiung“ zu halten, die ihm seine Aussage 1961 gegeben hatte. Wegen seines Gesundheitszustandes musste die Hauptverhandlung immer wieder verschoben werden, bis das Verfahren 1979 wegen Verhandlungsunfähigkeit Vielliebers eingestellt wurde.⁴⁶

Tätigkeit in Freiburg 1940 bis 1945

Dieser Exkurs zu Oppermann und Viellieber verdeutlicht exemplarisch, wie sich Polizisten, die in Polen eingesetzt worden waren, nach Kriegsende ihrer Vergangenheit stellten. Wie verhielt sich Eugen Selber? Verfolgen wir aber zunächst weiter seinen Weg als Gestapobeamter nach der Rückkehr aus Polen. Die Freiburger Dienststelle der Gestapo umfasste die Abteilungen Allgemeine politische Angelegenheiten, Jüdische Angelegenheiten, Kirchliche Angelegenheiten und Spionageabwehr. Erneut wurde Selber als *Sachbearbeiter jüdischer Angelegenheiten* eingeteilt. Seine Beteiligung an der Deportation der Juden nach Gurs am 22. Oktober 1940 ist nicht belegt, aber wahrscheinlich, da Gestapobeamte neben Schutzpolizisten mit der Durchführung der Aktion beauftragt waren. In Freiburg waren davon 375 Personen betroffen, von denen 50 überlebten.⁴⁷ Es folgten weitere Deportationen, für deren Organisation die Gestapo zuständig war:⁴⁸ Soweit bekannt, befanden sich vier Freiburger in einem Zug, der am 26. April 1942 nach dem „Durchgangsghetto“ Izbica in der Nähe von Lublin abging.⁴⁹ Von dort kamen sie in eines der Vernichtungslager, wo sich ihre Spur verliert. Am 21. August 1942 wurden dann 31 Personen in das KZ Theresienstadt und teilweise weiter nach Auschwitz transportiert, im April 1944 noch einmal vier und im Februar 1945 15. Darunter befanden sich nun auch sogenannte „Mischlinge“ und jüdische Partner aus „Mischehen“, die bislang weitgehend verschont geblieben waren. Das

⁴⁶ GLA, 465 h Nr. 25245 (Spruchkammerakte), 309 Karlsruhe Nr. 6568-6580 (Nr. 6569, Bl. 17 und 23, Zitate aus der Vernehmung am 7.11.1961, Nr. 6577 Urteil von 1964), 309-2 Karlsruhe Nr. 1827-1831, 309 Mannheim Nr. 2249-2254, 2778-2813 (Verfahren ab 1973). Zu der juristischen Konstruktion, dass die Ermordung des Juden als „Beihilfe zum Mord“ gewertet wurde, siehe HAUMANN (wie Anm. 31), S. 344-350.

⁴⁷ HEIKO HAUMANN: 22. Oktober 1940 – Die Freiburger Juden werden deportiert, in: Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte in der Neuzeit, hg. von CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL, R. JOHANNA REGNATH, HEINRICH SCHWENDEMANN und HANS-PETER WIDMANN, Freiburg 2015, S. 161-178. Die Gliederung der Gestapo-Dienststelle findet sich in Selbers Aussage vom 24.3.1961: BA-LB, B 162/19727 (wie Anm. 27), Bl. 60f. Im Verhör 1945 gab er an, die Abteilung IV B sei für Judenfragen zuständig gewesen. Daneben habe er sich von 1941 bis 1944 mit der Errichtung von Nachrichtennetzen beschäftigen müssen, um die Stimmung in der Bevölkerung zu erkunden. Von dieser Arbeit sei er dann enthoben worden, weil er sie nicht gewissenhaft genug gemacht habe; vgl. seine Aussage vom 27.6.1949, er habe für Karlsruhe Stimmungsberichte anfertigen müssen, AOFAA, IBAD 935.

⁴⁸ Dies wurde 1949 in einem Spruchkammerverfahren festgestellt, mit Dienststellenleiter Traub als Hauptverantwortlichem; zitiert in: STOLLE (wie Anm. 10), S. 298.

⁴⁹ Vgl. ROBERT KUWALEK: Die letzte Station vor der Vernichtung. Das Durchgangsghetto in Izbica, in: Deutsche – Juden – Polen. Geschichte einer wechselvollen Beziehung. Festschrift für Hubert Schneider, hg. von ANDREA LÖW, KERSTIN ROBUSCH und STEFANIE WALTER (Wissenschaftlicher Reihe des Fritz-Bauer-Instituts 9), Frankfurt a. M./New York 2004, S. 157-179.

nationalsozialistische Regime wollte, kurz vor seinem Ende, auch diese Gruppe *ausmerzen*. 26 von diesen 54 Menschen überlebten. Über eine Mitwirkung Selbers findet sich der Hinweis, dass er zwei der Deportationszüge begleitete, darunter einen bis nach Theresienstadt.⁵⁰ Dass Selber mit *Judenangelegenheiten* befasst war, zeigt auch die Rückseite der Einwohnermeldekarte von Hedwig Levy: *Nicht mehr da // lt. Gestapo (Selber). 21.10.1941*. Das Schicksal von Hedwig Levy, 1890 in Koblenz geboren, verheiratet, zwei Kinder, französische Staatsbürgerin, habe ich bislang nicht aufklären können.⁵¹

Daneben stehen Zeugnisse von Jüdinnen und Juden, die nach Kriegsende für Eugen Selber eintraten. Jeanne Loeb berichtete, sie habe es ihm zu verdanken, dass sie nicht in ein KZ eingewiesen worden sei. Nathan Rosenberger (1874-1953), 1941/42 der letzte Bevollmächtigte der Israelitischen Gemeinde in Freiburg, 1942 nach Theresienstadt deportiert und nach 1945 erster Vorsteher der neu gegründeten Gemeinde,⁵² bestätigte, Selber habe ihn vor Maßnahmen der Gestapo gegen Juden vorweg unterrichtet und bei den Deportationen den Betroffenen Lebensmittel verschafft und *Menschlichkeit* gezeigt. Bei Verstößen gegen die geltenden Bestimmungen habe er nichts gegen die betreffenden Personen unternommen, sondern sie über ihn gewarnt, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Auch habe Selber empfohlen, sich krank schreiben zu lassen, um Transporten zu entgehen. Albert Wertheimer, in der Nazi-Terminologie ein „Halbjude“, erinnerte sich an einen gemeinsamen Tanzkurs 1918 mit Eugen Selber. Seitdem hätten sie sich immer wieder getroffen, auch nach 1933. Selber habe ihn über Vorgänge bei der Gestapo informiert und versprochen, ihn bei Gefahr zu warnen. Ähnlich sagten mehrere Juden zugunsten Selbers aus.⁵³

⁵⁰ HAUMANN (wie Anm. 19), S. 338; CLAUSING (wie Anm. 19), 322f.; speziell zu den Deportationen 1942 und 1945: PETER KÜNZEL: *Auf behördliche Weisung eröffnen wir Ihnen ...* Die Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt am 21. August 1942 – Ein Beitrag zum 70. Jahrestag. In: Schau-ins-Land 132 (2013), S. 125-149; DERS.: *Aber es war eine Verschleppungsaktion ...* Die Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt am 13. Februar 1945, in: Schau-ins-Land 134 (2015). Die Deportationslisten, zusammengestellt von Nathan Rosenberger, in: StadtAF, C5/2587. Zu Selbers Mitwirkung: AOFAA, 1BAD 935 (handschriftlicher Bericht Selbers, vermutlich 1945, vgl. seine Aussage vom 27.6.1949, Berichte von Albert Strupp 1948/49, Nathan Rosenberger und Wilhelm Alt-Rhoden 1949).

⁵¹ StadtAF, Einwohnermeldekartei; Archives Strasbourg, fichier domiciliaire no. 3 de la ville de Strasbourg (603 MW 506: période 1919-1939); für die Periode 1940-1985 liegt keine Karte vor (Auskunft vom 24.2.2015). Am 28.2.1942 wurde in Straßburg notiert, Hedwig Levys Ehemann Samuel sei aus der Evakuierung nicht zurückgekehrt.

⁵² HAUMANN (wie Anm. 19), S. 338f., und GABRIELE BLOD/HEIKO HAUMANN: Zwischen Integration und „Judenhaß“, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 507-512, hier S. 510f.

⁵³ AOFAA, 1BAD 935. Auf das Entnazifizierungsverfahren komme ich noch zurück. Ein Großteil der Unterlagen in der Entnazifizierungsakte ist auch in Selbers Personalakte vorhanden (StAF, F 30/1 Nr. 1956). Immer wieder finden wir in Erinnerungen verfolgter Personen – nicht nur jüdischer Herkunft – Hinweise auf Warnungen durch Kriminal- oder Gestapobeamte, ohne dass deren Namen genannt werden. Wahrscheinlich gab es mehrere, die sich derart verhielten. Möglicherweise ist in einigen Fällen aber auch Selber gemeint. Nach einer Aussage Gertrud Luckners haben Gestapobeamte in Freiburg mehrfach bei Menschen, die sie nicht antrafen oder die krank waren, von einer Inhaftierung abgesehen; vgl. CLAUSING (wie Anm. 19), S. 303, Anm. 1295. Hans Kaufmann, jüdischer Herkunft und Kommunist, berichtet, dass ein Kriminalbeamter seinen Vater kurz vor dem 9.11.1938 warnte und ihm nahe legte, schnellstens in die Schweiz zu flüchten: BERND HAINMÜLLER: *Erst die Fehde – dann der Krieg. Jugend unterm Hakenkreuz – Freiburgs Hitler-Jugend*, Freiburg 1998, S. 128. Der abenteuerlichen Flucht der Brüder Martin und Gerhard Bier im März 1944 ging ebenfalls eine anonyme Warnung vorweg (Hinweis von Ulrich Tromm, 31.5.2015, vgl. StadtAF, K 1/112). In einem Fall ist inzwischen Näheres bekannt. Karl Judas, der spätere

Nicht nur gegenüber Juden verhielt sich Selber in dieser Weise. Andere Personen, die sich offen kritisch gegenüber dem NS-Regime geäußert hatten oder aus sonstigen Gründen in Konflikt mit diesem gerieten, bescheinigten Selber ebenfalls, dass er sie – wenn möglich – gewarnt, menschlich gehandelt und manchmal sogar Verfahren niedergeschlagen habe. Bei Verhören habe er ihnen Antworten in den Mund gelegt, die sie entlasteten. Wie sehr er Heinz Bollinger, Mitglied der Freiburger Gruppe der „Weißen Rose“, nach dessen Verhaftung unterstützte, habe ich eingangs beschrieben. Ebenso teilte Franz Geiler (1879-1948) – linker Sozialdemokrat, zu dieser Zeit Bürgermeister in Freiburg und Landtagsabgeordneter – in Selbers Entnazifizierungsverfahren mit, er sei nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 verhaftet worden. Diese Verhaftung habe Selber durchgeführt und ihm dabei wichtige Dienste erwiesen, die ihm sein weiteres Verhalten erleichtert hätten.⁵⁴ Der Universitätsfechtmeister Albert Mack hob hervor, er sei *im dritten Reich 13 mal verhaftet und eingesperrt* worden. *Mindestens dreimal* habe ihn Selber *vor dem sicheren Todesurteil u. Dachau gerettet*.⁵⁵

Offenbar versah Eugen Selber pflichtbewusst seinen Dienst, wenn sich nicht die Möglichkeit bot, ein Verfahren niederzuschlagen, war dabei aber bemüht, den Betroffenen in ihrer Lage behilflich zu sein. Dabei kam ihm zugute, dass er Kontakte zu einem Netzwerk Freiburger Persönlichkeiten hatte, die ebenfalls versuchten, in ihren Funktionen den Bestrebungen der Nazis entgegenzuwirken.⁵⁶ Zu diesem Netzwerk gehörten neben katholischen Familien wie die Rubys und Borgmanns, die aus entschiedener Gegnerschaft zum Nationalsozialismus halfen, wo sie konnten, oder Gertrud Luckner (1900-1995), die sich im Dienste der Caritas für bedrohte Juden einsetzte, zwei Juristen, die für Selbers Wirken besonders wichtig waren. Rechtsanwalt Karl Siegfried Bader (1905-1998), der spätere badische Generalstaatsanwalt, hatte es gewagt, auch eine Jüdin zu verteidigen, und war dafür öffentlich heftig angefeindet worden. 1937 zog er sich von seiner Anwaltstätigkeit zurück, organisierte aber weiter Hilfen für Verfolgte. Zeitweilig war

den Namen Carl Jaburg annahm, berichtete, dass seine Familie von einem ehemaligen Regimentskameraden seines Vaters vor der geplanten Deportation am 22.10.1940 gewarnt und dann angesichts dessen Erkrankung von den Polizisten, die sie abholen wollten, verschont worden sei. Vgl. CLAUSING (wie Anm. 19), S. 303; siehe HAUMANN (wie Anm. 50), S. 338, nach einer Mitteilung Carl Jaburgs in Reinhard Leßner: Erinnerungen an die Kindheit, in: BZ, 13./14.9.1986. Kathrin Clausing hat mit Karl Judas ein Interview geführt und sein Tagebuch, das von 1933 bis 1940 reicht, eingesehen. Die im Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen vorhandene Kopie endet in der deutschen Fassung am 10.11.1938, in der englischen ist der Eintrag zum Oktober 1940 enthalten; dort wird als der Weltkriegskamerad Fred Schaffner angeführt (ich danke Jutta Jäger-Schenk und Gerhard Seitz, dass sie mir die Kopie zur Verfügung gestellt haben). Recherchen des Stadtarchivs Freiburg ergaben, dass es sich bei dem Kriminalbeamten um Fritz Schaffner (1888-1962) handelte. Als Freund und Regimentskamerad von Gustav Judas beschaffte er der Familie Transportunfähigkeitsbescheinigungen wegen Krankheit und versorgte diese mit Lebensmitteln, nachdem sie untergetaucht war. 1941 trat er in die NSDAP ein, um – nach seiner Aussage – seine Hilfe zu verschleiern. Im selben Jahr ermöglichte er dem Ehepaar Judas und deren Kindern eine Bahnfahrt nach Berlin und eine Weiterreise in einem verplombten Eisenbahnwaggon nach Spanien und Portugal, von wo aus sie nach den USA emigrieren konnten. Die Rettung der beiden Großmütter war nicht möglich, sie wurden ermordet (Christiane Pfanz-Sponagel, Mitteilung vom 10.6.2015).

⁵⁴ AOFAA, 1BAD 935. Zu Franz Geiler vgl. Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 284, 292, 344, 350, 381, 403f. und 406-408. Bollinger trat im Entnazifizierungsverfahren nicht auf. Er glaubte, Selber sei wegen seines Verhaltens zum Selbstmord gezwungen worden (wie Anm. 2). Selber selbst war sich wahrscheinlich gar nicht bewusst, welche Bedeutung seine Hinweise gehabt hatten.

⁵⁵ StAF, F 30/1 Nr. 1956, Schreiben Macks an das badische Innenministerium, 1.8.1951.

⁵⁶ Vgl. HEIKO HAUMANN: Nicht jeder kannte jeden, aber man wusste, wer weiterhelfen konnte. Netzwerke gegen die Nazi-Diktatur, in: BZ, 31.1.1994.

er als Amtsverteidiger vor Militärgerichten tätig.⁵⁷ Engen Kontakt hielt er dabei zu dem bereits erwähnten Oberstaatsanwalt am Amtsgericht Freiburg, Eugen Weiß (Abb. 7). Dessen Wirken würde eine ausführliche Würdigung verdienen. Seine Haltung kann durchaus als konservativ bezeichnet werden, und in manchen Fällen vertrat er äußerst strenge Urteile. Andererseits sorgte er beispielsweise 1937 dafür, dass ein wegen „Rassenschande“ verurteilter Jude nach Verbüßung der Strafe nicht wie üblich in ein KZ überführt wurde, sondern in die Schweiz ausreisen konnte. In mehreren Devisenstrafverfahren setzte er sich für die Verdächtigten ein. 1940 beschuldigte er die Ehefrau des Oberbürgermeisters, Lore Kerber (1903-1981), Lebensmittel *über die ihr aufgrund der Lebensmittelkarten zustehenden Mengen hinaus bezogen zu haben*. Das Verfahren wurde dann auf höhere Weisung ohne öffentliche Gerichtsverhandlung mit einer geringen Geldstrafe abgewickelt. Auch in anderen Fällen ermittelte er gegen Mitglieder der NSDAP und scheute dabei nicht den Konflikt mit Parteidienststellen oder sogar mit Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner (1895-1946), der deshalb seine Beförderung zum Landgerichtspräsidenten verhinderte. Yacher Landwirte, die an Fronleichnam 1941 *päpstliche Fahnen* gehisst hatten, bewahrte er vor einer Verurteilung wegen Vergehens gegen das Flaggengesetz, den dortigen Pfarrer vor einer Bestrafung wegen Aufforderung zum Ungehorsam. Einen Unternehmer, der 1942 wegen Schmuggels vor dem Sondergericht Freiburg eines Verbrechens gegen die Kriegswirtschafts-Verordnung angeklagt war, entließ er aufgrund dessen Gesundheitszustandes aus der Untersuchungshaft und sorgte für ein mildes Urteil. 1943 wurde eine Freiburgerin wegen Abhörens von *Feindsendern* verhaftet und vom Sondergericht Freiburg zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt. Weiß hatte diese verhältnismäßig geringe Strafe bewirkt und erreichte es ein Jahr später sogar unter Mithilfe Selbers, dass die Beschuldigte begnadigt und entlassen wurde. 1944 wendete Weiß die Todesstrafe für einen elsässischen „Deserteur“ ab und begnadigte Anfang 1945 gegen den Einspruch der Straßburger Gestapo dessen Mutter, die ebenfalls bestraft werden sollte. Vielfach gelang es ihm, vor dem Sondergericht oder ordentlichen Gerichten eine nur kleine Strafe zu erwirken oder eine *Schutzhaft*, die KZ bedeutet hätte, zu verhindern. Manchmal musste er sich allerdings Weisungen höherer Stellen beugen.⁵⁸ 1949

⁵⁷ Zu Bader vgl. ANGELA BORGSTEDT: Karl Siegfried Baders Anwaltstätigkeit in der NS-Diktatur, in: Schau-ins-Land 128 (2009), S. 171-182 (zur Verbindung mit Gertrud Luckner S. 178-180 und 182, zu einem möglichen Hinweis auf Selber S. 180); DARLEFF JAHNKE: Eine *Volksgemeinschaft im Kleinen*. Der Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“ in der Zeit des Nationalsozialismus, in: Schau-ins-Land 133 (2014), S. 109-148, hier 127f. (auch zur Zusammenarbeit mit Gertrud Luckner); HAUMANN (wie Anm. 19), S. 328. 1933/34 war Bader kurzzeitig Mitglied der NSDAP, erkannte aber rasch den Charakter dieser Partei. Dazu trug bei, dass er wegen seiner Heirat mit Grete Weiß, einer Wiener Protestantin jüdischer Herkunft, als „jüdisch versippt“ galt und aus dem Staatsdienst entlassen wurde. Seine Frau kehrte nach Wien zurück, 1936 ließ sich das Ehepaar scheiden. Obwohl die Ehe schon zuvor gescheitert war, wollte Bader keine frühere Scheidung, um nicht den Anschein zu erwecken, er vollziehe diesen Schritt aus Nützlichkeitsgründen (JAHNKE, s.o., S. 128, Anm. 111). 1941 wurde Grete Weiß deportiert (ebd., S. 127, Anm. 106). Zu seinen Netzwerken im geschichtswissenschaftlichen Bereich ebd., S. 138-141. Zu einer Verteidigung 1937, möglicherweise in Verbindung mit Oberstaatsanwalt Weiß, siehe HEIKO HAUMANN: ... *dass er einem Juden auf diese Weise Vorschub leistete*. Erwin Stengler und Max Bloch – die Geschichte einer Dienstpflichtverletzung im „Dritten Reich“, in: Schau-ins-Land 122 (2003), S. 239-253, hier S. 243.

⁵⁸ StAF, C 20/5 Nr. 378 und 379 (Personalakten Eugen Weiß), A 47/1 Nr. 67 (Verfahren gegen den Yacher Pfarrer Oskar Stoffel); Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), 328, 332, 344 und 356 (Zitat im Fall von Frau Kerber); ULRICH TROMM: Zwei Brüder, zwei Fluchten. Vor 71 Jahren: Ein Weiler Fluchtversuch endet vor einem NS-Sondergericht mit einem ausnahmsweise milden Urteil, in: BZ (Ausgabe Weil am Rhein), 18.2.2015; weitere Hinweise Tromms an mich (auch zu dem erwähnten Unternehmer, vgl. StAF, G 701/2 Nr. 1124); HAUMANN (wie Anm. 57), S. 243. Zur Verurteilung und Begnadigung 1943 siehe auch

bescheinigte Weiß Selber, dass er die *Terrormaßnahmen gegen Juden und politisch Andersdenkende stark missbilligte und sich dementsprechend auch bei seinen Amtshandlungen verhielt. [...] Ich war meinerseits dankbar, in der hiesigen Dienststelle der Gestapo neben andern diesen zuverlässigen ehemaligen badischen Kriminalbeamten zu wissen, der auch meine eigenen Bestrebungen, politisch oder rassisch Verfolgten so gut als möglich zu helfen und sie vor KZ und Tod zu bewahren, unterstützte.*⁵⁹ Dieses Wort hat Gewicht.



Abb. 7
Oberstaatsanwalt Dr. Eugen Weiß, 1936
(StAF, C 20/5 Nr. 378).

die Aussage Martha Ohnemus' zugunsten Selbers am 23.7.1945 in: AOFAA, 1BAD 935. Vgl. MICHAEL P. HENSLE: Die Todesurteile des Sondergerichts Freiburg 1940-1945. Eine Untersuchung unter dem Gesichtspunkt von Verfolgung und Widerstand, München 1996 (danach war Weiß an Todesurteilen beteiligt, darauf geht dieser in seinen Stellungnahmen im Entnazifizierungsverfahren ausführlich ein und rechtfertigt sie z.T., vgl. etwa StAF, C 20/5 Nr. 379, Bl. 71). In eine Würdigung Weiß' müsste auch die Beschwerde von Rechtsanwalt Friedrich Vortisch (1899-1991) bei der Rechtsanwaltskammer Karlsruhe am 22.10.1938 einbezogen werden, Weiß habe ihm gegenüber erklärt, *dass arischen Anwälten, die Juden vertreten, die Akteneinsicht verweigert werde* (StAF, 166/3 Nr. 4079, Bl. 31, Hinweis von Ulrich Tromm). Dies war damals gängige Praxis. Ebenso wäre das Ermittlungsverfahren gegen sechs Personen wegen Fluchthilfe für Juden zu berücksichtigen, das Weiß im Juni 1944 einleitete (Archivnachrichten des Landesarchivs Baden-Württemberg 50 [2015], S. 47-53, bes. S. 50-52, Hinweis von Heiko Wegmann). Laut StadtAF, Sterbebuch 1957, Bd. 2, Nr. 1250 lebte Dr. Ernst Eugen Weiß zuletzt in der Zasiusstr. 47. Seine Eltern waren Jakob und Emilie Weiß geb. Kettner, Karlsruhe, seine bereits verstorbene Frau hieß Hedwig Johanna Nussbaum. Sein Tod wurde von seiner Tochter Marianne Krauß geb. Weiß in Rastatt gemeldet (Ulrich P. Ecker, Mitteilung vom 26.2.2015). Zu überprüfen ist m. E. die Zuordnung Weiß' zu jenen Juristen, die das NS-Regime grundsätzlich unterstützten und höchstens partiell Kritik übten: MICHAEL KISSENER: Zwischen Diktatur und Demokratie. Badische Richter 1919-1952, Konstanz 2003, S. 221f.

⁵⁹ StAF, F 30/1 Nr. 1956, Schreiben Eugen Weiss an Minister des Innern, 14.12.1949. Die Schreibweise „Weiß“ und „Weiss“ wechselt in den Quellen.

Eugen Selber war nicht nur mit *jüdischen Angelegenheiten* befasst. 1941 musste er nach eigenen Angaben die Anzeige gegen eine junge Bauersfrau aus Herbolzheim oder Kenzingen verfolgen, die *im dringenden Verdacht stand mit einem Polen intime Beziehungen unterhalten zu haben*. Selber konnte ermitteln, dass die Anzeige *haltlos* war, und er konnte die Bäuerin dazu veranlassen, den angeblichen Zeugen, einen Nazi, zu verklagen. Dieser erhielt, so Selber, vom Amtsgericht Emmendingen wegen Beleidigung der Frau eine Gefängnisstrafe. Der Emmendinger Kreisleiter Götz soll ihm daraufhin *weitere Schritte* angedroht haben. Allerdings gab es keinen Emmendinger Kreisleiter dieses Namens. Selber täuschte sich hier offenbar in seiner Erinnerung – möglicherweise liegt eine Verwechslung mit Kreisleiter Konrad Glas (1900-?) vor.⁶⁰ 1961 wurde Selber ebenfalls wegen Verfahren im Zusammenhang mit polnischen Zwangsarbeitern vernommen. Obwohl er eigentlich für diesen Bereich nicht zuständig war, musste er, wie er sich erinnerte, einen Fall in Gundelfingen bearbeiten. Ein Pole namens Gumulka habe sich seiner Arbeitgeberin unsittlich genähert und sich an einem kleinen Kind vergangen. Bei Beginn seiner Ermittlungen sei der Beschuldigte bereits in das Gefängnis Freiburg eingeliefert gewesen. Selber erklärte, er habe seinen Bericht ohne Strafvorschlag abgeliefert und gemeint, der Fall sei eigentlich Sache der Staatsanwaltschaft. Sein Chef habe den Vorgang jedoch an die Gestapo-Leitstelle in Karlsruhe weitergeleitet. Der Pole sei dann in Gundelfingen hingerichtet worden. Diese Aussage ließ sich im Wesentlichen bestätigen. Johann Gumulka, 1909 in Wierzbice geboren und Schuhmacher von Beruf, war als polnischer Kriegsgefangener im August 1940 zunächst auf einem landwirtschaftlichen Hof in Gündlingen bei Breisach und später in Gundelfingen beschäftigt worden. Am 25. Juni 1941 wurde er wegen angeblicher Arbeitsverweigerung im Gefängnis Freiburg „interniert“, im November in das Gefängnis Karlsruhe eingeliefert, kurz darauf in das KZ Dachau „überstellt“, von dort aber bereits am 15. Januar 1942 wieder entlassen. Er kam allerdings nicht frei, sondern erneut in das Freiburger Gefängnis. Am 12. Februar 1942 wurde er in Gundelfingen erhängt. Unterlagen über das Verfahren und über Einzelheiten der Vorwürfe waren nicht mehr auffindbar. Eugen Selbers Bereitschaft, seine Beteiligung an den Ermittlungen nicht zu verschweigen, spricht dafür, dass er seine Tätigkeit insgesamt nicht zu verschleiern suchte.

An drei weiteren Exekutionen in Bötzingen, Bollschweil und Hinterzarten habe er noch teilnehmen müssen, die entsprechenden Ermittlungen aber nicht durchgeführt, berichtete Selber weiter. Bei den Hinrichtungen, die jeweils von zwei Polen hätten durchgeführt werden müssen, habe er sich immer umgedreht, *um den eigentlichen Vorgang nicht mitanzusehen zu müssen*. [...] *Nach Todeseintritt mussten die in der Umgebung arbeitenden Polen an ihrem Landsmann vorbeigehen, was als Abschreckungsmaßnahme dienen sollte*. [...] *Nach der*

⁶⁰ StAF, F 30/1 Nr. 1956, Schreiben Selbers an das Ministerium des Innern, 21.6.1952. Selber benannte den Emmendinger Rechtsanwalt Otto Fehrenbach als Zeugen. Im Kreisarchiv Emmendingen liegen zu diesem Vorgang keine Unterlagen, ein führender Nationalsozialist namens Götz ist dort nicht nachweisbar (Gerhard Auer, Mitteilungen vom 7.4. und 27.5.2015). Im Staatsarchiv Freiburg ist die Entnazifizierungsakte eines Johann Götz aus Emmendingen (geb. 1892) überliefert, der aber hier nicht in Frage kommen kann (StAF, D 180/2 Nr. 14, C 5/1 Nr. 673). Leider nennt Selber nicht den Namen der Angeklagten bzw. Klägerin, sodass eine Recherche in den Beständen des Freiburger Staatsarchivs zum Amtsgericht Emmendingen und zur Staatsanwaltschaft Freiburg nicht möglich ist. Unterlagen der Kreisleitung Emmendingen sind im Staatsarchiv nicht überliefert (Jochen Rees, Mitteilung vom 10.4.2015). 1945 hatte Selber angegeben, die Frau sei aus Broggingen gewesen, Götz wird dort nicht als Kreisleiter bezeichnet (AOFAA, 1BAD 935). In einem Fall bei der Firma Brenzinger & Cie. soll Selber eine Anzeige gegen den polnischen Zwangsarbeiter Siegmund Skowron (1891-?) niedergeschlagen haben (Schreiben von Philipp Gerhard, 28.9.1948, ebd.). Vgl. zur literarischen Gestaltung eines Falles in Lörrach-Brombach ROLF HOCHHUTH: Eine Liebe in Deutschland, Reinbeck 1978.

*Ex.[ekution] fuhren wir dann jeweils in eine Gaststätte ausserhalb der Ex.-Gemeinde und tranken eine Kleinigkeit. Dies sollte zur Herstellung des seelischen Gleichgewichts dienen, wie es allgemein hieß.*⁶¹

Anscheinend geriet Eugen Selber innerhalb der Gestapo immer mehr unter Druck. Schon sein Verhalten in Tarnów und im Fall der Bauersfrau war als unangemessen für einen nationalsozialistischen Beamten angesehen worden. 1942 erhob SS-Obersturmführer Friedrich (Fritz) Geßler (1898-?) von der SS-Versorgungsstelle, die im selben Gebäude wie die Gestapo in der Goethestraße 33 untergebracht war – die ehemaligen Besitzer, Familie Liefmann, waren am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert worden⁶² –, den Vorwurf gegen Selber, er habe sich *über einen Befehl der SS und deren Führer gehässig und abfällig geäußert*.⁶³ Nur dem Eingreifen seines Vorgesetzten Karl Traub sei es zu verdanken gewesen, dass eine Meldung an höhere Stellen unterblieben sei. Das Missfallen gegen ihn und einen weiteren Gestapobeamten habe sich dann derart verdichtet, dass beschlossen worden sei, sie beide auf eine Dienstreise nach Konitz in Oberschlesien – heute Chojnice – zu schicken, wo sie *als unzuverlässige Gestapobeamte erschossen* werden sollten.⁶⁴ Dieser Vorgang lässt sich nicht mehr genauer aufklären.

Kurz vor Kriegsende wurden Selber noch einmal neue Aufgaben zugewiesen. Am 16. April 1945 erhielt er den Befehl, in Neustadt *Deserteure* festzunehmen, die sich im Schwarzwald zu verstecken suchten. Dies habe er jedoch nicht getan. Anschließend wurde er nach Waldshut abgeordnet. Dort war allerdings die Dienststelle der Kriminalpolizei schon abgezogen. Selber kehrte über Neustadt nach Freiburg zurück und meldete sich am 14. Mai 1945 bei den französi-

⁶¹ BA-LB, B 162/19727, Vernehmung vom 24.3.1961 (Staatsanwaltschaft Karlsruhe 22 Js 520/60 gegen Dr. Faber, alt: AR 243/59, Bd. I, Bl. 59-65, hier Bl. 62f.). Bei einer Vernehmung in derselben Sache kurz zuvor hatte Selber sich noch nicht erinnert, im Gundelfinger Fall selbst Ermittlungen angestellt zu haben: BA-LB, B 162/19732, Vernehmung vom 15.3.1961 (alt: AR 243/59, Bd. IV, Bl. 860-864). Zwischen der Haft in Karlsruhe und im KZ Dachau (Häftlingsnummer: 28747) war Gumulka noch im Gefängnis Nürnberg, zwischen dem KZ und dem Freiburger Gefängnis im Gefängnis Bruchsal gewesen. Im StAF liegt unter dem Namen Gumulka keine Akte vor (Jochen Rees, Mitteilung vom 29.5.2015). Vgl. GLA, 520 Zugang 1997-95 Nr. 78, lfd. Nr. 449 (Gefangenenbuch Karlsruhe; Martin Stingl, Mitteilung vom 1.6.2015); KZ-Gedenkstätte Dachau, Zugangsbuch Nr. 111/028726; International Tracing Service (ITS) Digital Archive, Bad Arolsen, 0.1/21961545, 1.1.6.7/10656064 (Schreibstubenkarte Dachau), 1.1.6.1/9894101 (Listenmaterial Dachau/Zugangsbuch), 1.2.2.1/11374995 (Listenmaterial Gruppe PP / Gerichtsgefängnis Freiburg), 11424753 (Listenmaterial Gruppe PP; bei den weiteren exekutierten Polen handelte es sich, worauf auch Selber hinwies, um Franz Koletzki, 2.2.1906-17.3.1942 – Bollschweil –, Stefan Kozlowski, 25.5.1921-15.1.1942 – Hinterzarten – und Johann Krol, 22.5.1899-19.5.1942 – Bötzingen –) und 11503162 mit 11575318 (Listenmaterial Gruppe PP/Polizeigegefängnis Nürnberg), 2.1.3.1/70805285 (Listen von Angehörigen der Vereinten Nationen/Landkreis Freiburg), 2.3.3.1/77515160 und 61 (Kartei der Verfolgten in der französischen Zone), 2.3.3.3/78100684 (Kartei der verstorbenen Verfolgten). Zum Verfahren bei Hinrichtungen von Polen, hier in einem Fall in Freiamt, STOLLE (wie Anm. 10), S. 248 (vgl. S. 244-252).

⁶² Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 312, 337.

⁶³ Geßler gehörte der NSDAP und der SS seit 1932 an. Er wurde später im Zusammenhang mit dem Prozess zur Aufklärung des Brandes der Freiburger Synagoge 1949 vernommen. Über eine SS-Versorgungsstelle ist bislang nichts Näheres bekannt, vermutlich handelte es sich um den „Fürsorgereferenten“ in der Freiburger SS-Einheit (Heiko Wegmann, Mitteilungen vom 7.5. und 26.6.2015).

⁶⁴ StAF, F 30/1 Nr. 1956, Schreiben Selbers an das Ministerium des Innern, 21.6.1952; vgl. AOFAA, 1BAD 935, Schreiben Selbers an den Untersuchungsausschuss, 6.9.1948: Er habe dies 1945 im Gefängnis von einer inzwischen verstorbenen Person erfahren. Ein Zeuge konnte am 30.9.1948 und 28.2.1949 das Gespräch bestätigen, sich aber nicht mehr genau an den Wortlaut erinnern. Immerhin wusste er noch, dass von einem Strafkommando die Rede gewesen war. Ein weiterer Gesprächszeuge, der Kriminalbeamte Fritz Schaffner (s. Anm. 53), wurde anscheinend nicht vernommen.

schen Militärbehörden. Eine Woche später wurde er verhaftet.⁶⁵ Ein ehemaliger Gestapo-Spitzel berichtete später Selbers Ehefrau, es sei vorgesehen gewesen, ihren Mann während einer Dienstreise *verunglücken* zu lassen, wenn sich der Einmarsch der Franzosen verzögert hätte.⁶⁶ Ob dies tatsächlich vorgesehen war, lässt sich nicht mehr herausfinden.

Internierung, Entnazifizierung, Wiedereinstellung in den Staatsdienst

Am 9. Januar 1946 wurde Eugen Selber in das Internierungslager Freiburg-Betzenhausen verlegt, wo er bis zum 24. August 1948 verblieb.⁶⁷ Alle Versuche, ihn unter Hinweis auf sein anständiges Verhalten freizubekommen, scheiterten. Ab April 1948 vertrat ihn Rechtsanwalt Walter Scheffel im Entnazifizierungsverfahren. Offenbar verstärkte sich dann aber doch die Überzeugung, dass nichts Belastendes gegen ihn vorlag. Der Untersuchungsausschuss Freiburg-Land für Internierte stufte ihn am 6. September 1948 als *Mitläufer – ohne weitere fakultative Sühne* ein. Dem widersprach die Spruchkammer Abteilung 4 für Internierte am 30. September 1948 und gruppierte Selber als *Entlasteten* ein. Das Badische Staatskommissariat für politische Säuberungen ordnete daraufhin eine Überprüfung an, da zusätzliche Zeugen aufgetreten seien. Die Spruchkammer Abteilung 3 erklärte Selber aufgrund der neuen Vernehmungen am 28. März 1949 zum *Schuldigen*. Eine erneute Überprüfung führte am 27. Juni 1949 seitens der Abteilung 1 zur Zuweisung in die Kategorie der *Minderbelasteten – mit einer Bewährungsfrist von drei Jahren*. Das Staatskommissariat ließ aber auch diesen Beschluss überprüfen. Das Urteil der Spruchkammer Abteilung 2 lautete dann am 23. August 1949 auf *Mitläufer*. Als *Sühnemaßnahme* wurde festgelegt: *Der – Die Betroffene ist nicht wählbar*. In der Begründung wird nur die Einstufung als *Mitläufer* erwähnt und hinzugefügt: *Von einer weiteren fakultativen Sühne wurde mit Rücksicht auf seine lange Internierung abgesehen*.⁶⁸ Die endgültige *Säuberungsbescheinigung* fertigte Dr. Walter Nunier (1905-1986), der Staatskommissar für politische Säuberung, am 7. November 1949 aus, der Entscheid war jedoch bereits im Amtsblatt am 28. Oktober 1949 veröffentlicht worden. Er folgte dem letzten Spruchkammerurteil, sah aber von jeglicher *Sühnemaßnahme* ab.⁶⁹

Dieser Ablauf macht deutlich, wie schwierig es war, ein angemessenes Urteil im Entnazifizierungsverfahren zu finden, welche Bedeutung einzelnen Zeugenaussagen zukam und wie sehr gerade die Einzelfallprüfung von der Zusammensetzung der Untersuchungskommission

⁶⁵ StAF, F 30/1 Nr. 1956, Spruchkammer-Entscheidung vom 23.8.1949, Begründung S. 2; AOFAA, 1BAD 935.

⁶⁶ Interview mit Ingeburg Selber, 14.3.1988.

⁶⁷ StAF, F 30/1 Nr. 1956, handschriftlicher Lebenslauf Eugen Selbers vom 20.8.1951. Zum Internierungslager, das vielfältige Kritik hervorrief, vgl. REINHARD GROHNERT: Die Entnazifizierung in Baden 1945-1949. Konzeptionen und Praxis der „Eputation“ am Beispiel eines Landes der französischen Besatzungszone, Stuttgart 1991, S. 162-171; HEIKO HAUMANN: „Und doch trifft uns, wenigstens vor Gott, manche Schuld“, in: Geschichte der Stadt Freiburg (wie Anm. 1), S. 371-386, hier S. 383f.; Alltagsnot und politischer Wiederaufbau. Zur Geschichte Freiburgs und Südbadens in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg, hg. vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg, Redaktion: PETER FÄSSLER u.a. (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 9), Freiburg 1986, S. 90. Zur Internierung und zum Entnazifizierungsverfahren siehe detailliert: AOFAA, 1BAD 935.

⁶⁸ StAF, F 30/1 Nr. 1956, Spruchkammer-Entscheidung vom 23.8.1949, mit Begründung.

⁶⁹ Ebd., Säuberungsbescheinigung vom 7.11.1949, veröffentlicht im Amtsblatt, Beilage Nr. 41-43 vom 28.10.1949, S. 350 re. Die entsprechenden Entscheidungen finden sich samt Begründungen auch in: AOFAA, 1BAD 935.

und Spruchkammerabteilung abhing.⁷⁰ Die lange Zeit der Internierung sowie das Hin und Her der Einstufungen dürften nicht dazu beigetragen haben, dass Eugen Selber seine Funktion und seine Tätigkeit als Gestapobeamter selbstkritisch reflektierte. Wahrscheinlich hat er sich in diesem Verfahren ungerecht behandelt gefühlt. So ist etwa eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Politik – namentlich gegenüber der jüdischen Bevölkerung – nicht spürbar.

Die vorübergehende Einstufung als *Schuldiger* ist vor allem auf die Aussage des Rechtsanwaltes Albert Strupp (1892-1952) zurückzuführen. Albert Strupp, wohnhaft in Ettenheim, wurde – obwohl er evangelisch war – als *Jude* und *Schutzhäftling* am 12. November 1938 in das KZ Dachau eingeliefert. Er erhielt die Häftlingsnummer 23195 und wurde am 10. Dezember desselben Jahres wieder entlassen.⁷¹ Doch er blieb im Blick der Behörden. So wurde er, nun in Freiburg wohnend, im *Verzeichnis der am 1. Februar 1941 in Baden noch wohnhaften Juden. (Volljuden und in Mischehe lebenden Juden)* aufgeführt und im Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert.⁷² Strupp hielt Selber vor, sich ausgesprochen barsch gegenüber seiner Frau und ihm verhalten zu haben. Mehrfach habe er ihn gerügt, den *Judenstern* nicht vorschriftsmäßig angebracht zu haben. Selber habe ihn zusammen mit anderen Juden im Februar 1945 nach Theresienstadt *deportiert* und auch weitere *Judentransporte* durchgeführt. Außerdem benannte er zusätzliche Belastungszeugen. So habe Selber in mindestens zwei Fällen Begegnungen zwischen Verlobten verboten, weil sie gegen die nationalsozialistischen Bestimmungen über die Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden verstoßen hätten. Zwar erwies sich dieser Vorwurf als zutreffend, es stellte sich aber heraus, dass Selber die Kontakte nicht weiter verfolgt und sich sein Verhalten keineswegs nachteilig für die Betroffenen ausgewirkt hatte. Sein barsches Auftreten bei verschiedenen Gelegenheiten ließ sich dadurch erklären, dass dabei jeweils andere Gestapobeamten anwesend waren – wenn er unter Beobachtung stand, lag es nahe, nicht zu freundlich gegenüber Juden zu sein.⁷³ Im Laufe der Vernehmungen milderte im Übrigen das Ehepaar Strupp seine Beschuldigungen, *so dass auch aus diesem Verhalten sich keine Belastung für den Betroffenen ergab*, wie die Spruchkammer feststellte. Vor allem Strupps Ehefrau Luise-Charlotte (Lieselotte, 1903-?) scheint sehr zur Abschwächung beigetragen zu haben.⁷⁴

Mit der *Säuberungsbescheinigung* waren Eugen Selbers existenzielle materielle Sorgen keineswegs behoben. Aufgrund einer Weisung der französischen Militärregierung durften ehemalige Gestapobeamte nicht wieder in den Staatsdienst eingestellt werden. Nach kurzer Zeit der Erwerbslosigkeit war Selber ab Oktober 1948 als Hilfsarbeiter bei der Freiburger Firma Heinrich Wuhrmann beschäftigt worden, die Druckerzeugnisse vertrieb. Mit seinem Lohn konnte er allerdings den Lebensunterhalt seiner Familie mehr schlecht als recht sichern. Die erwähnte Eingabe des ehemaligen Oberstaatsanwaltes Eugen Weiß, die er an den Minister des Innern richtete, führte ebenso wenig zur Wiedereinstellung in den öffentlichen Dienst wie weitere äh-

⁷⁰ Vgl. insgesamt GROHNERT (wie Anm. 67).

⁷¹ KZ-Gedenkstätte Dachau, Zugangsbuch Nr. 104 / 23187; ITS Digital Archive, Bad Arolsen, 0.1 / 42944713 (Schreibstubenkarte Dachau), 1.1.6.1 / 9892626 (Zugangsbuch Dachau).

⁷² StadtAF, C5/2587; ITS Digital Archive, Bad Arolsen, 1.2.1.1 / 11201161 (Transportlisten Gestapo), 1.1.42.2 / 5101911 (Kartei Theresienstadt), 1.1.42.2 / 4956875 (Zimmerlisten Theresienstadt), 3.1.1.3 / 78772363 (Erfassung von befreiten ehemaligen Verfolgten an unterschiedlichen Orten, Shārit ha-Plātah, vol. III, 1945, dabei wird Strupp unter den Juden aus Theresienstadt geführt).

⁷³ AOFAA, 1BAD 935, Aussagen Strupps, 8.11.1948, 25.1.1949 und 28.3.1949, sowie weitere Vernehmungen und die Einlassung von Rechtsanwalt Scheffel, 26.2.1949.

⁷⁴ StAF, F 30/1, Nr. 1956, Spruchkammer-Entscheidung vom 23.8.1949, Begründung S. 3; AOFAA, 1BAD 935.

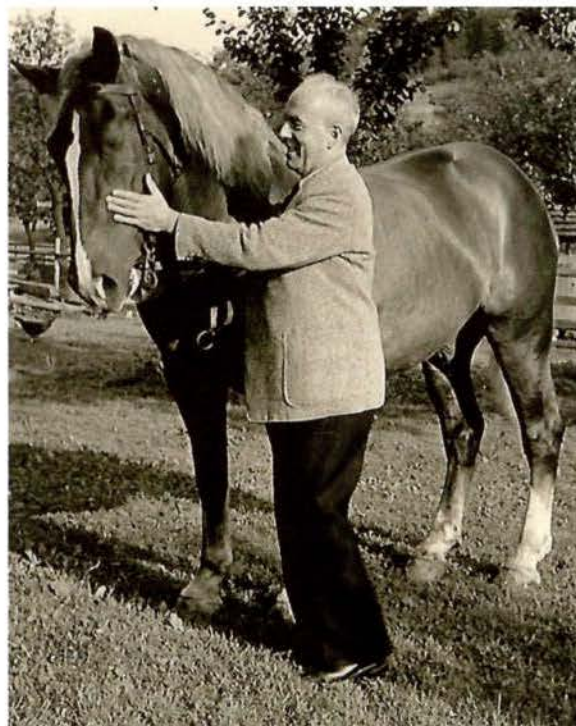


Abb. 8 und 9 Eugen und Elisabeth Selber in den 1950er-Jahren zu Besuch auf dem Bauernhof in Burg/Höfen, in dem die Familie nach dem Bombenangriff auf Freiburg 1944 untergekommen war (Privatarchiv Ingeburg Selber).

liche Empfehlungen. So wandte sich ohne Erfolg etwa am 5. August 1950 Karl Frick, früherer Verwalter *reichsfeindlichen und jüdischen Vermögens*, in Absprache mit dem CDU-Abgeordneten Hermann Kopf (1901-1991) an den badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb (1888-1955) mit der Bitte, Selber wieder in den Staatsdienst aufzunehmen. Dieser habe ihm *oft sehr wertvolle Winke und manchen wertvollen Rat erteilt [...], der mich in die Lage versetzte, alle meine jüdischen Verwaltungen bis zum Kriegsende in der Hand zu behalten, oder Schädigungen von solchen fernzuhalten*. Als Selber in einem eigenen Gesuch am 13. Mai 1950 die schwierige Lage seiner Familie beschrieb und darauf hinwies, dass sie während seiner Inhaftierung auf *Almosen des Fürsorgeamtes* angewiesen gewesen sei, vermerkte der Leser im Ministerium am Rande mit roter Tinte sarkastisch: *andere auch!* Immer wieder betonte Eugen Selber in seinen Anträgen, dass er stets *pflichtbewusst* gehandelt und sich zugleich *als Mensch gezeigt* habe.⁷⁵

Am 11. Mai 1951 war ein Gesetz zur Regelung des Grundgesetzartikels 131 verabschiedet worden, das Personen, die im „Dritten Reich“ im öffentlichen Dienst beschäftigt gewesen und nach 1945 entlassen worden waren, die Möglichkeit eröffnete, wieder in diesen einzutreten. Selber hoffte nun auf mehr Erfolg. Der Personalrat wandte sich allerdings am 3. Januar 1952 strikt dagegen, ehemalige Gestapo-Angehörige im Polizeidienst zu beschäftigen. Ab Februar 1952 konnte Selber trotzdem wieder als Angestellter bei der Polizeidirektion Freiburg, ab März im Badischen Entschädigungsgericht arbeiten (Abb. 10). Die neue Gesetzlage erlaubte es dann sogar, Selber erneut in das Beamtenverhältnis zu übernehmen. Der Personalrat stimmte diesmal zu, bat aber darum, ihn nicht – wie geplant – in der Registratur der Polizeiabteilung einzustel-

⁷⁵ StAF, F 30/1 Nr. 1956, die letzten Zitate in: Schreiben Selbers an das Ministerium des Innern, 13.5.1950 und 21.6.1952. Frick hatte bereits am 27.7.1945 zugunsten Selbers nach dessen Verhaftung ausgesagt, AOFAA, 1BAD 935.



Abb. 10 Eugen und Elisabeth Selber, vermutlich zu Beginn der 1950er-Jahre. Das Ehepaar wirkt heiter und gelöst – vielleicht ein Zeichen, dass die Anspannung der vorangegangenen Jahre ein Ende hatte (Privatarchiv Ingeburg Selber).



Abb. 11 Eugen Selber, um 1975 (Privatarchiv Ingeburg Selber).

len. So wurde Selber ab Januar 1953 als Regierungsassistent, dann als Regierungssekretär und ab 1957 als Regierungsobersekretär in der Registratur des Regierungspräsidiums tätig. Im selben Jahr gab das baden-württembergische Innenministerium auch seinem Ersuchen statt, ihm seine Zeit in der Gestapo auf das Besoldungsdienstalter anzurechnen. Im März 1956 hatte er eine Ehrenurkunde des Landes für 40-jährige Tätigkeit im öffentlichen Dienst erhalten. Zum 1. Juli 1961 trat er in den Ruhestand, wurde jedoch noch bis Ende Januar 1962 als Aushilfskraft im Angestelltenverhältnis beschäftigt. 1961 war er darüber hinaus vom Amtsgericht Freiburg als Vormund von zwei Brüdern bestellt worden. Am 9. Juni 1982 ist Eugen Selber in Freiburg gestorben, vier Jahre später verstarb seine Frau (Abb. 11).⁷⁶

Schluss

Eugen Selber tritt uns in den Quellen als ein Mensch entgegen, dem seine Familie viel bedeutete und der seine Kindheit in Armut nicht vergaß. Nach den Worten seiner Tochter war er ein guter Ehemann und Vater, der ihr eine überwiegend harmonische Kindheit ermöglichte. Fotografien deuten seine Tierliebe an. Seinen Kameraden im Ersten Weltkrieg fühlte er sich immer verbunden. Vermutlich übte auch die Kriegserfahrung eine prägende Wirkung auf ihn aus. Seine Befürwortung von Ordnung und klaren Hierarchien, seine Korrektheit und sein Gehorsam gegenüber Vorgesetzten wurden wahrscheinlich davon mitbestimmt. Politisch scheint er sich konservativ ausgerichtet zu haben, eine eindeutige Orientierung ist in den Quellen jedoch nicht

⁷⁶ StAF, F 30/1 Nr. 1956; Unterlagen und Mitteilungen von Ingeburg Selber. Die Ernennungsurkunde zum Beamten auf Lebenszeit datiert vom 6.2.1953.

zu erkennen. Eugen Selbers Verhalten namentlich während der nationalsozialistischen Herrschaft macht sichtbar, dass es selbst in der Gestapo möglich war, sich Handlungsspielräume zu bewahren.

Selber war kein Held, er hat keinen aktiven Widerstand geleistet. Seine Überführung in die Gestapo, die mit einem Eintritt in die NSDAP und SS verbunden war, nahm er hin, weil für ihn ein Ungehorsam gegenüber seiner obersten vorgesetzten Behörde nicht in Frage kam und weil er die materielle Sicherheit seiner Familie nicht gefährden wollte. Darüber hinaus dürfte er kaum vorausgesehen haben, was im Dienst auf ihn zukommen würde. Als er aber merkte, dass die von ihm geforderten Tätigkeiten nicht mit seinem katholischen Glauben sowie mit seinen Überzeugungen und Wertvorstellungen in Einklang standen, geriet er in einen Zwiespalt zwischen Pflichtbewusstsein und Gewissen. Was sollte er tun? Wem sollte er folgen? Überblicken wir die zugänglichen Quellen, so bleiben Widersprüche und offene Fragen.

Einige Vorgänge lassen sich nicht mehr vollständig aufklären. Wir wissen nicht, ob er vielleicht doch bei verbrecherischen Handlungen anwesend oder sogar aktiv beteiligt war, selbst wenn sein Name in den Quellen nicht genannt wird. Doch es sieht so aus, als ob er sich häufig derartigen Vorgängen entziehen konnte. Wenn es nicht anders ging, führte er zwar die Befehle und Anordnungen aus, bemühte sich indessen, bedrohten und verfolgten Menschen zu helfen. Je nach Situation warnte er vor Verhaftungen und Deportationen, er unterrichtete Verhaftete von den der Gestapo vorliegenden Informationen, er trachtete danach, durch seine Ermittlungen Beschuldigte zu entlasten, er war bestrebt, den Menschen, die er nicht auf andere Weise unterstützen konnte, wenigstens ihr Los zu erleichtern, indem er sie mit Lebensmitteln versorgte oder sie einfach zuvorkommend behandelte. Möglich war das, weil er offenbar davon ausgehen konnte, dass ihn seine Kollegen, mit denen er unmittelbar zusammenarbeitete, nicht denunzieren würden, weil er als Gestapobeamter eine gewisse Autorität genoss und weil er einem Netzwerk von Freiburger Persönlichkeiten angehörte, die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüber standen. Selber dürfte seine Handlungsspielräume nicht strategisch planend abgewogen haben. Aber er schätzte anscheinend die jeweilige Situation danach ein, wie er in seinem Zwiespalt handeln konnte, und entschied sich dann entsprechend. Eugen Selber blieb ein Rädchen im System des Nationalsozialismus, er tat seine Pflicht im Interesse dieses Systems. Immerhin versuchte er dabei, sich anständig zu verhalten und trotz aller Kompromisse seiner inneren Überzeugung zu folgen. Vielleicht gelingt es der weiteren Forschung, einen Begriff für Menschen mit einem derartigen Verhalten wie Selber zu finden, die aus den gängigen Kategorien – NS-Täter oder Widerstandskämpfer, Schuldiger, Mitläufer oder Entlasteter – herausfallen. Alternativen des Handelns unter der nationalsozialistischen Herrschaft werden dabei sichtbar.

Aber es war eine Verschleppungsaktion ...
Die Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt
am 13. Februar 1945

Von
PETER KÜNZEL

Flucht

Es war im Februar 1945. Mein Mann war schon im Dezember 44 zu den nach Hinterzarten ausquartierten beiden Töchtern gegangen, weil die Gestapo ihn zum Schippen einziehen wollte. Ich ging nicht mit, ich hätte ihn gefährden können. Außerdem mußte jemand in der Wohnung bleiben, um die Post auf Umwegen nachzuschicken und etwaige Recherchen abzufangen. Auch mußte ich den Kanarienvogel, der etwas krank war, versorgen. In Hinterzarten waren die Zimmer nur mit einem elektr. Öfchen notdürftig heizbar (zu kalt für den Vogel).

Freunde hatten mir längst einen guten Unterschlupf im Schwarzwald angeboten. Ich wollte und konnte (aus inneren Gründen) nicht fort. Am 13. Februar war der Geburtstag des Pfarrers der Christuskirche. Um 7 Uhr war dort im Gemeindesaal immer Morgenandacht. An diesem Morgen wollte ich außerdem eine selbstgezoogene Hyazinthe hinbringen, Hyazinthen gehörten seit den Kindertagen zu seinem Geburtstag. Und es gab ja seit dem Großangriff vom 27. November 44 in Freiburg keine Blumen mehr zu kaufen. Als ich gegen halb zehn – nach Einkäufen – zurückkam, war die Nachbarschaft sehr aufgeregt. Ein Mann sei dagewesen, schon um drei-viertel sieben Uhr früh, habe mich im ganzen Haus gesucht, und die Nachricht hinterlassen, ich solle mich bis 11 Uhr in der Goethestraße Nr ... melden, persönlich. Ich sah im Adreßbuch nach: ja, das war die Hauptstelle der Gestapo. Der Weg zu Fuß – eine Straßenbahn gab es ja längst nicht mehr – war eine Dreiviertelstunde. Nun, wenn man etwas von mir wollte, man konnte ja nochmal kommen. Ein rotes Rad habe der Betr. gehabt, wurde mir noch berichtet.

Ich packte meine Einkäufe aus und fing an zu kochen auf dem Kohlenherd (Gas gab es keins mehr). Ich wollte wenigstens noch in Ruhe essen – wenn ich wirklich dorthin mußte. Ein halbe Stunde später klopfte es stark an der Glastür (Strom war ja keiner mehr da). Ich sah aus dem Küchenfenster – unten stand ein rotes Rad. Da wußte ich Bescheid [...].¹

So beginnt der Bericht über ein persönlich erlebtes, dramatisches Ereignis gegen Ende des Krieges. Der Verfasserin Gertrud Gurlitt, in der Freiburger Burgunderstr. 30 wohnhaft, ist offenbar bewusst, dass sie sich augenblicklich in einer bedrohlichen Lage befindet. Soll sie, ohne zu zögern, dem Willen der Gestapo nachkommen und sich als Jüdin einem unbestimmten Schicksal ausliefern – oder kann sie es wagen, unter Umgehung dieses Befehls die in Hinterzarten ausquartierte Familie zu besuchen und sie über ihre eigene Bedrohung zu informieren? In beiden Fällen würde sie ein großes Risiko eingehen und mit Maßnahmen gegen ihre Freiheit rechnen müssen. Und um beide Optionen in Ruhe gegeneinander abzuwägen, bleibt ihr keine Zeit.

¹ Aus einem Bericht von Gertrud Gurlitt über ein persönlich erlebtes Ereignis im Frühjahr 1945, aufgeschrieben etwa 1957. Abdruck mit freundlicher Erlaubnis von Christoph Gurlitt, Enkel der Verfasserin.



Abb. 1 Goethestr. 33 in Freiburg, 1941 enteignet und von der Gestapo übernommen
(StadtAF, M 70 S 202-27 Nr. 504).

Im folgenden Beitrag soll zunächst die Situation der oben genannten Familie beleuchtet werden. Von diesem Einzelfall ausgehend – Wilibald Gurlitt war als „Arier“ eingestuft und die Ehe damit als „Mischehe“ klassifiziert – wird das wechselvolle Schicksal solcher Verbindungen und deren Kinder, den sogenannten „Mischlingen“ untersucht.² Es folgt ein kurzer Blick auf die Kriegslage zu Beginn des Jahres 1945, zu der auch die Hintergründe des verheerenden Bombardements auf Freiburg vom November 1944 gehören. Wie weitreichend dessen Folgen waren, soll der anschließende Bericht über die Planung und den Verlauf der Deportation nach Theresienstadt darlegen, zu welcher 15 jüdische Bürger aus Freiburg neben vielen anderen aus Baden noch am 13. Februar 1945 gezwungen wurden. Alle waren, weil sie einer „Mischehe“ zugehörten, zu letzten Opfern der Verfolgung geworden.

² Im Zusammenhang mit rassenideologischen Kategorien des Nationalsozialismus kennzeichnen wir die entsprechenden Begriffe durch Anführungszeichen. Das gilt auch für das Wort „Mischehe“, weil damit im Sprachgebrauch des Regimes Lebensgemeinschaften bezeichnet wurden, von denen ein Partner nach seiner „rassischen“ Definition Jude war. Vgl. BEATE MEYER: „Jüdische Mischlinge“. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945, Hamburg 1999, S. 20f.

Familie Prof. Dr. Wilibald Gurlitt

Wilibald Gurlitt, 1889 in Dresden geboren, beginnt seine berufliche Laufbahn 1919 in Freiburg und erreicht mit der ordentlichen Professur in Musikwissenschaft 1929 eine frühe Karriere.³ Seine fachlichen Verdienste sind unbestritten; in der akademischen Welt des In- und Auslandes genießt er hohes Ansehen; bei wissenschaftlichen Kolloquien ist er ein beehrter Teilnehmer. Alles ändert sich mit Beginn des Jahres 1933. Zwar kann er den ersten Angriff des neuen Regimes gegen jüdische Staatsbeamte – er gilt damals fälschlicherweise als „Vierteljude“ – mit seiner Eigenschaft als „Frontkämpfer“ noch parieren.⁴ Jedoch ist die Studentenschaft ihm gegenüber zunehmend feindlich eingestellt, da er nicht „in der Partei“ ist; und bei Fachkollegen machen sich interne Animositäten breit, die mit der Waffe der fehlenden „Rassenreinheit“ leichtes Spiel haben, gegen ihn zu operieren.

Aber erst 1937 werden ihm die jetzt verschärft angewandten Bestimmungen des Berufsbeamtengesetzes zum Verhängnis. Sie sehen Ausschlussmaßnahmen gegen „jüdisch versippte“ Hochschullehrer vor, gegen solche also, die als „Arier“ mit einem Juden/einer Jüdin oder einem „Mischling“ verheiratet sind. Das trifft für Gurlitt zu.⁵ Er ist seit 1918 verheiratet mit Gertrud, 1894 in Mannheim geboren. Beide Eltern sind jüdischer Herkunft; wie die Eltern ist sie evangelisch getauft. Zwar gibt es immer noch Umstände, die eine Zwangszurruhesetzung verhindern können und wesentlich in der Entscheidungsbefugnis des Rektors der Universität liegen. Dennoch findet Gurlitt vor diesem keine Gnade: Er sei *auf die Dauer für Freiburg nicht tragbar [...] den besonderen Aufgaben auf dem Gebiet der Musikwissenschaft nicht gerecht; er könne bei offiziellen Veranstaltungen der Universität und der Stadt Freiburg nicht herausgestellt werden.* Als Sachse wurzele er ohnehin nicht im alemannischen Raum und wäre am besten in das *Innere des Reichsgebietes* zu versetzen, so Rektor Metz.⁶

Mit Schreiben vom 25. Juni 1937 an den Rektor wird Gurlitt vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung zum Ende des Jahres 1937 in den Ruhestand versetzt. Seinem Protest ist kein Erfolg beschieden. Umsonst führt er an, dass er sich *immer und überall zu den aufbauenden und kulturschöpferischen Mächten in Volk, Staat und Geistesleben bekannt und gehalten habe und sich seinem geleisteten Beamteneid gemäß an Treue zu Volk und Führer von niemandem übertreffen lassen (werde). Heil Hitler.*⁷

Mit seiner Suspendierung gehen empfindliche Maßnahmen einher. Für die nächsten acht Jahre werden Gurlitt Lehre, Forschung und Publikation untersagt sowie ihm und seiner Frau das Betreten der Universität verboten; die Mitgliedschaft als Angehöriger der musikwissenschaftlichen Welt wird gelöscht und keine ausländischen Kontakte erlaubt. Der erzwungene Rückzug auf den privaten Bereich wird durch die Überwachung seiner Familie überschattet. So stehen

³ Staatsarchiv Freiburg (StAF), F 196/1, Nr. 6304 (Wilibald Gurlitt); Universitätsarchiv Freiburg (UAF), B 24/1127 und 1128; BERND MARTIN: Die Entlassung der jüdischen Lehrkräfte an der Freiburger Universität und die Bemühungen um ihre Wiedereingliederung nach 1945, in: Freiburger Universitätsblätter 129 (1995), S. 7-46.

⁴ §3 (2) des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.1933. Zitiert nach: Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung, hg. von JOSEPH WALK, Heidelberg ²1996, S. 12.

⁵ Erlass des Reichserziehungsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 8.4.1937. Er sieht die Zwangspensionierung des Beamten unter Gewährung der Ruhebezüge vor, d.i. 75 % des regulären Gehaltes. Ebd., S. 187.

⁶ Brief von Rektor Metz an den Reichsminister für W, E und V vom 28.10.1936, UAF, B 24/1127.

⁷ Ebd.

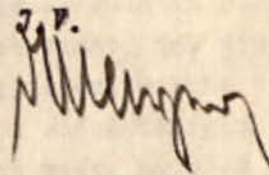
Der Landgerichtspräsident

Freiburg i. Br., den 20. April 1933.
~~StAF 196/1-4039~~
Hindenburgplatz 2

Nr. 498.

Gesetz über die Zulassung zur
Rechtsanwaltschaft.

Ich werde darauf aufmerksam gemacht, dass Sie
nicht arischer Abstammung seien.
Da mir dies nicht bekannt ist und auch aus Ihren
Dienstakten sich hierüber nichts ergibt, übersende ich
Ihnen für den Fall, dass die mir gemachte Mitteilung
richtig sein sollte, einen Auszug aus dem Erlass des
Herrn Justizministers vom 11. April 1933 Nr. 21860 zur
Veranlassung des Weiteren.

J. P.


Herrn
Rechtsanwalt Strupp
Ettenheim.

Abb. 2 Schreiben an den jüdischen Rechtsanwalt Albert Strupp vom April 1933 (StAF, F 196/1-4039).

mit vier Kindern zwischen neun und 18 Jahren in der allernächsten Zeit vielfältige Probleme ihrer Ausbildung an, deren freie Wahl von den Behörden massiv eingeschränkt wird.⁸ Ab dem Jahr 1943 muss er zusehen, wie der Schutz, welchen die „Mischehe“ bislang seiner Ehefrau als dem jüdischen Partner bot, nicht nur diesem, sondern zunehmend auch ihm selbst als dem „arischen“ Teil der Partnerschaft verloren geht.

Ungelöste Probleme: „Mischehen“, „Mischlinge“

Entscheidende Nahtstelle für die politische Behandlung der „Mischehe“ waren die Nürnberger Gesetze vom 15. September 1935 und die nachfolgenden Verordnungen.⁹ In ihnen wurden zunächst die Definitionen für „Juden“ und „Mischlinge ersten und zweiten Grades“ festgelegt. Sodann wurden Ehen zwischen Juden und „Staatsangehörigen deutschen und artverwandten Blutes“ verboten und der Rassenschande gleichgestellt. Die vor dem obigen Datum geschlossenen Ehen waren davon zwar nicht tangiert, in der Folge jedoch der zunehmenden Diskriminierung beider Partner ausgeliefert.

Im Dezember 1938 erfolgte durch eine Weisung Hitlers die Trennung in „privilegierte“ und „nicht-privilegierte Mischehen“.¹⁰ Sie war Teil einer Flut gesetzgeberischer Maßnahmen, die im Gefolge der Reichspogromnacht in den nächsten Monaten erging. Die Unterscheidung hing davon ab, ob die Frau oder der Mann jüdisch war, ob Kinder vorhanden waren und wenn ja, ob diese im christlichen oder jüdischen Glauben erzogen waren. Als die „Privilegierung“ begründende Faktoren galten vornehmlich der „arische“ Ehemann und die christliche Erziehung der Kinder. Ihre Tragweite zeigte sich nach außen für jedermann sichtbar, als der jüdische Teil

⁸ Dietrich Gurlitt, geb. 1919, konnte sein begonnenes Studium der Geologie in Bonn fortsetzen. Im Gespräch mit ihm im Oktober 2014 glaubten meine Frau und ich, eine Art „Großherzigkeit“ herausgehört zu haben, mit welcher sich der Freiburger Rektor für ihn einsetzte, um die schamlose Haltung gegenüber seinem Vater „wiedergutzumachen“. Auch Friedemann, geb. 1920, bekam die Rückendeckung der Universität, als er nach Arbeits- und Wehrdienst studieren wollte: *Friedemann G. ist eine durchaus nordische Erscheinung mit keinerlei jüdischen Merkmalen. Er hat bei seiner persönlichen Vorstellung den besten Eindruck hinterlassen. Da auch sein militärischer Vorgesetzter seine Dienstfreudigkeit und Einsatzbereitschaft anerkannt hat, trage ich keine Bedenken, den Antrag aufs beste zu unterstützen*, Metz an Ministerium, März 1942. Jetzt blockiert aber dieses und untersagt ihm als „Mischling“ die Aufnahme eines ordentlichen Studiums, gestattet ihm nur die Teilnahme an Vorlesungen als Gasthörer. Uta, geb. 1928, muss mit Vollendung ihrer Pflichtschulzeit die weiterführende Schule verlassen. StAF, F 196/1, Nr. 6304 (Wilibald Gurlitt). Gabriele, geb. 1922, machte 1940 den Schulabschluss am Freiburger Friedrich-Gymnasium und war dann in der evangelischen Gemeinde Gengenbach tätig. Weder in der Schule noch in der Gemeinde hat sie Ausgrenzung oder Verfolgung erfahren. Dankenswerte Auskunft von Dietrich Gurlitt (E-Mail vom 4.7.2015).

⁹ Sonderrecht (wie Anm. 4), S. 139. Die Unterscheidung legte fest: „Juden“, d.h. Personen mit drei oder vier jüdischen Großeltern; „Geltungsjuden“, d.h. Personen mit zwei jüdischen Großeltern und am 15.9.1935 der jüdischen Religion angehörig oder mit einem Juden verheiratet; „Mischlinge ersten Grades“, d.h. Personen mit zwei jüdischen Großeltern, aber nicht der jüdischen Religion angehörig, sie werden als „Halbjuden“ bezeichnet; und „Mischlinge zweiten Grades“, d.h. Personen mit nur einem jüdischen Großelternanteil. Zur Gesamtproblematik der Definitionen siehe MEYER (wie Anm. 2), S. 101ff.

¹⁰ MEYER (wie Anm. 2), S. 30f. Vgl. auch UWE DIETRICH ADAM: *Judenpolitik im Dritten Reich*, Düsseldorf 2003, S. 151ff. Beide Begriffe traten nur im nicht-amtlichen Sprachgebrauch auf; sie sind nie in gesetzgeberischer Form, sondern nur als „Willensmeinung des Führers“ in Kraft getreten. Siehe hierzu: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland*, Bd. 2: *Deutsches Reich 1938-August 1939*, hg. von SUSANNE HEIM, München 2009, Dokument 215.

dieser Art von Partnerschaft nicht dem Tragen des „Judensterns“ unterworfen war – im Falle der „Nicht-Privilegierung“ war er zu seinem Tragen verpflichtet. Daneben wurden solche Ehen gezwungen, in „Judenhäuser“ zu ziehen; ohne polizeiliche Erlaubnis war ihnen verboten, den Bereich ihrer Wohngemeinde zu verlassen, und ihr Vermögen wurde gesperrt.¹¹

Dieses harte Vorgehen gegen „einfache Mischehen“ darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass seit Beginn des Krieges gleichermaßen allen Juden sowie allen in „Mischehen“ lebenden Partnern und Kindern zahllose Verbote, die alle Bereiche ihres gesellschaftlichen Lebens betrafen, auferlegt wurden. Mit fortschreitender Kriegsdauer, besonders seit der erweiterten Frontstellung im Kampf gegen die Sowjetunion seit Herbst 1941 war eine Rücksichtnahme auf jüdische Belange nicht mehr zu erwarten; neben dem Kampf im Osten sollte „gleichzeitig das Judentum als der ‚innere Feind‘ vernichtend getroffen werden“.¹² Die Festlegung, dass der jüdische Teil der Ehe durch den „arischen“ Partner vor einer Deportation geschützt war, blieb aber vorerst noch unangetastet.

Die Beschlüsse der Wannseekonferenz 1942 leiteten eine neue Phase im Umgang mit dem Problem „Mischehe“ ein. Jetzt wird diese verhasste Konstruktion, deren endgültige Lösung man über zehn Jahre wegen verschiedener Rücksichtnahmen vor sich hergeschoben hatte, in den Prozess des organisierten Judenmordes einbezogen.¹³ Als Alternativen diskutierten die Teilnehmer: die sofortige Deportation des jüdischen Partners oder eine Zwangsscheidung beider Mischehearten. Eine Entscheidung dieser Radikalität wurde aber bis Kriegsende vertagt. Allerdings ergingen in der Folgezeit Maßnahmen, die dem Ziel der Ausrottung allen jüdischen Lebens immer näherkamen:

- ab 1943 wurden Juden, deren nicht-jüdischer Mischehepartner verstorben war oder die Ehescheidung veranlasst hatte, deportiert.
- vom selben Jahr an wurden die jüdischen, ein Jahr darauf auch die „jüdisch versippten“ Ehepartner zur Zwangsarbeit herangezogen.
- seit Beginn 1945 fiel endgültig der lebensrettende Schutz, den bislang alle jüdischen Ehepartner durch die „Mischehe“ erhalten hatten. Sie wurden in das Lager Theresienstadt deportiert.

Auch den Kindern solcher Ehen galt die jahrelange Aufmerksamkeit von Staats- und Parteiführung. Sollte man sie – einfach formuliert – eher als „Arier“ oder als Juden behandeln, eher als Teil der „arischen Herrenrasse“ privilegieren oder wegen ihrer „rassischen Minderwertigkeit“ ausrotten? Diese Alternative blieb schließlich ungelöst, war aber in den einzelnen zu beobachtenden Phasen stets präsent.

In einem ersten Zeitraum bis 1935 wurden „Mischlinge“ wie Juden behandelt und denselben Pressionen ausgesetzt. Das Berufsbeamtenengesetz strafte sie mit der gleichen Unerbittlichkeit wie alle „volljüdischen“ Beamten, ungeachtet ihrer etwa 90%igen Zugehörigkeit zu einer der beiden christlichen Kirchen. Zunehmend engten dann Einschränkungen in den Studiermöglichkeiten die Ausbildungsvielfalt ein, beginnend mit Pharmazie und den Erziehungswissenschaften. Für die männliche Jugend galt die Zulassung zum 1935 eingeführten allgemeinen Wehrdienst noch als eine vorberufliche Option.

¹¹ Am Beispiel von Hamburg: BEATE MEYER: Mischehen/»Mischlinge«, in: www.dasjuedischehamburg.de (Stand: 22.04.2015).

¹² ADAM (wie Anm. 10), S. 234. Zu der Vielzahl ausgrenzender Bestimmungen siehe ebd., S. 151ff. und 184ff.

¹³ Ebd., S. 222ff.

Mit den Nürnberger Gesetzen 1935 wurden die „Mischlinge“ nicht mehr automatisch den Juden zugerechnet, sondern unterstanden jetzt einer Gesetzgebung eigener Art. Es war ein Nebeneinander von Bestimmungen integrativer und repressiver Art: Einerseits konnten sie im Heeresdienst verbleiben ohne allerdings Vorgesetzte zu werden. Andererseits waren ihnen Ehen mit „arischen“ Partnern nicht erlaubt.

Mit der 1938 getroffenen Unterscheidung der beiden Arten von „Mischehen“ waren auch die Kinder Begünstigte oder Opfer der Maßnahmen. So mussten sie, sofern sie älter als sechs Jahre waren und dem jüdischen Glauben angehörten, den „Judenstern“ tragen und dieselben Repressalien wie ihre Eltern erleiden.

In den ab Anfang 1942 stattfindenden und mit der „Endlösung der Judenfrage“ beauftragten Konferenzen konnten sich die Teilnehmer erneut nicht auf eine definitive Lösung in der „Mischlings“-Frage einigen. Alle radikalen Vorschläge – Sterilisation, Evakuierung in ein grenznahe Gebiet, Deportation als Juden, Verbleiben im Reich – wurden verworfen und stattdessen die „Sondergesetzgebung“ verschärft: So verbot man ihnen ab Juli 1942 den Besuch weiterführender Schulen nach dem 14. Lebensjahr und die Aufnahme beim Wehrdienst. Ein Jahr später – in Freiburg erst Mitte 1944 – mussten sie und „jüdisch Versippte“ damit rechnen, überall im Reich und in den eroberten Gebieten für Arbeiten der Organisation Todt (OT) eingesetzt zu werden. Offenbar waren die Zwänge, die der Kriegsverlauf den Verantwortlichen jetzt auferlegte, entscheidender als das Beharren auf einer rassenideologisch begründeten Ausrottungspolitik. Aber die Betroffenen befanden sich in den sehr oft gefährlichen Kommandos der OT wieder an vorderster Front und mussten ähnlich um ihr Überleben bangen wie diejenigen aus „nicht-privilegierten Mischehen“, die wegen ihres jüdischen Bekenntnisses im Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert wurden.¹⁴

Fritz und Else Geismar – eine „privilegierte Mischehe“ aus Freiburg

Fritz Geismar, 1896 als Sohn jüdischer Eltern in Vöhrenbach geboren, erlernt nach der Mittleren Reife im elterlichen Textilgeschäft seines Vaters in Freiburg den kaufmännischen Beruf. Nach Abschluss der Lehre nimmt er als Infanterist am Ersten Weltkrieg teil. 1921 heiratete er Else, geb. Reich, evangelischen Glaubens. Dem Ehepaar wird 1939 nach 18 Jahren der lang ersehnte Sohn Klaus geboren.¹⁵

Im Jahre 1921 tritt Fritz Geismar als Expedient bei der Firma MEZ in Freiburg ein, verliert seine Stellung jedoch 1931 infolge der allgemeinen Wirtschaftskrise und fällt in die Arbeitslosigkeit. Mit Antritt der neuen Regierung 1933 sinken seine Chancen drastisch, als Jude – selbst mit der klassischen Ausbildung als Kaufmann – eine Anstellung zu bekommen. Ab März 1934 übernimmt ihn jedoch die jüdische Firma Weinheim, Garn Großhandlung in der Talstraße, als Faktotum für alles – er ist Packer und Ausläufer und manchmal sogar Kaufmann.

Offensichtlich hat Geismar diesen Posten aus sozialer Rücksichtnahme erhalten, denn die Geschäfte bei Weinheims verlaufen zu diesem Zeitpunkt infolge der antijüdischen Diskriminierungen bereits rückläufig. Der Tod ihres Mannes 1938 und die in vollem Gang stehende Arierisierungswelle zwingen Frau Weinheim zum Verkauf des Unternehmens. Für einen kurzen

¹⁴ Zu den einzelnen Phasen: MEYER (wie Anm. 2), S. 96ff.; ADAM (wie Anm. 10), S. 222ff; MICHAELA RAGGAN: „Mischlinge“ und „Geltungsjuden“, in: Alltag im Holocaust, hg. von ANDREA LÖW, DORIS L. BERGEN und ANNA HAJKOVA, München 2013, S. 92ff. Zur Organisation Todt: Enzyklopädie des Holocaust, Bd. 2, Berlin 1993, S. 1071f. (Stichwort OT).

¹⁵ StAF, F 196/1, Nr. 1871 (Fritz Geismar); ebd., F 196/2, Nr. 2575 (Else Geismar).

Moment glaubt Geismar, im Namen seiner „arischen“ Ehefrau das Geschäft erwerben zu können. Doch die Antwort der Freiburger Handelskammer macht diesen Hoffnungsfunken schnell zunichte: Else hätte sich dazu von ihm als Juden scheiden lassen müssen – und dazu ist sie nicht bereit.

Obwohl in einer „privilegierten Mischehe“ lebend, wird er im November 1938 nach Dachau deportiert. Dort erleidet er die erbarmungslose Härte des Regimes und kehrt einen Monat später mit einer nachhaltigen Beeinträchtigung seiner Gesundheit zurück. Erneut fällt er in die Arbeitslosigkeit; ein kleiner Trost mag sein, dass er sich voll und ganz dem Neugeborenen widmen kann.

Dann rettet ihn der Gartenbaubetrieb Ludwig Bensel, der neben dem Hauptgeschäft in der Freiburger Hansjakobstraße auch eine Filiale in Kirchzarten betreibt, mit seiner Einstellung: *Herr Fritz Geismar war vom 16. Mai 1940 bis 13. Februar 1945 in meinem Betrieb als Gartenarbeiter in Stellung. In dieser Zeit erhielt er einen Stundenlohn von 60 Pf. Später 63 Pf. Und zuletzt 65 Pf.*¹⁶ Natürlich ist er dienstverpflichtet und fernab seiner Qualifikation eingesetzt. Aber mit dem Tag seiner Entlassung wird er einer weiteren, bedrückenderen Art von Zwang unterworfen, bei der er nicht mehr die bei Bensel erfahrene Achtung seiner Menschenwürde erhoffen kann.

Freiburger „Mischlinge“: Milli Günzburger und Wolfgang Axmann

Weil im israelitischen Glauben erzogen, leben die beiden Kinder von Julius und Antonia Günzburger, geb. Feger, in einer „einfachen Mischehe“ und gelten als „Geltungsjuden“. Am Beispiel von Milli Günzburger wird besonders deutlich, wie der Alltag dieser Gruppe von „Mischlingen“ jahrelang von Lebensbedrohung und beruflicher Diskriminierung geprägt ist. Milli wird 1921 in Freiburg geboren. Wir folgen ihrem Lebenslauf:¹⁷

An Ostern 1937 kam ich aus der Schule [in Burg bei Kirchzarten] und meldete mich ein Jahr später in der Frauenarbeitsschule, weil ich Kunstgewerblerin werden wollte. Nach einem Jahr kam die Verordnung, daß jüdische Schülerinnen die Schule nicht mehr weiter besuchen dürfen. Somit waren meine Berufsaussichten zerschlagen, zumal im selben Jahr mein Vater die Handelsgenehmigung entzogen bekam und wir sparsamer leben mußten. In unserer Nachbarschaft arbeitete ich dann, bis der Krieg ausbrach, bei einem Bauern. Der Ortsgruppenleiter von Kirchzarten verbot ihm aber dann, mich weiterhin zu beschäftigen. Von da ab machte ich mit meiner Mutter Handarbeiten im Auftrag. Im Frühjahr 1942 sollte ich dann mit meinem Bruder nach Polen deportiert werden, was aber durch eine Eingabe meiner Mutter nach Karlsruhe verhindert wurde. Im Frühjahr 1943 bekam ich dann vom Arbeitsamt Freiburg die Weisung, beim Bürgermeister von Mengen meine Arbeit als landwirtschaftliche Hilfe aufzunehmen. Im Laufe des Sommers wurde ich aber krank. Durch einen Beschluß des Amtsarztes wurde ich von der landwirtschaftlichen Arbeit suspendiert. Ich wurde dann in die Sümofag in Kirchzarten als Hilfsarbeiterin eingewiesen und blieb dort bis die Deportation nach Theresienstadt am 13. Februar erfolgte. Auch mußte ich laut Verordnung den Judenstern tragen.

¹⁶ StAF, F 196/1, Nr. 1871 (Fritz Geismar);.

¹⁷ StAF, F 196/1, Nr. 1969 (Milli Axmann). Der Lebenslauf wurde am 24.11.1955 von Milli Günzburger, verheiratete Axmann, geschrieben und zum Zweck ihrer Wiedergutmachung dem Landesamt in Freiburg zugesandt.

Für Wolfgang Axmann, 1920 geborener und im katholischen Glauben erzogener Sohn einer „privilegierten Mischehe“ – und späterer Ehemann von Milli Günzburger – verlaufen Schule, Ausbildung und Anstellung bei der Firma Schaffner in ungestörten Bahnen.¹⁸ Arbeitsdienst und erste Jahre bei der Wehrmacht schließen sich an. Der Einbruch erfolgt erst 1943: Inmitten eines Einsatzes wird er seines Mischlingsstatus wegen als „unwürdig“ aus dem Militär entlassen. Eine nervenaufreibende Zeit liegt jetzt vor ihm. Zuerst weist ihm das Arbeitsamt eine Hilfsarbeiterstelle als Lagerist bei der Freiburger Firma Hüttinger, medizinische Apparate, zu; dort wird er heimlich kaufmännische Tätigkeiten ausführen, allerdings nur mit dem geringen Lohn als Arbeiter bezahlt werden. Ab September 1944 werden dann alle in Freiburg noch ansässigen Juden und „Mischlinge“ von ihrer Zwangsarbeitsstelle weg zu einer Untersuchung durch den Vertrauensarzt des Arbeitsamtes vorgeladen – wegen der Tauglichkeit zu einem „Arbeitseinsatz besonderer Art“. Hinter dieser Maßnahme vermuten die Betroffenen wie auch Axmann zu Recht die Abkommandierung zu einer gefährlichen Mission – ein KZ-ähnliches Arbeitslager Zittau ist in aller Munde.¹⁹ Glücklicherweise verhindert der Luftangriff auf Freiburg die bedrohliche Aktion. Allerdings wird Hüttinger ausgebombt, kann aber den Rest der Ware nach Posthalde verlagern. Ein Ingenieur und Axmann bleiben eingestellt, dieser als Leiter des Ausweichlagers Posthalde. Er hat also weiterhin eine Arbeitsstelle. Trotzdem erhält er am 13. Februar 1945 vom Arbeitsamt folgendes Schreiben:

Betr.: Verordnung zur Sicherstellung des Kräftebedarfs für Aufgaben von bes. staatspolitischer Bedeutung.

Sie werden hiermit aufgefordert sich sofort nach Erhalt der Karte beim Arbeitsamt Freiburg Wilhelmstr. 20a Zimmer Nr. 108 I. Stock zu melden.

Im Falle Ihres Nichterscheinens wird strafend gegen Sie eingeschritten [...].

Am selben Tag flieht Wolfgang Axmann über die grüne Grenze in die Schweiz. Überzeugt, dass es sich bei der Vorladung um eine Verfolgungsmaßnahme handelt, riskiert er den Grenzübergang und die Internierung im Schweizer Lager Muri, wo er schwere körperliche Arbeit verrichten muss. Die Gestapo Freiburg fahndet nach ihm; sein Vater schreibt lakonisch zurück:

Ihr Schreiben an meinen Sohn gerichtet habe ich geöffnet und muß Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, daß mein Sohn seit dem Angriff am 8.2.1945 auf Freiburg auf dem Weg zu seiner Arbeitsstätte in der Sarwückerstr. 7 vermißt ist. Er kann daher Ihrer Vorladung keine Folge leisten.

Am 15. September 1945 kehrt Wolfgang Axmann über Grenzach nach Deutschland zurück, mit Passierscheinen der französischen Besatzungsbehörde für die Fahrt Grenzach – Lörrach, tags darauf Lörrach – Freiburg, versehen mit der Begründung: *rentre dans ses foyers*. Drei Tage später meldet er sich bei der Polizei wieder in Freiburg zurück.

¹⁸ StAF, F 196/1, Nr. 5987 (Wolfgang Axmann). Ebenso die beiden folgenden Zitate.

¹⁹ KATHRIN CLAUSING: Leben auf Abruf. Zur Geschichte der Freiburger Juden im Nationalsozialismus (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 37), Freiburg 2005, S. 249.

Nahendes Kriegsende

Auf welchem vom Krieg bestimmten Hintergrund spielt sich die Deportation nach Theresienstadt vom Februar 1945 ab?

An der Westfront überschreitet die US-Armee im September 1944 erstmals die Grenze zum Deutschen Reich und erobert im Monat darauf Aachen. Metz und Straßburg fallen ihr Ende November in die Hände und im folgenden Monat das Rheinland. Mit der Ardennen-Offensive der Wehrmacht, die im Dezember 1944 ohne entscheidende Erfolge bleibt, scheitert auch der letzte großangelegte Versuch, den übermächtigen Gegner im Westen bei seinem Vormarsch in das Zentrum und den Süden des Reiches aufzuhalten.

Im Osten betreten sowjetische Truppen im Oktober 1944 erstmals ostpreußisches, d.h. deutsches Gebiet. Anfang 1945 beginnt die große Offensive gegen Pommern, Westpreußen und das besetzte Polen; wenige Wochen später sind Breslau und Frankfurt an der Oder erreicht. Fast gleichzeitig ist Ostpreußen vom Reich getrennt worden. In der Folge können Tausende von Flüchtlingen nur über das Meer evakuiert werden; ein Drama größten Ausmaßes spielt sich ab. Es bleibt als Fazit: „Zu Frühlingsbeginn hatten sich die Westalliierten am Rhein und die Sowjets an der Oder festgesetzt, bereit zum letzten Angriff auf das Deutsche Reich.“²⁰

In diese Zeit fallen zwei Daten – die Befreiung von Auschwitz am 27. Januar 1945 und die Bombardierung Dresdens ab dem 13. Februar 1945 –, die daran erinnern, dass der Krieg bis in die letzten Tage von unvorstellbarer Grausamkeit geprägt war.

Zu diesem Zeitpunkt lag der zerstörerische Luftangriff auf Freiburg schon Monate zurück. In den zwei Jahren zuvor war es von der alliierten Strategie der systematischen Bombardierung deutscher Städte verschont geblieben, deren vernichtender Charakter die Infrastruktur der Verteidiger zerstören und die Moral der Zivilbevölkerung untergraben sollte. Doch das änderte sich später entscheidend. „Erst ab 1944 galt Freiburg besonders luftgefährdet. In den Ziellisten des Vereinigten strategischen Zielkomitees der Alliierten wurde Freiburg, das jetzt in Frontnähe gerückt war, vom 14. November an hinter Stuttgart und Offenburg als dritt wichtigstes Ziel in der ‚Karlsruhe-Stuttgart-Zone‘ eingestuft. Neben der Stadt Neuss wurde Freiburg als Hauptangriffsziel der Verbände des englischen Bomber Command für die Nacht vom 27. auf den 28. November bestimmt.“²¹ Es ging darum, die Stadt als Nachschubzentrum für die deutsche Front im Elsass zusammen mit anderen im Hinterland gelegenen Städten auszuschalten. Diese Entscheidung hatte verheerende Folgen: In weniger als einer halben Stunde wurde die Freiburger Innenstadt fast völlig zerstört; die schwach organisierten Luftschutzmaßnahmen und die Feuerwehren konnten dem gewaltigen Flächenbombardement und dem nachfolgenden Feuersturm nichts entgegensetzen. Die Bilanz war erschreckend: 2.797 Tote und fast 10.000 Verletzte waren zu beklagen. Nahezu Dreiviertel der Wohnungen waren zerbombt oder beschädigt; es gab etwa 25.000 Obdachlose, deren Versorgung zu den drängendsten Problemen der Stadt gehörte. Die Infrastruktur war größtenteils zerstört; Gas, Wasser, Strom waren ausgefallen, Telefon-, Post- und Bahnverkehr stark eingeschränkt aber noch funktionsfähig. Die Stadt lag in Trümmern. Wegen der zahlreichen weiteren Luftangriffe, die sich jetzt eher gegen das Transport- und Verkehrssystem richteten, war eine schnelle Räumung der verschütteten Straßen und Plätze nicht

²⁰ KURT BAUER: Nationalsozialismus, Wien/Köln/Weimar 2008, S. 535.

²¹ ULRICH P. ECKER: „Der traurige Bericht über unser einmal gewesenes schönes Freiburg“. Die Zerstörung Freiburgs im Zweiten Weltkrieg, in: Freiburg 1944-1994, Zerstörung und Wiederaufbau, Begleitbuch zur Ausstellung, hg. von der Stadt Freiburg i.Br., Redaktion: ULRICH P. ECKER, Waldkirch 1994, S. 13-50, hier S. 14.

möglich.²² „Bis zur Besetzung der Stadt im April 1945 waren die wichtigsten Verkehrsverbindungen in der Nord-Süd-Richtung zumindest einspurig geräumt. Die Trümmer blieben am Straßenrand und wurden nicht abtransportiert oder wiederverwendet. Die Ost-West-Verbindung, die Salz-/Bertoldstraße, blieb dagegen völlig verschüttet. Erst gegen Ende April 1945 begann eine systematische Straßenräumung durch das Tiefbauamt [...].“²³ Zu diesem Zeitpunkt waren auch Tausende von Wohnungen wieder instand gesetzt, zum größten Teil jedoch nur behelfsmäßig.

Fast die Hälfte der Einwohner verließ nach der Bombennacht die Stadt fluchtartig vor allem in Richtung Schwarzwald; noch im April 1945 waren nur 59.000 Menschen (von 108.000 im Jahre 1939) in Freiburg ansässig. Eine geordnete Produktion war seit November 1944 nicht mehr möglich. „Sie war durch Materialmangel, Verkehrschaos, Wegbleiben der deutschen ‚Gefolgschaftsmitglieder‘ und dem Daueralarm verbunden mit täglichen Jagdbomberüberflügen und -angriffen fast vollständig zum Erliegen gekommen. Die Auflösung schritt zügig voran. Zudem war der Kanonendonner der sich nähernden Front bei Tag und Nacht zu hören. Die Stadt leerte sich fortwährend von Menschen; die Heizungs- und die weitere Versorgungslage wurden zunehmend prekärer.“²⁴ Unmissverständlich spürte die Bevölkerung, dass sie – jetzt im sechsten Kriegsjahr – im „totalen Krieg“ angekommen war.²⁵ Öffentlichen Verlautbarungen, mit welchen immer drängender an den Durchhaltewillen der Betroffenen appelliert wurde, begegnete man jetzt viel kritischer, zumal keine Möglichkeit objektiver Informationsbeschaffung bereitstand.

„Die NS-Sicherheitsstellen verzeichneten seit Jahresbeginn 1945 eine ungeachtet verstärkter Propagandatätigkeit rasch anwachsende Verbitterung, Resignation und Abstumpfung der Bevölkerung [...] der Wille zum Kampf um den ‚Endsieg‘ erlahmte trotz Androhung weiterer Terrormaßnahmen durch die Nazis.“²⁶ Konnte bei dieser Stimmung eine Aktion gegen die verbleibende jüdische Bevölkerung der Stadt in die Tat umgesetzt werden? Die Vorbereitungen dazu erfolgten in Freiburg mit allergrößter Geheimhaltung ...

In letzter Konsequenz

Mit Erlass vom 19. Januar 1945 ordnete das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) Berlin folgendes an:

Alle in Mischehe lebenden Staatsangehörigen und staatenlosen Juden/Jüdinnen [...] sind ungeachtet z.Z. bestehender Arbeitsverhältnisse möglichst bis 15.2.1945 in Sammeltransporten dem Altersghetto Theresienstadt zum geschlossenen Arbeitseinsatz zu überstellen. Ich bitte um Mitteilung der im dortigen Dienstbereich ansässigen in Mischehe lebenden Staatsangehörigen unter Angabe der genauen Personalien.

²² Ausführlich ebd., S. 16ff.

²³ BERNHARD VEDRAL: „Wer Freiburg liebt, hilft beim Wiederaufbau“. Vorarbeiten für den Aufbau, in: ebd., S. 51-62, hier S. 51.

²⁴ BERND SPITZMÜLLER: „... Aber das Leben war unvorstellbar schwer“. Die Geschichte der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Freiburg während des Zweiten Weltkriegs, mit Beiträgen von ULRICH P. ECKER, hg. von der Stadt Freiburg, Freiburg 2004, S. 147.

²⁵ GERD R. UEBERSCHÄR: Die Stadt als Heimatfront im Zweiten Weltkrieg, in: Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart²2001, S. 358-370, hier S. 362.

²⁶ Ebd., S. 366.

Der Erlass erging reichsweit und somit auch an den Kommandeur der Sicherheitspolizei für Baden und das Elsass. Dieser leitete am 26. Januar die Verfügung an die örtlichen Gestapostellen sowie an die entsprechenden Landratsämter weiter mit der Bitte um schnellstmögliche Erledigung.²⁷

In der Folge unterließ man es in Freiburg absichtlich, alle jüdischen Betroffenen schriftlich und vorab von ihrem Abtransport zum „Arbeitseinsatz“ zu informieren. Vielmehr schien es geboten, den Befehl persönlich, zeitnah und ohne Zielbenennung auszuhändigen, um jeden Fluchtversuch zu unterbinden.²⁸ Helmut Schwarz erinnert sich:

Am 62. Geburtstag meines Vaters – es war der 12. Februar 1945, wir saßen abends bei Kerzenlicht in der zerbombten Stadt – stapfen Stiefel die Treppe herauf. Das Gespräch verstummt. Harte Schläge krachen gegen die Wohnungstür. Angst füllt das ganze Zimmer. Zwei Herren von der Gestapo verlangen den Vater.

Sie fordern ihn auf, ein mitgebrachtes Schreiben zu lesen und den Inhalt durch seine Unterschrift zu bestätigen. Dann stecken sie es wieder ein. Aber: Die Mutter hat den kühlen Kopf, sich die Anordnung zum Abschreiben geben zu lassen.²⁹ Sie lautet:

*Der Kommandeur der SiPo für Baden und Elsaß
Außenstelle Freiburg Abtl. 4
Herrn Otto Israel Schwarz, Freiburg/Br, Oberau 57,
Zum Zwecke Ihres Arbeitseinsatzes haben Sie sich am 13.2.45 mittags um 16 Uhr in der Turnseeschule Zimmer 13 einzufinden. Sie haben Verpflegung für 5-6 Tage mitzubringen. Die restlichen Abschnitte der Lebensmittelkarten sind mitzubringen. Gepäck darf nur soviel mitgenommen werden, als Sie in der Lage sind, dieses selbst zu tragen. Desgl. haben Sie Ihre Kennkarte mitzunehmen. Bei Nichterscheinen erfolgt Einweisung in ein KZ.
Vorstehendes wurde mir eröffnet: Kenntnis erhalten am 12.2.45 um 18.30 Uhr.³⁰*

²⁷ Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime, Bd. 2, bearb. von PAUL SAUER (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 17), Stuttgart 1966, S. 383.

²⁸ Im Unterschied dazu erhielten die Betroffenen in Karlsruhe und Mannheim Vorladungen von Gestapo oder Sicherheitspolizei, welche sie bereits Tage vorher erreichten. Im „Betreff“ war jeweils „Arbeitseinsatz“ angegeben, im Fall von Mannheim der oben zitierte Erlass der Reichsbehörde. Zur „Ladung“ in Karlsruhe: JOSEF WERNER: Hakenkreuz und Judensterne. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 9), Karlsruhe 1988, S. 420. Vom Mannheimer Anschreiben liegt mir eine Kopie des Originals vor, mit welchem Walter Wassermann, 21-jährig, zum Arbeitseinsatz befehligt wurde. Dem Kontakt mit ihm als Zeitzeugen verdanke ich viele Einblicke in das damalige Geschehen.

²⁹ Helmut Schwarz, Sohn von Otto und Mathilde Schwarz, erlebte im Alter von 17 Jahren die Deportation des Vaters im Februar 1945 in Freiburg. Als „Mischling“ aus einer „privilegierten Mischehe“ war er bereits im Oktober 1942 aus dem Berthold-Gymnasium ausgeschlossen worden. In der Folgezeit gelang es ihm, eine Lehrstelle als Betriebselektriker bei der Maschinenfabrik Raimann KG St. Georgen zu erhalten, welche gegen Ende des Krieges durch eine Zwangsverpflichtung bei der Reichsbahn unterbrochen wurde. Vgl. IN-GEBOURG HECHT: Von der Heilsamkeit des Erinnerns. Opfer der Nürnberger Gesetze begegnen sich, Hamburg 1999, S. 188ff.; CLAUSING (wie Anm. 19), S. 248 u.ö.; SPITZMÜLLER (wie Anm. 24), S. 37ff.

³⁰ Persönliches Archiv von Helmut Schwarz. Freundlichen Dank für die Erlaubnis zur Veröffentlichung der hier und unter Anm. 34 angeführten Quellen.

Schließlich verschwinden die Männer und lassen die Familie fassungslos zurück. In großer Hektik und Eile muss am nächsten Vormittag alles Wichtige besorgt und gepackt werden – aber was ist lebensnotwendig, wenn es auf unbestimmte Zeit einem unbekanntem Ziel entgegengeht?

Am darauffolgenden Tag begleiten Mathilde Schwarz und Tochter Margrit den Vater zur Sammelstelle in der Turnseeschule. Helmut hat nicht die Kraft mitzugehen; er will zu Hause vom Vater Abschied nehmen und sich dabei nicht von einer gaffenden Menschenmenge beobachtet sehen (Abb. 3a und b).³¹

Neben Otto Schwarz leisten weitere 13 Freiburger Einwohner der Anordnung Folge. Außer den beiden Geschwistern Milli und Herbert Günzburger, die im jüdischen Glauben erzogen wurden und von Vater Julius begleitet werden, sind es die jüdischen Partner aus „Mischehen“, neun Männer und drei Frauen im Alter vorwiegend von 55 Jahren. Beruf und Arbeitsstelle haben alle schon seit Längerem verloren; stattdessen sind sie zur Zwangsarbeit in den unterschiedlichsten Bereichen herangezogen worden.³² In vielen Familien hat der „arische“ Partner der Ehe die Kommunikation mit der Außenwelt übernommen, ein gesellschaftliches Leben findet kaum mehr statt.³³

Im Schutz der Dunkelheit verlässt der Bus mit den 14 Betroffenen unter Begleitung von Sicherheitspolizei um 18.30 Uhr Freiburg.³⁴ Offenburg wird um 23 Uhr erreicht, wo drei weitere Personen zusteigen, darunter Eugen Geismar, der früher in der Kaiserstraße 32 eine Zahnarztpraxis betrieb, aber in Haslach/Kinzigtal wohnt. Wegen Fliegeralarms muss im Luftschutzkeller zugewartet werden. Weiterfahrt gegen halb 4 Uhr morgens mit der Eisenbahn über Baden-Oos und in abenteuerlicher Weise auf einem nassen Kohlewagen und mit der Ettlinger Albtalbahn nach Karlsruhe; dort erneut im Luftschutzbunker den Abend und die schützende Dunkelheit abwartend. Am 15. Februar stoßen sie zu einer jeweils größeren Gruppe jüdischer Verfolgter in Heidelberg und Mannheim; ihr kleiner Zug, der von da ab aus 4 Wagen besteht, wird sie bis zum Ziel (welchem?) ihrer Reise bringen. Man fährt Richtung Würzburg, danach Bamberg, wo sie des Nachts auf dem Rangierbahnhof ausharren müssen. Abermals zwei Nächte unterwegs

³¹ HECHT (wie Anm. 29), S. 190.

³² So waren von unseren Betroffenen zur Arbeit gezwungen worden: Joseph Wallach, Ludwig Hauser (Abb. 4), Heinrich Cossmann, Willy Alt-Rhoden bei der Frankfurter Druckerei Osterrieder im Herderhaus beschäftigt; Erna Arendt bei der Firma Hellige, Eugen Geismar beim Caritas-Verband und Hermann Montbrun bei der Diamant-Werkzeugfabrik Heger, Freiburg.

³³ Nach unserer Kenntnis sind die von der Gestapo Freiburg erstellten Listen nicht erhalten geblieben. Es gibt weder eine Liste mit den zur Verschleppungsaktion bestimmten Opfern noch eine Transportliste der tatsächlich Deportierten. Dagegen existiert die Theresienstädter Eingangsliste des 17.2.1945 mit allen in alphabetischer Reihenfolge verzeichneten Teilnehmern, beginnend mit den Städten Mannheim, Baden-Baden und Freiburg. Vgl. www.statistik-des-holocaust.de (Stand: 22.4.2015). Eine Liste mit allen Freiburger Betroffenen ist im Juni 1945 von Nathan Rosenberger, dem ehemaligen Vorsitzenden der Freiburger jüdischen Gemeinde und selbst seit August 1942 Häftling in Theresienstadt, an die Stadtverwaltung gesandt worden. Beide Listen stimmen überein. Vgl. Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C 5/2587.

³⁴ Der folgende Fahrtbericht stützt sich auf Informationen, die Otto Schwarz seiner Familie mitgeteilt hat. Zu seinem überlebensnotwendigen Gepäck gehörten auch acht frankierte Postkarten. Es gelang ihm, sie unterwegs jemandem zustecken oder aus dem Zug hinauszwerfen, in der Hoffnung, dass sie weiterfänden. An die Adresse seiner Frau gerichtet, war es der Familie möglich, relativ schnell die Richtung und – wenngleich mit immer größer werdender Verspätung – das Ziel des Transportes zu erraten. Da vom Lager kein brieflicher Kontakt nach außen möglich war, sind diese Karten für längere Zeit sein letztes Lebenszeichen gewesen (Abb. 5a und b). Zur tabellarischen Übersicht aller Transporte: Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt, Prag 2000. Zur Herkunft aller 137 Beteiligten aus Baden siehe www.statistik-des-holocaust.de (Stand: 22.4.2015).

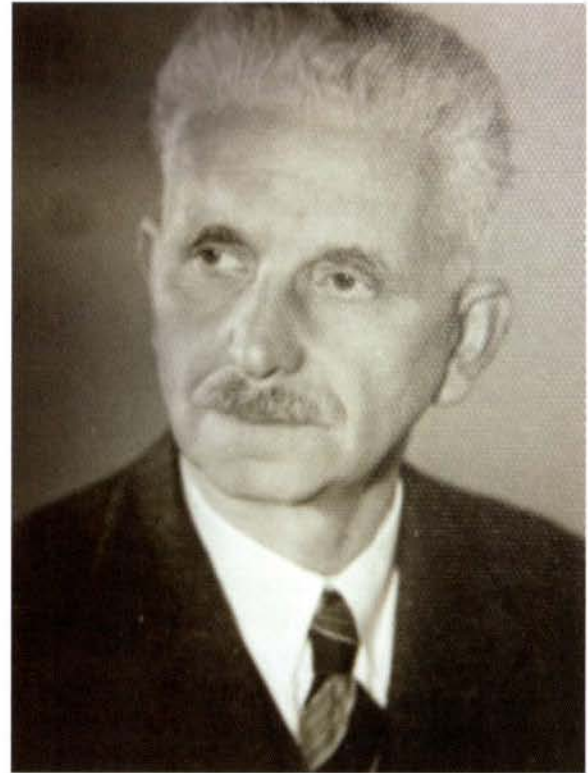


Abb. 3a und b Mathilde und Otto Schwarz, eine „privilegierte Mischehe“ (Archiv Helmut Schwarz).

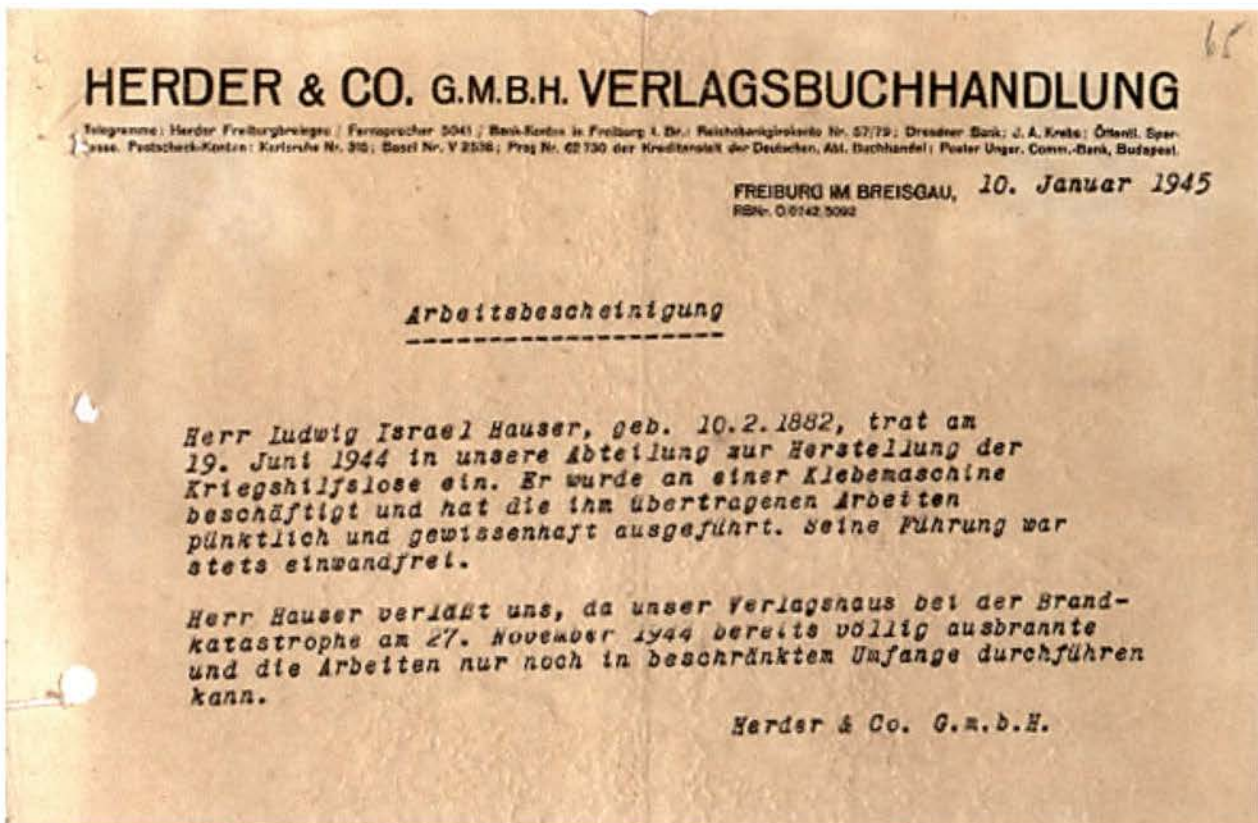
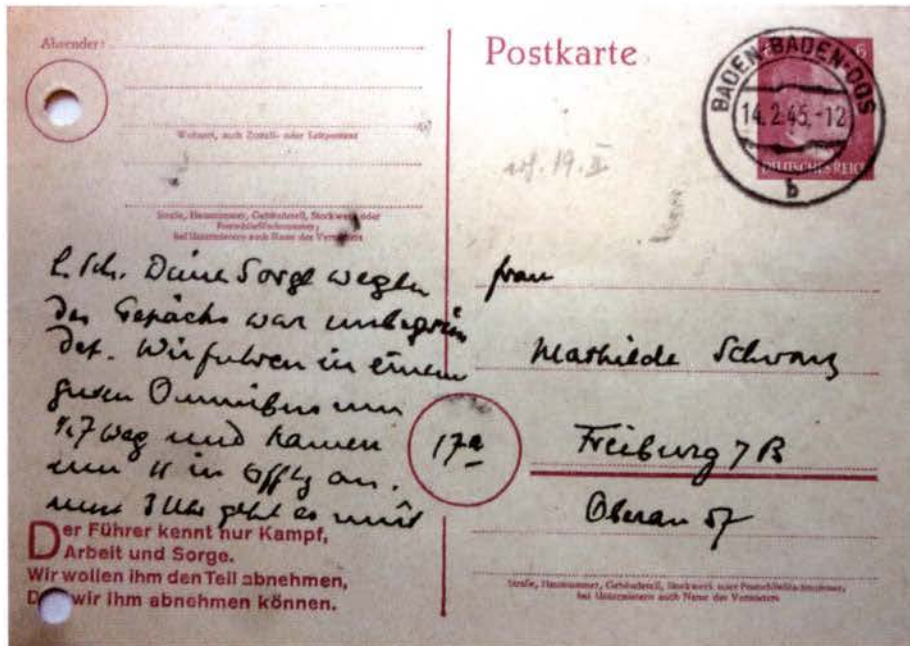


Abb. 4 Arbeitsbescheinigung des Herder-Verlags über die Zwangsarbeit Ludwig Hausers (StAF, F 196/1-2638).



dem Zug nach Rheinfelden,
Ich hatte den hinteren Schplatz sehr
bequem. Neben uns Herr L., mit dem
ich mich angelegentlich unterhielt.
Macht Euch meinestwegen keine
Sorge. Ich denke immer in Liebe
an Euch, und möchte immer
wissen, dass Ihr bewahrt bleibt.
Ich glaube, dass ich auch in
Sicherheit bin als Ihr und möchte
doch so gerne an Eurer Seite sein,
wenn Gefahr ist. Wie geht es den
lieben Onkel? Helmut ist ja
verunfallt und richtig. Aber
den lieben Männern tut das
Nicht weh, gutes, das ist nicht
schlimm, es geht mir ja so gut.
Seid alle in Liebe umarmt
und geküsst von Euren
Yati

Abb. 5a und b Postkarte von Otto Schwarz an seine Familie in Freiburg, geschrieben während der Fahrt nach Theresienstadt am 14. Februar 1945 (Archiv Helmut Schwarz).

und tagsüber im Schutz der Bunker. Dann wieder nachts auf dem Rangierbahnhof in Hof, Entwarnung 3 Uhr 30 und in weiterer Fahrt Richtung Eger. Jetzt kommen Vermutungen auf, dass das Ghetto und Konzentrationslager Theresienstadt der Zielpunkt für ihren Arbeitseinsatz sein könnte. Dann die Gewissheit: Gegen 18 Uhr des 17. Februar kommt die Gruppe der insgesamt 144 jüdischen Menschen aus Baden im Lagerbahnhof Theresienstadt an. Es beginnt sofort die demütigende Eingliederung als Häftlinge an der „Schleuse“: die Beschlagnahme der persönlichen Habe, die vorgeblich hygienischen Übergriffe (Rasur, „Entwesung“), die Einweisung in beschämende Unterkünfte. Bedrückend ist für alle der Anblick der vielen vom Elend jahrelanger Entbehrungen und Haft gezeichneten Opfer. Sie waren, neben den schrecklichen Bedingungen einer Existenz im überfüllten Lager, der ständigen Bedrohung der Weiterdeportation in ein Vernichtungslager ausgesetzt. Für die neu Ankommenden scheint eine unmittelbare Gefahr dazu nicht gegeben zu sein.³⁵ Wie gehen sie mit der vorgefundenen Situation um?

Zwar sind die menschenunwürdigen Zustände im Lager für alle trostlos und verzweifelnd und lassen kein Entrinnen zu.³⁶ Aber übermächtiger sind der Verfolgungsdruck und die Beklommenheit jedes Einzelnen, einem ungewissen Schicksal ausgeliefert zu sein. Alle haben miterleben müssen, wie nächste Angehörige bei früheren Deportationen verschleppt worden und nie mehr zurückgekommen sind. Das Geschehen der letzten Monate ist auch für unsere Freiburger Betroffenen zu widersprüchlich: Einerseits machen die beiden Besuche des Internationalen Roten Kreuzes (IRK) 1944/45 im Lager sowie der Transport von 1.200 Häftlingen in die Schweiz im Februar 1945 und die mit diesen Ereignissen erhoffte Resonanz in der Welt Mut, andererseits bedrücken aber die nie verstummenden Gerüchte über weitere Osttransporte, über die Erstellung von Gaskammern im Lager selbst und die Furcht vor Vergeltungstaten der Machtinhaber angesichts des verlorenen Krieges:

„Der Kampf des IRK [...], um die Ausrottung der Juden abzuwenden, ihr Schicksal zu erleichtern und die in Theresienstadt und anderen Lagern Gefangenen zu unterstützen, hat erst spät und nach Überwindung endloser Schwierigkeiten größere Erfolge errungen, als sich gegenüber den ersten fühlbaren Rückschlägen im Herbst 1942 die Lage Deutschlands im Jahre 1944 wesentlich verschlechtert hatte. Hier war es gerade Th., wo sich solche Bestrebungen am frühesten und stärksten auswirkten, weil dieses Lager von Anfang an die schon vom RSHA gewünschten Voraussetzungen bot, um durch ein Entgegenkommen die Welt besser zu täuschen. Trotzdem hat es auch hier die Gestapo erst gegen Kriegsende daran gehindert, von den Vernichtungsabsichten abzulassen und widerwillig Kompromisse einzugehen. Die Geschichte des Lagers wurde jedoch zunehmend von der Taktik bestimmt, zu der sich das RSHA und andere deutsche Behörden aus internationalen Rücksichten in diesem und nur in diesem Lager entschlossen.“³⁷

³⁵ Die letzte innerhalb einer längeren Reihe von Deportationen nach Auschwitz fand am 28.10.1944 statt. Von den 2.038 Personen wurden nur ca. 200 gerettet. Siehe Theresienstädter Gedenkbuch (wie Anm. 34), S. 88.

³⁶ MARC OPRACH: Nationalsozialistische Judenpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren. Entscheidungsabläufe und Radikalisierung (Schriftenreihe Studien zur Zeitgeschichte 54), Hamburg 2006, S. 129ff.

³⁷ HANS GÜNTHER ADLER: Die verheimlichte Wahrheit. Theresienstädter Dokumente, Tübingen 1958, S. 295.



Abb. 6 Armbinde mit Judenstern, Transport- und Häftlingsnummer des „K.L. Theresienstadt“ von Otto Schwarz (Archiv Helmut Schwarz).

Sind die jüdischen Gefangenen also nur „Opfer“ taktischer Bewegungen zwischen den Hilfsorganisationen und den Nazis? Das trifft sicher auch zu. Ergänzen wir aus anderer Perspektive: Vermutlich hat die Taktik der Beharrlichkeit, mit welcher das IRK schon seit längerer Zeit auf den beiden Besuchsterminen der Jahre 1944/45 bestand, ebenso zur Rettung vieler Menschen in Theresienstadt beigetragen wie das Kalkül der deutschen Machtinhaber, die Welt durch ein (!) „verschönertes“ Lager weiterhin täuschen zu können.

Die weiteren Ereignisse bis zum Ende des Krieges:

- Gleichzeitig mit dem zweiten Besuch der internationalen Delegation kommen im April 1945 erstmalig Häftlinge an, die aus im Norden und Osten gelegenen KZs evakuiert worden sind. In den folgenden Tagen treffen über 15.000 Personen im Ghetto zusammen. Sie konfrontieren die Bewohner mit einer nicht vorstellbaren Dimension von Unmenschlichkeit.
- 3. Mai: Der Repräsentant des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, Paul Dunant, übernimmt den Schutz über das Ghetto und das Polizeigefängnis.
- 5. Mai: Die SS verlässt Theresienstadt.
- 8. Mai: Panzer der Roten Armee fahren durch Theresienstadt in Richtung Prag und befreien das Ghetto.
- 10. Mai: Die Rote Armee übernimmt die Kontrolle über das Lager. Kampf mit einer Typhus-Epidemie.
- 14. Mai: Eine zweiwöchige Quarantäne und ein Verbot, das Lager zu verlassen, werden verhängt.
- Ende Mai 1945: Die Repatriierung der ehemaligen Häftlinge beginnt. Die letzten Ghettoinsassen verlassen Theresienstadt im August.³⁸

³⁸ Chronologie in Anlehnung an WOLFGANG BENZ: Theresienstadt. Eine Geschichte von Täuschung und Vernichtung, München 2013, S. 269.

Glücklicherweise überstehen alle Freiburger Betroffenen die Belastungen der vergangenen Monate und Tage. Sie erleben die Befreiung durch die Sowjetarmee. Entgegen ihren Wünschen müssen sie wegen der Quarantäne allerdings auf die schnellstmögliche Heimfahrt verzichten. Die Ungeduld wächst, als erkennbar wird, wie wenig entschlossen sich die Stadt Freiburg bemüht, ihre jüdischen Bürger zurückzuholen. Es bedarf erst einer von den Ehepartnern an die Stadtverwaltung gerichteten, von Empörung diktierten Aufforderung (einer Art offenen Briefes), sich um die Deportierten zu kümmern, die teilweise schon über zweieinhalb Jahre im Ghetto zubringen mussten.³⁹ Ende Juni gelingt es endlich, ein Kraftfahrzeug zur Abholung bereitzustellen und den größeren Teil der Befreiten abzuholen. Einige haben sich – alleine oder in kleinen Gruppen – schon längst eigenständig und in abenteuerlicher Weise nach Hause durchgeschlagen – zu Fuß oder wie auch immer.⁴⁰

Alle hoffen, nach zwölf Jahren der Diskriminierung endlich in eine Heimat ohne Entrechtung und Verfolgung zurückzukehren. Das Verfahren der „Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus“ durch die Nachkriegsbehörden, welches mit einer bescheidenen Soforthilfe verbunden ist, gestaltet sich dann relativ zügig (Abb. 7). Bis allerdings die Verfahren zur „Wiedergutmachung“ der ihnen zugefügten „Schäden“ anlaufen und zu Ende geführt werden, kommen auf die Opfer in aller Regel noch eine jahrelange Wartezeit und viel Geduld, die oft mit bitterer Enttäuschung verbunden ist, zu.

Davongekommen?

Erinnern wir uns, dass Frau Gurlitt im obigen Bericht von der Option sprach, entweder sich der Gestapo auszuliefern oder zu fliehen. Diese Tatsache lässt vermuten, dass es trotz des ungeheuren Verfolgungsdruckes auf die verbleibende jüdische Bevölkerung Fälle gab, bei welchen die Chance eines gewissen Entscheidungsspielraumes über das Schicksal des Verfolgten bestimmen konnte. Wir kennen in unserem Zusammenhang einige Beispiele dieser Art; sie sind in der Regel besonders dramatisch verlaufen.

Familie Oskar und Emma Heilbrunner

Oskar Heilbrunner, 1881 in Sulzburg geboren und mit der aus Ottoschwanden stammenden „Arierin“ Emma, geb. Schaudt, verheiratet, war 1938 die Fortführung seines Rohproduktenhandels verboten worden. Ab 1941 versah er den Posten als Friedhofsverwalter mit Dienstwohnung im Friedhofsgebäude. Bei der Zerstörung Freiburgs im November 1944 wurde auch dieses zerstört. *Im Jahre 1944 [nach dem großen Luftangriff] bin ich mit meiner Familie nach Bollschweil evakuiert worden, um mich einer Verhaftung zu entziehen. Polizeilich hatte ich mich*

³⁹ Zur Deportation der jüdischen Bürger Freiburgs nach Theresienstadt am 21.8.1942 siehe PETER KÜNZEL: *Auf behördliche Weisung eröffnen wir Ihnen ...*, in: Schau-ins-Land 132 (2013), S. 125-149. Der offene Brief an die Stadtverwaltung in: StadtAF, C5/2587.

⁴⁰ Otto Schwarz war viele Tage unterwegs. Von den sowjetischen Besatzern wurde ihm ein Dokument ausgestellt, das ihn als Entlassener aus Theresienstadt auswies. Er schlug sich alleine zu Fuß, auf etlichen Militärfahrzeugen und mit Hilfe der Eisenbahn durch, die letzte Strecke von Karlsruhe nach Freiburg von einer Krankenschwester begleitet. Freundliche Auskunft von Helmut Schwarz.



Abb. 7 Ausweis der Badischen Landesstelle für die Betreuung der Opfer des Nationalsozialismus für das Ehepaar Wilhelm und Maria Alt-Rhoden (StAF, F 196/1-6078).

dort nicht angemeldet. Diesem Umstand war es zu verdanken, dass ich nicht mit dem Transport am 13.2.1945 nach Theresienstadt wegkam.⁴¹

Die Bedingungen dafür schienen nicht günstig zu sein: ein kleines Dorf südlich von Freiburg; der Zwang, wegen der „nicht-privilegierten Mischehe“ den Judenstern tragen zu müssen; sieben fremde Personen, die neu ins Dorf zogen und auffielen. Doch auch: Ein Hof, dessen Belegschaft die ganze Familie aufnahm; die Ortsverwaltung, welche die ausbleibende polizeiliche Meldung ignorierte; die entscheidende Person: die Hofbäuerin Irene Tritschler.

Gut zehn Jahre später bescheinigt sie dem ältesten Heilbrunner-Sohn Rolf bei dessen eigenem Wiedergutmachungsverfahren:

Hiermit bescheinige ich Herrn R. H., Freiburg/Brsg., geboren am 11.2.1924, daß er in der Zeit von Ende November 1944 bis zum Kriegsende im Mai 1945 auf meinem Hof in Bollschweil illegal untergebracht war. Es war mir bekannt, daß es sich bei Herrn H. um eine politisch verfolgte Person handelte. Seine jetzige Ehefrau, Frau Gertrud H., und damalige Braut hatte bei mir legal Wohnung genommen.⁴²

⁴¹ Biografie und Zitat nach StAF, F 196/1, Nr. 2057 (Oskar Heilbrunner).

⁴² Ebd., Nr. 2966 (Rolf Heilbrunner).

Die rettende Hilfe der Bäuerin und die Unterstützung durch die Solidargemeinschaft des Dorfes: Alle diese Aktivitäten beruhten auf Entscheidungen, die sich nicht im Rahmen des politisch erwarteten Verhaltens bewegten.

Frau Martha Lais

Martha Lais, jüdische Ehefrau von Robert Lais, berichtet über ihre Verhaftung. Ihr Mann, Professor für naturwissenschaftliche Fächer an der Freiburger Hindenburgschule, ist wegen seiner beruflichen Kompetenz eine bekannte Persönlichkeit. Mitte 1937 wird er als „jüdisch versippt“ aus dem badischen Schuldienst entlassen und zwangspensioniert.

Am 11.2.1945 kam abends etwa um 5 Uhr ein Gestapobeamter mit einem Verhaftungsbefehl, den ich unterschreiben mußte bzw. gezwungen wurde, diesen zu unterschreiben, da ich mich zunächst weigerte. Eine Stunde später ging ich dann zur Gestapo. Ich mußte nur deshalb an diesem Abend schon auf der Gestapo erscheinen, weil ich mich geweigert hatte, den Verhaftungsbefehl zu unterschreiben. Anderenfalls hätte ich mich erst am nächsten Morgen in der Turnseeschule zum Abtransport melden müssen. Von abends 18 Uhr bis nachts 1 Uhr mußte ich im Büro der Gestapo stehen. Um 1 Uhr wurde ich dann nach Hause geschickt. Der Beamte erklärte mir aber, ich solle mich nur für den Abtransport am nächsten Vormittag richten.

Mein Mann hatte einen guten Bekannten, der beim SD [Sicherheitsdienst des Reichsführers SS] war. Dieser hatte lange Zeit vorher schon zu meinem Mann gesagt, ich solle sofort zu ihm kommen, wenn irgendetwas sei. Ich würde auf jeden Fall nicht fortkommen. Mein Mann setzte sich mit diesem in Verbindung und ging am nächsten Morgen mit ihm zur Gestapo. Dieser erreichte es, daß ich nicht abtransportiert wurde. Man verabschiedete mich mit den Worten: Richten Sie sich darauf ein, daß Sie beim nächsten Transport an der Reihe sind!

Als mein Mann am 28.3.1945 verstorben war, kam ein Beamter der Gestapo, um sich vom Ableben meines Mannes zu überzeugen, wobei er wörtlich sagte: Jetzt sind Sie ja vogelfrei!

Als die Beerdigung stattgefunden hatte, ging ich nicht mehr nach Hause zurück, sondern versteckte mich bei einer Stiefnichte meines Mannes, Frau Melanie Maier [...] Reiterstr. 9. Dort verblieb ich bis zum Ende des Krieges, immer in der Furcht lebend, daß die Gestapo meinen Aufenthalt ermitteln und mich verhaften würde. Man kann sich denken, in welcher Psychose ich leben mußte: immer in der Angst, wenn es läutete, daß ich abgeholt würde.⁴³

Aus höchster Gefahr rettete sie die Intervention eines dem Regime (bisher) treuen Beamten, der mit den international bekannten wissenschaftlichen Verdiensten ihres Mannes argumentierte. Später tauchte sie jedoch aus eigenem Entschluss unter. Wir stehen auch hier vor individuellen, außerhalb der erwarteten Normen getroffenen Entscheidungen, die in beiden Fällen für die Ausführenden mit hohen Risiken verbunden waren – gerade auch, weil die Kriegslage so bedrohlich war.

⁴³ Ebd., Nr. 11848 (Martha Lais).

Friedrich und Frances Oehlkers

Friedrich Oehlkers, seit 1932 ordentlicher Professor für Botanik an der Freiburger Universität, ist eine international bekannte Persönlichkeit auf dem Gebiet der Zellforschung und Vererbungslehre. 1937 gerät er wegen der jüdischen Herkunft seiner Frau Frances als „jüdisch vermischt“ in das Visier der badischen Kultusbehörde. Doch die Universität setzt sich vehement für seinen Verbleib ein, und er kann weiter lehren und forschen. Als dann 1944 Frances Oehlkers mit Zwangsarbeit und Trennung von ihrem Mann bedroht wird, interveniert das Rektorat wiederum energisch:

[Oehlkers sei] mit besonders kriegswichtigen Forschungsarbeiten betraut [...]. Da Herr Prof. Oe. schwer kriegsbeschädigt ist, bedarf er der Betreuung durch seine Gattin. Es ist daher im Interesse dieser kriegswichtigen Forschungs- und Unterrichtsaufgaben, daß Frau Prof. Oe. in Freiburg verbleibt; anderenfalls könnten diese Arbeiten nicht weitergeführt werden.⁴⁴

Und so scheint es auch zu geschehen. Aber die Dinge nehmen eine überraschende Wendung. Prof. Oehlkers berichtet 1947 darüber:

Im Februar 1945 wurden die jüdischen Angehörigen der Mischehen in Freiburg eines Tages auf die Gestapo bestellt und zum Abtransport nach Th. bestimmt. Ich war damals mit meiner Frau im Hirnforschungsinstitut in Neustadt und wir erfuhren dieses Vorkommnis durch unsere Laborantin, die als letzte einmal in Freiburg wieder gewesen war [...]. Nach allem was wir hörten, schienen gewisse Ausnahmen gemacht zu werden, und es war infolgedessen für uns unbedingt notwendig festzustellen, ob meine Frau auf dieser Liste stand oder nicht [...]. (Prorektor) Schönke versuchte nun aus dem Gestapo-Leiter Traub herauszubekommen, ob meine Frau auf der Deportationsliste gestanden hat oder nicht, und nach dieser Unterhaltung schien das nicht der Fall zu sein.

Oehlkers bekam als Erklärung, seine Frau stünde in der Mischlings-Kartothek der Gestapo-Stelle, und „Mischlinge“ kämen für eine Deportation nicht in Frage. Zwar konnten beide sich die Überführung in diese Kartei nicht recht erklären, denn Frances war bisher von der Gestapo stets mit allen Einschränkungen, Zuschriften usw. versehen worden, wie sie für die Volljuden in Mischehen zutrafen. Doch war sie jetzt durch diesen „Kunstgriff“ offenbar verschont geblieben. Aber:

Nun erfuhren wir kürzlich [...], daß offenbar doch alles nicht stimmte. Es ist nämlich tatsächlich, als wir glücklicherweise nicht in Freiburg sondern in Neustadt waren, bei unseren Nachbarn [...] die Gestapo gewesen, um meine Frau zu verhaften, hat sich dann aber, wenigstens wie sie jetzt behaupten, durch eine etwas übertriebene Schilderung des (Nachbarn) über den Gesundheitszustand meiner Frau wieder ab-schieben lassen. Daraufhin haben (die Nachbarn) auf meine direkte Frage, ob etwa die Gestapo dagewesen sei, damals törichterweise zu unserer Beruhigung mich blank angelogen und gesagt, das sei nicht der Fall gewesen [...].

⁴⁴ Biografie und alle Zitate aus: UAF, B 24/2665. Ergänzend hierzu: KLAUS SANDER: Persönliches Leid und ständige Not. Leben und Überleben von Friedrich Oehlkers und seiner jüdischen Frau in Freiburg 1933-1955, in: Freiburger Universitätsblätter 129 (1995), S. 73-80.

Erkennbar wird, dass im Fall Oehlkers keine einheitliche Linie auf Seiten der verantwortlichen Dienststellen eingehalten wurde. Die Gestapo war wohl entschlossen, die Deportation von Frances durchzusetzen. Beim SD spielten eher taktische Überlegungen bereits eine Rolle, aus dem Gefühl heraus, dass „die Tage ihrer Herrschaft gezählt seien und ein wenig Zurückhaltung sich später auszahlen könne“.⁴⁵

Im vorliegenden Fall wird dies besonders deutlich. Am 8. März 1947 ergeht ein Schreiben eines Herrn Jakob Klein an den Rektor der Universität Freiburg in der Angelegenheit der „Rettung“ von Frau Oehlkers: sein Sohn Fritz Klein, letzter Leiter der Dienststelle des SD in Freiburg, Hauptmann der Waffen-SS, habe sich auf eine Intervention des damaligen Rektors hin *für die Gattin des Oe., die ins KZ sollte, mit Erfolg* verwandt.⁴⁶ Da der Sohn jetzt seit Kriegsende interniert sei und dem Spruchkammerverfahren (der Entnazifizierung) entgegensehe, liege ihm als Vater sehr daran, dass Oehlkers ihm im Gegenzug bei den englischen Besatzungsbehörden mit einer entsprechenden Aussage helfe.

Um einen ähnlichen „Gefallen“ wurde auch Gertrud Gurlitt nach Kriegsende gebeten. Damals war sie zu ihrer Familie nach Hinterzarten geflüchtet, um von ihrer Gefährdung zu berichten:

Ich blieb nur über den einen Tag dort. Nachdem mein Mann über das Ministerium telefonisch erfahren hatte, es sei nur eine „Registrierung“ gewesen, fuhr ich mit der nächsten Gelegenheit nach Freiburg zurück. Aber es war eine Verschleppungsaktion gewesen – das erfuhr ich gleich nach meiner Rückkehr. Ich blieb ruhig in meiner Wohnung, versäumte aber nicht den Schlüssel umzudrehen und war auf das nächste gefaßt. Mein Mann wußte nun Bescheid, wenn seine Post mal nicht mehr nachkam. Aber es geschah nichts mehr.

Drei Monate später erbat sich der oberste Gestapo-Mann einen Persil-Schein von meinem Mann, daß er mich „dann“ in Ruhe gelassen hätte. Er bekam ihn, aber es nützte ihm nichts – er mußte lange in ein Lager [...].⁴⁷

Wir neigen heute dazu, ein solches Verhalten zynisch und opportunistisch, den Menschen dahinter als charakterlos zu bezeichnen – auf dem Hintergrund einer oft jahrelang von keinerlei Skrupeln gehemmten Machtausübung.

Jedoch muss festgehalten werden, dass infolge einer bewusst vorschriftswidrigen oder unterlassenen Ausführung oberster Befehle viele Opfer überleben konnten. In den letzten Kriegsmonaten geschah dies natürlich häufiger. Bei der wachsenden Distanz, mit welcher manche Gefolgsleute des Regimes die letzten Transporte in die Vernichtung gesehen und nicht mehr vorbehaltlos gebilligt haben, schien sich zuweilen doch noch ein bestimmtes Gefühl für Mitmenschlichkeit erhalten zu haben – ungeachtet der erwarteten Haltung von Systemtreue und Durchhaltewillen. Am verbrecherischen System, welches bis zum Ende seinen menschenverachtenden Charakter vor aller Welt demonstriert hat, und der blinden Ergebnisheit der Mehrheit seiner Funktionsträger ändern solche Ausnahmen aber nichts.

⁴⁵ SANDER (wie Anm. 44), S. 79.

⁴⁶ UAF, B 24/2665.

⁴⁷ Wie Anm. 1.

Frau Gurlitt endet ihren Bericht mit den Worten:

Zu meiner Freude sind dann alle jene, die mitmußten, nach dreieinhalb Monaten wieder heimgekehrt. Ob ich selber die großen Strapazen überstanden hätte, ist ungewiß. So bleibt nur der Dank für Gottes Bewahrung.⁴⁸

Alle am 13. Februar 1945 Deportierten konnten heimkehren: Willy Alt-Rhoden, Erna Arendt, Heinrich Cossmann, Julius, Herbert und Milli Günzburger, Fritz Geismar, Ludwig Hauser, Selma Montbrun, Paula Rüdell, Otto Schwarz, Albert Strupp, August Teutsch und Josef Wallach nach Freiburg sowie Eugen Geismar nach Haslach im Kinzigtal.

Auch die bereits am 11. Januar 1944 von Karlsruhe aus nach Theresienstadt deportierten Freiburger Mischehe-Partner wurden befreit und kamen alle zurück: Alice Hübsch, Olga Jiricek, Elisabeth Krzeminski und Fanny Jeannette Müller.⁴⁹

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Wichtigen Zugang zu den grundlegenden Daten für alle oben genannten Personen vermittelt die Datenbank „Biographische Daten Freiburger Juden 1933-1945“ im Stadtarchiv Freiburg. Zur weiterführenden Ergänzung wird auf die Bestände der Wiedergutmachung und Restitution des Staatsarchivs Freiburg verwiesen.

Vertraut und nah: Elsässer und das Elsass, 1952-2014

Von
NORBERT OHLER

Von Begegnungen mit dem Elsass, seinen Menschen und seiner Geschichte in gut 60 Jahren soll die Rede sein.¹ Viele Leser dieser Zeitschrift werden Ähnliches erfahren haben. Im Rückblick verstehe ich es als ein gutes Vorzeichen, dass ich das Nachbarland erstmals 1952 als 17-jähriger Schüler auf einer Rundreise per Anhalter durch Frankreich kennengelernt habe. Im selben Jahr ist die Montanunion in Kraft getreten – ein Schritt auf dem Weg zur Europäischen Union. Elsässer haben das Zusammenwachsen Europas begrüßt als Chance, Frieden und Recht dauerhaft zu sichern; seit 1979 tagt das Europäische Parlament in ihrer Hauptstadt Straßburg. Doch wer von Baden aus häufiger den Nachbarn besuchte, erlebte auch, wie ein gutes Stück europäischer Vielfalt verloren ging, die in diesem Grenzland zu Hause gewesen war; nach vier Herrschaftswechseln in drei Generationen – 1871, 1919, 1940, 1945 – wurde das Elsass mehr und mehr zur französisch geprägten ‚Région Alsace‘. In der geplanten ‚Région Alsace Lorraine Champagne Ardenne‘ wird seine Bevölkerung etwa ein Drittel ausmachen (1,852 von 5,545 Millionen).

Das Land zwischen Vogesen und Rhein habe ich häufig besucht, in vielen Jahren mehrmals, mit Moped oder Auto, Zug oder Bus. Naheliegend waren solche Fahrten schon deshalb, weil ich von 1956 bis 1961 an der Universität Freiburg Geschichte und Romanistik studiert und von 1967 bis 2000 am dortigen Historischen Seminar unterrichtet habe. Ich wollte – in späteren Jahren zusammen mit meiner Frau und unseren vier Söhnen – das reiche kulturelle Erbe des Landes kennenlernen, in den Vogesen wandern, Freunde besuchen, bei einem Winzer Wein und im ‚Hyper Marché‘ Waren des täglichen Bedarfs kaufen. Gelegentlich habe ich in Archiven gearbeitet, wiederholt Vorträge gehalten, Seminare und Exkursionen geleitet. Nicht alle Erinnerungen lassen sich genau ‚festmachen‘ oder auf einen Nenner bringen; Widersprüche gehören zum Bild.

Zeichen der Verständigung

1952 bin ich durch ein Land gefahren, in dem Kriegskrüppel noch zum Straßenbild gehörten; man sah zerbombte Häuser und fuhr über provisorische Brücken. Heute zeichnen Städte und Dörfer sich durch Wohlstand aus; die Menschen haben Muße und Geld, ihre Anwesen fantasievoll zu schmücken.

Schon wenige Jahre nach Kriegsende wurden Probleme entschärft, die das Klima zwischen Frankreich und Deutschland auf Dauer hätten vergiften können: Schrittweise wurde die Stadt Kehl geräumt; in einer freien Wahl durften die Saarländer sich für den Beitritt zur Bundesrepublik entscheiden. Einvernehmliche Lösungen wurden auch für den Rheinseitenkanal und den Mundatwald (bei Weißenburg) gefunden. Manche Konzession Frankreichs und sein Verzicht

¹ Um die Zahl der Anmerkungen zu begrenzen, habe ich in den laufenden Text Erläuterungen eingeflochten. Manche Angaben habe ich aus dem Internet übernommen und/oder anhand von Wikipedia- (www.wikipedia.de) und anderen Einträgen im Jahr 2014 überprüft. Bedeutende Werke habe ich in „Das Elsaß“ (wie Anm. 21) genannt, bemerkenswerte Neuerscheinungen in „Alsatica“ (wie Anm. 19) vorgestellt.

auf Annexionen erklären sich mit dem Weitblick verantwortungsvoller Politiker, die nicht noch einmal – wie in den 1920er-Jahren – Chancen zur Verständigung vertun wollten. Unser Nachbar sah sich zu Entgegenkommen allerdings auch genötigt. Das Land hatte seinen Rang als Großmacht eingebüßt und nach 1945 in zum Teil verlustreichen Kämpfen (Dien Bien Phu, 1954) sein Kolonialreich und 1962 sogar Algerien verloren, das wie ein Teil des Mutterlandes verwaltet worden war. Wie sich die Gewichte schleichend zugunsten Deutschlands verschoben haben, zeigt die Währung: 1950 waren 100 ‚Alte‘ Francs 1,20 DM wert, Anfang 1958 noch 1,00 DM, beim Übergang zum Euro (01.01.1999) schließlich 0,2982 DM. Wer von Colmar nach Freiburg zum Einkaufen fuhr, bekam das zu spüren.

In den letzten Jahrzehnten haben Elsässer ihre deutschen Nachbarn als Touristen, als Arbeitgeber, Kaufleute und Kunden erlebt, denn Discounter locken mit Anzeigen. Badische Möbelgeschäfte liefern bis in die Vogesen und elsässische Ziegelhütten bis in den Schwarzwald. Deutsche Häuslebauer sind in dieser linksrheinischen Gemeinde willkommen, in jener nicht gern gesehen. Überraschend, für viele beängstigend, kam 1989/90 die deutsche Einheit. Zuvor hatten französische Medien nicht selten Sorgen bekundet angesichts des demografischen und wirtschaftlichen Ungleichgewichts zwischen den beiden Staaten, erst recht zwischen Baden-Württemberg und dem Elsass (derzeit 10,63 bzw. 1,85 Millionen Einwohner). Mit Basel und Karlsruhe strahlen mächtige Ballungsräume in das Süd- und das Nordelsass aus. Eine diffuse, von üblen Erfahrungen genährte Furcht vor Vereinnahmung hat sich in den 1960er-Jahren einmal im Alarmruf eines Politikers aus Weißenburg (?) entladen, der seine Heimat von einer *germanisation pacifique* bedroht sah.

Bedeutsamer waren verheißungsvolle Zeichen. Beide Seiten wollten zu einem auf Dauer tragfähigen Ausgleich kommen und unterstützten deshalb Bestrebungen, Europa im Einvernehmen mit Deutschland zu einen. Schon wenige Jahre nach Kriegsende wurde der grenzüberschreitende Verkehr erleichtert. So brauchte ich 1952 für meine Frankreichfahrt zwar noch Reisepass, Visum und den Nachweis, dass ich für die Gültigkeitsdauer des Visums 10 DM pro Tag in Francs umgetauscht hatte; doch all das war seinerzeit schon leicht zu regeln. Seit Langem genügt der Personalausweis; wo Grenzposten in Breisach kontrollierten, lädt McDonald's zu einer Stärkung ein. Ein strapazierfähiges Netz ist entstanden dank Partnerschaften zwischen Städten, Universitäten und anderen Institutionen, des Deutsch-Französischen Jugendwerks sowie binationaler Ehen; eine unserer vier Schwiegertöchter stammt aus Burgund; unsere beiden Enkel aus dieser Ehe wachsen unweit des Elsass mit zwei Sprachen und zwei Staatsangehörigkeiten auf.

Symbolträchtige Initiativen sind dazugekommen: Brücken wurden rasch wiederhergestellt und neue gebaut. Befestigungen sind touristische Attraktionen geworden – man denke an die Hohkönigsburg und an Neu-Breisach; Anlagen der Maginot-Linie (Abb. 1) sind allgemein zugänglich. Luftaufnahmen lassen zwischen dem Nordelsass und der Südpfalz keine Grenze erkennen; dagegen zeichnet sich der ehemalige ‚Eiserne Vorhang‘ in Europas Mitte als ‚grünes Band‘ immer noch deutlich ab. Vielfältige Bindungen von Land zu Land gehören zum Alltag. Wie wenig selbstverständlich sie sind, wie welthistorisch einzigartig die Verständigung zwischen den vermeintlichen Erbfeinden ist, zeigen Konflikte in geschundenen Teilen unserer Welt.

Elsässer

Über einen französischen Mitstudenten lernte ich 1956 in Colmar Monsieur Ober und dessen Familie kennen; eine jahrzehntelange Freundschaft hat uns verbunden. Er war wohl noch in der ‚Reichslandzeit‘ (1871-1919) geboren; ein Bruder (?) lebte in Münster/W. Seine herzensgute Frau stammte aus Lyon; beide haben mich schon wenige Minuten nach dem Kennenlernen zur

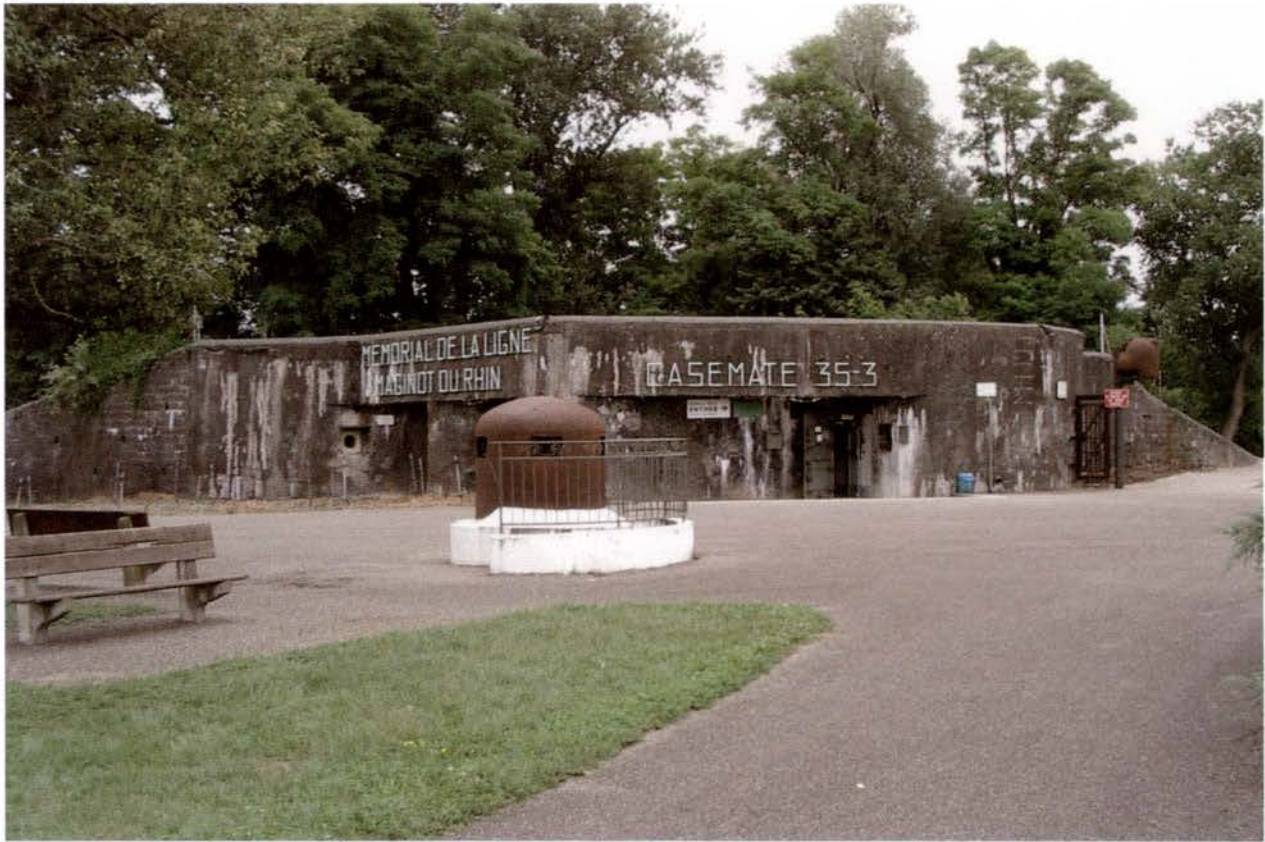


Abb. 1 Gedenkstätte bzw. ehemaliger Bunker der Maginot-Linie, Markolsheim
(Wikimedia Commons, Foto: Florival fr).

Übernachtung in ihr Haus eingeladen. Monsieur ermunterte mich, mit den Kindern die Unterhaltung auf Deutsch zu führen, was auf wenig Gegenliebe stieß; die vier Töchter und der eine Sohn wuchsen nicht viel anders auf als ihre Altersgenossen in Annecy oder Blois, mit denselben Schulprogrammen und Fremdsprachen, Pfadfinderaktivitäten und Ferenzielen.

Für Madame könnten die ersten Jahre in Colmar schwierig gewesen sein, wie eine bei-läufige Bemerkung in den 1980er-Jahren zeigte: Elsässerinnen hätten sie mit *Madame Ober* angesprochen, das O betont. Mit derselben Betonung habe sie erwidert: *Ober - connais pas*. Sie erwartete, dass man ihren Namen wie ‚Aubair‘ aussprach. Man kann sich leicht vorstellen, wie die Zurechtweisung auf ‚Autochthone‘ gewirkt hat, die keine Gelegenheit gehabt hatten, sich das gepflegte Französisch anzueignen, noch waren sie gefragt worden, ob sie ihre Muttersprache preisgeben wollten. Jahre später standen meine Frau und ich in Colmar am offenen Grab von Madame, zusammen mit Angehörigen und Freunden. Über den Sarg streute ein Neffe Erde, die er aus der Heimat seiner Tante mitgebracht hatte.

Auf der Suche nach einem Thema für meine Staatsarbeit, die sich später vielleicht zu einer Dissertation ausbauen ließe, habe ich 1960 Jean Schlumberger (1877-1963) kennengelernt. In Gebweiler als Sohn einer der ‚großen Familien‘ des Elsass geboren, musste er sich mit 15 Jahren entscheiden, ob er später den Militärdienst im Reich ableisten wolle. Er hat für Frankreich optiert und seine Heimat verlassen; zurückkehren durfte er nur mit besonderer Erlaubnis für bestimmte Ereignisse (etwa ein Trauerfall in der Familie). In Paris hat er das renommierte Lycée Condorcet besucht und dann an der Sorbonne studiert. Nach literarischen Arbeiten hat er zusammen mit André Gide und anderen Autoren 1908/09 die *Nouvelle Revue Française* (NRF)

gegründet, die bald die bedeutendste literarische Zeitschrift Frankreichs war; sie hat zahlreiche später berühmte Autoren entdeckt und gefördert. 1914 hat er sich mit 37 Jahren als Kriegsfreiwilliger gemeldet. Nach dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg hat er sich publizistisch für eine Verständigung mit Deutschland eingesetzt. Als diese nach 1945 noch in weiter Ferne lag, hat er öffentlich die Kollektivschuldthese bekämpft.²

In Gegenwart seines Sekretärs empfing Jean Schlumberger mich in seiner Pariser Wohnung – wohl in dem Raum, in dem die NRF gegründet worden war. Er eröffnete das Gespräch auf Deutsch, mit ausdruckskräftigem Vokabular und angenehm melodischem Tonfall. Er erkundigte sich nach meinem Studium und dem geplanten Abschluss. Zum Abschied schenkte er mir „Eveils“ (Erwachen, autobiografische Skizzen, Paris 1950) mit der Widmung *à Norbert Ohler / avec mes vœux pour son travail / Jean Schlumberger / oct. 60*. Er gab mir zusätzlich einen Band seiner ‚Werke‘ mit als Geschenk für die Universitätsbibliothek Freiburg; deren Katalog weist nur diesen Band 7 der *Oeuvres* aus. Die Hoffnung des Autors, die Bibliothek werde „dann auch die anderen Bände kaufen“, hat sich wohl nicht erfüllt.

1963/64 habe ich ein Jahr als *Assistant d'allemand* am *Lycée Louis-le-Grand* in Paris unterrichtet, ein einzigartiger Glücksfall. Denn die Schule liegt im Quartier Latin, gegenüber der Sorbonne, und sie bereitet auf die *Grandes Ecoles* vor, die ‚Kaderschmieden‘ Frankreichs. Mit drei Deutschlehrern bin ich häufig ins Gespräch gekommen. Monsieur Brun überraschte mich einmal mit der Bemerkung, nicht wenige seiner Landsleute gingen davon aus, dass Frankreich zwei ‚Erbfeinde‘ habe; deshalb ließen Offiziere, die in den Bodentruppen dienen, ihre Söhne Deutsch lernen; die Söhne von Marineoffizieren eigneten sich Englisch an. Ich unterrichtete also, wenn auch nicht nur, Söhne von Infanteristen, Artilleristen, Pionieren ...

Monsieur Mersiol erzählte, sein Vater sei vor 1870 aus ‚Innerfrankreich‘³ ins Elsass gezogen und dort nach dem Frankfurter Frieden (Mai 1871) geblieben. Während des Ersten Weltkriegs habe er in der Schule gesungen: „Siegreich woll’n wir Frankreich schlagen / Sterben als ein Held.“ Ursprünglich hatte der Vers gelautet „Siegreich woll’n den Feind wir schlagen“, also ohne antifranzösische Spitze.⁴ In der leidenschaftlich überhitzten Kriegsatmosphäre hatte der Lehrer – vielleicht aus dem ‚Altreich‘ zugezogen – wohl Patriotismus bekunden wollen. – Monsieur Mersiol legte mir gelegentlich seine Schulzeugnisse vor, die den Übergang von Herrschaft und Amtssprache in den Jahren 1919/20 spiegelten.

Monsieur Brencklé, im Nordelsass geboren, hat mich wiederholt in sein Haus in Sceaux, südlich von Paris, eingeladen. Im Gespräch mit den Eheleuten Brencklé und ihren beiden Töchtern konnte ich zur Sprache bringen, was mir im Alltag des Lycée und im Leben Frankreichs rätselhaft geblieben war. Bei angeregter Unterhaltung entkorkte Monsieur manche Flasche aus seiner Heimat; so habe ich den Gewürztraminer kennengelernt, von dem meine Familie und unsere Gäste sich gern Zunge und Gaumen verwöhnen lassen.

² Vgl. N[ICOLAUS] B[ENCKISER]: Jean Schlumberger; in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25./26.05.1967. Meiner Erinnerung nach war Benckiser, im Elsass geboren, einer der Herausgeber der F.A.Z.; ALFRED GROSSER: Un homme hors de son temps: Les quatre-vingt-dix ans de Jean Schlumberger; in: *Le Monde*, 27.05.1967; JEAN-MARIE SCHMITT: Jean Schlumberger; in: *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne*, Lieferung 33, Straßburg 1999, S. 3463 f.; S. 3453 eine ‚Généalogie simplifiée‘ der Schlumberger-‚Dynastie‘.

³ Von *France de l'intérieur*, *Français de l'intérieur* sprach man nach 1871. Da die Begriffe sich bewährt haben, werden sie noch heute wertneutral verwendet; je nach Betonung und Zusammenhang können sie aber auch verletzend wirken.

⁴ ‚Musketier sein’s lust’ge Brüder‘, zweite Strophe; nach Google (November 2014).

In den 1980er-Jahren lernte ich ein Winzerehepaar kennen – über einen Kollegen vom Orientalischen Seminar; der libanesische Christ schenkte bei einer Abendeinladung seinen Gästen Wein von Scherb ein. Bald darauf fuhr unsere Familie nach Geberschweier, einem Dorf am Fuß der Vogesen, südwestlich von Colmar. Wir stellten uns vor, und ich erzählte, wie ich zu ihnen gefunden hatte. Von da an unterhielten wir uns wie alte Bekannte. Wir wurden eingeladen, reichlich zu probieren und auch edle Tropfen zu kosten; dazu gab es selbstgebackenen Gugelhupf. So großzügig hatten badische Weinerzeuger uns nicht bedient.

Nach einem Weinkauf sind wir einmal durch Rufach gebummelt. Unsere vier Söhne und einer ihrer Mitschüler wollten uns nicht begleiten. Als wir zurückkamen, fehlte von den fünf jede Spur. Nach einiger Zeit gaben sie sich zu erkennen: Jeder hockte in einer der Platanen, die den Platz säumen; sie begeisterten sich an einem Bardengesang, der unter ihnen gerade in Mode war. Madame Scherb hatte ihnen wohl reichlich eingeschenkt.

Im Laufe der Jahrzehnte sind wir bei heiteren und ernsten Gesprächen, mal auf Deutsch, dann auf Französisch, Freunde geworden. Wir brachten weitere Weinliebhaber mit, sodass man bald auch im Münsterland Elsässer Gewächse schätzte. Ab und an begleiteten uns auch Gäste aus ‚Innerfrankreich‘. Mehr noch: Im Anschluss an Exkursionen durfte ich mit Studenten und Schülern zu einer Weinprobe kommen. Vorher fragte ich telefonisch an; als ich einmal zu bedenken gab, ich werde vielleicht der einzige Käufer ihrer Weine sein, meinte Madame nur, sie habe eine Tochter im Studium und wisse um die Finanzen junger Leute. *Mais c'est la clientèle de demain*. Die Erwartung ist aufgegangen.

Vor einigen Jahren haben meine Frau und ich das Autofahren aufgegeben. Zweimal im Jahr schicken Scherb uns ihre aktuelle Weinliste mit dem Vermerk, dass sie dann und dann ihre Kunden im Breisgau beliefern wollen. Wir bestellen per E-mail, und wenn die Kartons mit dem Wein verstaut und bezahlt sind (es gelten dieselben Preise wie in Geberschweier), bleibt meist noch die Zeit für ein Schwätzchen und eine kleine Stärkung. Mittlerweile haben die Eltern Scherb die Führung des Betriebs der nächsten Generation übergeben. Ihre Tochter hat uns gelegentlich erzählt, es sei für sie nicht leicht gewesen, sich neben der daheim gesprochenen Mundart in der Schule das Französische anzueignen, und zusätzlich Deutsch; beide Hochsprachen beherrscht sie mündlich und schriftlich.

Gelegentlich durfte ich in das Familienalbum blicken. Als ich ein Gruppenfoto genauer anschaute, sah ich einen Soldaten in der Uniform der Wehrmacht; von den *Malgré-nous* („gegen unseren Willen eingezogen“) wird noch die Rede sein. Jüngst erwähnte Monsieur, er habe in Pfarrbüchern herausgefunden, dass sein Name wohl von ‚Serb(e)‘ herzuleiten sei. Wir sahen uns an Zuckmayer erinnert, der den Rhein als „große Völkermühle“ gepriesen hat. Die „Kelter Europas“ habe Goethe und Beethoven hervorgebracht, Gutenberg und Matthias Grünewald. Es waren „die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt – wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen“.⁵

Im Herbst 1992 rief mich ein Franzose an und bezog sich auf mein Buch „Reisen im Mittelalter“ (1986). Jean-Marie Zemb, von 1986 bis 1998 Inhaber der *Chaire de Grammaire et Pensée Allemandes des Collège de France*⁶, hatte sich überlegt, dass eine Vorlesungsreihe zum Thema

⁵ CARL ZUCKMAYER: *Des Teufels General*. Drama in drei Akten, Frankfurt/M. ³¹2000, S. 65.

⁶ Lehrstuhl für deutsche Grammatik und deutsches Denken. Das Collège de France, 1529 von Franz I. gegründet, zeichnet sich durch die stolze Devise aus: *Docet omnia* (Lehrt alles). Von Anfang an stand es modernen Forschungsrichtungen aufgeschlossen gegenüber. Die am Collège Lehrenden bestimmen frei den Inhalt ihrer Lehrveranstaltungen; sie nehmen keine Prüfungen ab. Vgl. BERNHARD SCHMIDT/JÜRGEN DOLL/WALTHER FEKL/SIEGFRIED LOEWE: *Frankreich-Lexikon*. Schlüsselbegriffe zu Wirtschaft, Ge-

Quelques itinéraires qui ont façonné l'Europe („Reisewege, die Europa geprägt haben“) gut in das Lehrprogramm des *Collège* (so die hausinterne Bezeichnung) passe. Er erkundigte sich, ob er bei nächster Gelegenheit den Professoren vorschlagen dürfe, mich auf die *Chaire européenne*⁷ zu berufen, den ‚Europalehrstuhl‘ dieser altherwürdigen Einrichtung. Ich habe nicht lange überlegt. Im Frühjahr 1993 habe ich mich im *Collège*, in unmittelbarer Nähe des *Lycée Louis-le-Grand*, Monsieur Zemb vorgestellt und einen liebenswürdigen, rührigen, vielseitig gebildeten und interessierten Wissenschaftler kennengelernt.⁸ Geboren in Erstein (Unter-Elsass), hat J.-M. Zemb in Frankreich und Deutschland studiert, in Hamburg, Paris, Besançon und wieder in Paris gelehrt. Perfekt zweisprachig, hat er zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht⁹ und Vorträge gehalten; mehrfach hat er zu aktuellen Fragen Stellung genommen, etwa zur ‚Reform‘ der deutschen Rechtschreibung.¹⁰ Manches aus seiner Schulzeit im annektierten Elsass hat er in Gespräche einfließen lassen. So war er Mitschüler von Erika Heimpel, einer Tochter des Historikers Hermann Heimpel (1901-1988), der zeitweise in Freiburg studiert und von 1941-1944 an der ‚Reichsuniversität‘ in Straßburg gelehrt hat. 1944 wird Jean-Marie Zemb das ‚Notabitur‘ erhalten haben.¹¹ Wie Abertausende seiner Landsleute wurde er eingezogen, konnte aber fliehen. Ich habe mich seinerzeit nicht getraut, nach Einzelheiten zu fragen – was ich heute bedaure.

Über die Familie Ober in Colmar haben meine Frau und ich die Familie Trautmann in Thann kennengelernt. Jean-Marie, mit dem wir seit Langem per ‚Du‘ sind, ist diplomierter Chemiker, ein Mann mit weitem Horizont, Interesse an den Geschicken Frankreichs, Deutschlands und Europas, ein Helfer notleidender Ukrainer (spätestens seit der Tschernobyl-Katastrophe, 1986) und Philippiner. Als ich ihm einmal zu seiner vorzüglichen Zweisprachigkeit gratulierte, meinte er, Deutsch habe er von seiner Mutter gelernt, einer Deutschlehrerin – und als begeisterter Karl-May-Leser in Schülertagen. Habe ich einen Text auf Französisch vorzulegen, gibt er meiner Fassung in kurzer Zeit den druckreifen Schriff.

Im Jahr 2010 hat Jean-Marie meiner Frau und mir eine Einladung der *Alliance Française* in Thann vermittelt; diese Einrichtung will in Frankreich und im Ausland die französische Sprache fördern. Wir haben referiert über *Les jeunes en Allemagne dans les années 40*, im Anschluss an ein gemeinsam verfasstes Buch.¹² Für uns war es eine Premiere, mit verteilten Rollen auf Französisch zu sprechen – zudem im Festsaal des Rathauses, unter einem Bild, das General

sellschaft, Politik, Geschichte, Kultur, Presse- und Bildungswesen, Bd. 1 (Grundlagen der Romanistik 7), Berlin 1981, S. 160f.

⁷ Eingerichtet 1989; dazu kam 1992 die *chaire internationale*. Beide wurden jeweils für ein Jahr besetzt. Der Europalehrstuhl war nichtfranzösischen Wissenschaftlern aus einem europäischen Land, der internationale Lehrstuhl Gebildeten außereuropäischer Länder vorbehalten.

⁸ Vgl. NORBERT OHLER: Brückenbauer. Zur Erinnerung an Jean-Marie Zemb (1928-2007), Elsässer, Germanist, Professor am Collège de France, Mitglied der Académie des sciences morales et politiques, in: Jahrbuch der Hambach Gesellschaft 2008, S. 95-111.

⁹ Genannt seien: Aristoteles in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von JEAN-MARIE ZEMB (rowohlt's monographien 63), Reinbek bei Hamburg 1961 u.ö., in mehrere Sprachen übersetzt. Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch, Mannheim/Wien/Zürich, Bd. 1, 1978 und Bd. 2, 1984. Vergleiche die Würdigung Zembs von Michel Zink, Prof. am Collège de France, in: La lettre du Collège de France Nr. 21, Dezember 2007, S. 53f.

¹⁰ Vgl. etwa JEAN-MARIE ZEMB: Erbfreundschaft hört bei der Sprache auf. Deutsch und Französisch vierzig Jahre nach dem Elysée-Vertrag. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18.01.2003, Nr. 15, S. 36.

¹¹ Dieses wurde nach dem Krieg im Elsass als Zugangsberechtigung zu einem Hochschulstudium anerkannt, in Deutschland im Allgemeinen erst nach Absolvierung eines ‚Förderkurses‘.

¹² ANNEMARIE OHLER/NORBERT OHLER: Kinder und Jugendliche in friedloser Zeit. Aus deutscher Geschichte 1939 bis 1949, Münster ²2010.

Charles de Gaulle vor der Silhouette des Münsters St. Theobald zeigt. Nach dem Echo der Zuhörer zu schließen – unter ihnen viele Schülerinnen und Schüler; aber auch, wie sich nach der Aussprache und unter vier Augen ergab, ehemalige ‚Flakhelfer‘ – sind wir gut ‚angekommen‘.

Ein Rückblick und eine Ergänzung: Im Spätmittelalter war Thann ein überregionaler Wallfahrtsort; mit den Gaben der Pilger wurde der Bau von St. Theobald finanziert, nach dem Straßburger Münster die größte und prächtigste gotische Kirche des Elsass. Berichte von ‚Wundern‘, die die Pilger an sich erfahren hatten, habe ich in eine Studie zu Ehren von Berent Schweineköper, lange Jahre Leiter des Freiburger Stadtarchivs und Vorsitzender des Breisgau-Geschichtsvereins, eingehen lassen.¹³ Thann ist im Ersten Weltkrieg die „Hauptstadt des befreiten Elsass“ gewesen. Am 24. November 1914 hat im dortigen Rathaus General Joffre, Befehlshaber der französischen Armee, im Namen Frankreichs den Elsässern die Achtung ihrer Freiheiten, Traditionen und Überzeugungen sowie ihres Brauchtums versprochen.¹⁴ Die pathetische Erklärung mit dem Verweis auf die *libertés alsaciennes* hat in der Zwischenkriegszeit zu bösem Streit und bitterem Kummer im Elsass geführt.¹⁵

Keine Misstöne, wohl gelegentliche Vorbehalte

Um 1970 habe ich mich in einer Stadt des ehemaligen Zehnstädtebundes (Rosheim?) im Rathaus nach Unterlagen aus der Zeit gleich nach der Befreiung (1944 oder 1945) erkundigt. Der für das Archiv Zuständige antwortete kurz: *Les Nazis ont tout emporté* („Die Nazis haben alles mitgenommen“). In der Annahme, mich unklar ausgedrückt zu haben, habe ich nachgefragt. Mein Gegenüber sah mich durchdringend an und wiederholte dann, mit betont frostigem Tonfall: *Monsieur, les Nazis ont tout emporté!* Da hatte ich begriffen, dass ich es an Fingerspitzengefühl hatte fehlen lassen. Jahrzehnte später hat einer unserer Söhne die Geschichte der Dekapolis in einer anderen Umbruchphase untersucht.¹⁶

Im Rückblick sei hervorgehoben, dass ich wegen meiner Nationalität in ‚Innerfrankreich‘ keine Misstöne gehört habe, im Elsass nur wenige und bedeutungslose, wenn ich an Leid und Zerstörungen denke, die der Zweite Weltkrieg und die nationalsozialistische Barbarei über dieses Land gebracht haben. Auf die Bevölkerung bezogen, hatte das Elsass auch deshalb weit mehr Gefallene und Vermisste, Verwundete und Verstümmelte als Frankreich insgesamt zu beklagen, weil seit August 1942 junge Elsässer (und Lothringer sowie Luxemburger) unter Bruch

¹³ NORBERT OHLER: Nord- und Ostdeutsche im Südwesten des Reiches. Ein Beitrag zu den Mirakeln des hl. Theobald, in: *Schau-ins-Land* 101 (1982), S. 151-167.

¹⁴ *Notre retour est définitif, vous êtes français pour toujours. La France vous apporte, avec les libertés qu'elle a toujours représentées, le respect de vos libertés alsaciennes, de vos traditions, de vos convictions, de vos mœurs. Je suis la France, vous êtes l'Alsace. Je vous apporte le Baiser de la France.* Nach: *L'Alsace*, der führenden Zeitung des Ober-Elsass, vom 26.11.2014. An die „denkwürdige Erklärung“ (*déclaration mémorable*, so die Zeitung) haben sich 100 Jahre später in einer öffentlichen Feier Honoratioren von Stadt und Staat, Schülerinnen und Schüler sowie Teile der Bevölkerung erinnert. „Unsere Rückkehr ist endgültig. Für immer seid ihr Franzosen. Frankreich bringt euch mit den Freiheiten, die es immer beachtet hat, die Berücksichtigung eurer elsässischen Freiheiten, eurer Traditionen, eurer Überzeugungen, eures Brauchtums. Ich bin Frankreich, ihr seid das Elsass. Ich bringe euch den Kuss Frankreichs.“

¹⁵ *Das Elsass von 1870-1932*, III. Bd.: Geschichte der kulturellen und religiösen Entwicklung, hg. von JOSEPH ROSSÉ u.a., Colmar 1936, S. 73ff., 129ff., 382ff. und 403ff.

¹⁶ CHRISTIAN OHLER: *Zwischen Reich und Frankreich. Die elsässische Dekapolis nach dem Westfälischen Frieden*, Diss., Mainz 1999.

Strassburg, 24. August 1942.

An die Bevölkerung des Elsaß!

Als sich Deutschland im Jahre 1914 von den plutokratischen Mächten der Welt bedroht und angegriffen fühlte, erhob sich auch das gesamte Elsaß, um Volk und Reich zu verteidigen. Viele Zehntausende, darunter viele Tausende Freiwillige, eilten zu den Fahnen des Reiches.

Sie haben wie die Soldaten aller übrigen deutschen Gauen ihre Pflicht getan und den Ruhm von Deutschlands unsterblichem Soldatentum mitbegründet. Aber alles Heldentum unseres Volkes konnte damals das Reich nicht retten. Die Zeit Deutschlands war noch nicht gekommen. Seit dem September des Jahres 1939 steht unser Volk wiederum im Kampf mit den plutokratischen Mächten der Welt. Diesmal aber unter anderen, unvergleichlich besseren Voraussetzungen als damals. Was unser grosses Volk und seine tapferen Soldaten im ersten Weltkrieg nicht erzwingen konnten, werden sie im gegenwärtigen Völkerringen erreichen. Der Sieg ist unser und niemand kann ihn uns entreissen. Wenn nun durch ein Gesetz für das Elsaß die Wehrpflicht eingeführt wird, dann geschieht das nicht nur um des Reiches, es geschieht das mehr noch um des Elsaß willen.

Das Elsaß hat auch Verpflichtungen vor sich selbst. Es wird ihm nichts geschenkt, wie niemand auf dieser Welt des ewigen Ringens von Geschenken leben kann. Es muss sich seine künftige Stellung im neuen Europa erkämpfen. Nur durch die aktive Teilnahme am Kampf sichert sich das Elsaß eine glückliche Zukunft. Daher war die Einführung der Wehrpflicht notwendig. Neben den Tausenden von Freiwilligen, die das Elsaß auch in diesem Kriege wieder stellt, werden künftig die jungen Jahrgänge in der deutschen Wehrmacht dienen, und ich habe keinen Zweifel, dass sie die Ehre, die Ideale und die Interessen des Elsaß und des Reiches verfechten werden, wie das ihre tapferen Väter im ersten grossen Weltkampf getan haben.

Der Chef der Zivilverwaltung im Elsaß
Robert Wagner

Verordnung vom 25. August 1942

Auf Grund der mir vom Führer erteilten Ermächtigung verordne ich:

- § 1 Für diejenigen deutschen Volksgenossen im Elsaß, die den durch besondere Anordnung festzulegenden Jahrgängen angehören, wird die Wehrpflicht in der deutschen Wehrmacht eingeführt.
- § 2 Die einberufenen Wehrpflichtigen unterliegen den für deutsche Soldaten geltenden Bestimmungen und haben alle Ansprüche, die deutschen Soldaten zustehen.
- § 3 Die nicht zum aktiven Wehrdienst einberufenen Wehrpflichtigen des aktiven Beurlaubtenstandes unterliegen den für diese geltenden Bestimmungen.
- § 4 Diese Verordnung tritt am 25. August 1942 in Kraft.

Strassburg, den 25. August 1942.

Der Chef der Zivilverwaltung im Elsaß:
Robert Wagner, Gauleiter und Reichsstatthalter.

Abb. 2 Einführung der Wehrpflicht für Elsässer. Veröffentlicht im „Kolmarer Kurier“ am 26. August 1942 (Archives Départementales du Haut-Rhin, JX 75).

des Völkerrechts zur Wehrmacht eingezogen worden waren (Abb. 2): die *Malgré-nous* („gegen unseren Willen“). Abertausende von ihnen sind gefallen oder vermisst, andere mit dem Leben davongekommen, aber körperlich und seelisch verletzt; in ihrer Heimat waren sie oft unwillkommen. Gefallene *Malgré-nous* sollen, weil sie französische Staatsbürger waren, auf französischen Soldatenfriedhöfen beigesetzt sein.¹⁷

¹⁷ Auf Anfrage beim Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. teilte Frau Beate Kalbhenn dem Autor mit (E-Mail vom 9.3.2015), dass auch die zwangseingezogenen Elsässer und Lothringer auf deutschen Soldatenfriedhöfen bestattet wurden: *Nach dem Krieg haben die französischen Behörden geprüft, ob jemand freiwillig oder zwangseingezogen war. Die Malgré-nous wurden dann durch den französischen Gräberdienst auf den deutschen Friedhöfen ausgebettet bzw. abgeholt und in die Heimat bzw. auf französische Nationalfriedhöfe überführt.*

Verführt oder gezwungen, waren Elsässer auch in die Waffen-SS eingetreten; einige von diesen gehörten zu der SS-Einheit, die am 10. Juni 1944, vier Tage nach der Landung der Alliierten in der Normandie, in Oradour (Mittelfrankreich) Hunderte von Männern, Frauen und Kindern hingemetzelt hatte. Auch Elsässer mussten sich 1953 in Bordeaux vor Gericht für den Frevel verantworten. Einer wurde zum Tode, mehrere zu Zwangsarbeit verurteilt; sie kamen bald in den Genuss einer Amnestie. Im Elsass hatten der Prozess und die Strafen schwere Unruhen ausgelöst. Dort hatte man nicht vergessen, dass die in Vichy residierende französische Regierung die Bewohner von Elsass und Lothringen dem deutschen Besatzer mehr oder weniger preisgegeben hatte. Noch Jahrzehnte später hat ‚Oradour‘ zu leidenschaftlichem Streit zwischen Elsässern und ‚Innerfranzosen‘ geführt.

Die böse nationalsozialistische Zeit konnte nicht folgenlos für deutsche Besucher des Elsass bleiben. Zwei Begegnungen fallen mir ein. In den 1950er-Jahren habe ich einmal einen älteren Herrn um eine Auskunft gebeten, auf Deutsch. Wie sein Gesichtsausdruck zeigte, hatte er mich verstanden; doch er reagierte nicht. Ich habe dann meine Frage auf Französisch wiederholt, mit Erfolg. Seitdem habe ich Fremde nur noch auf diese Art angedet, was mir erlaubte, mich in der anderen Sprache zu üben. Ähnlich hat es später meine Frau gehalten. Als sie sich vor einer Theke einmal mit einer Freundin leise austauschte, wie das Gewünschte wohl auf Französisch heiße, meinte die Bäckerin freundlich: „Sie können ruhig Deutsch reden.“ Gelegentlich eines anderen Einkaufs rügte eine Kundin, dass eins unserer Kinder sich mit seinen Händchen gegen eine Scheibe der Käsetheke stützte. Als ich versuchte, sie mit einem Blick auf den etwa 5-Jährigen zu beschwichtigen, zischte sie mich an: *Mais restez donc chez vous, si ça ne vous plaît pas ici!* („Bleiben Sie doch daheim, wenn es Ihnen hier nicht gefällt!“). Ihr Unbehagen wurzelte vielleicht nicht einmal in Erfahrungen, die sie oder Angehörige von ihr mit Deutschen gemacht hatten.

Berichte über ein reiches, mit Stolz gepflegtes Erbe

Seit den 1970er-Jahren habe ich mich in die Geschichte des Landes am Oberrhein eingearbeitet, also auch in die Geschichte des Elsass. Flächenmäßig ist es die kleinste Region Frankreichs (8.280 km²; Korsika kommt auf 8.680 km²), aber stolz auf die große Zahl von Vereinigungen, die das reiche Erbe des Landes pflegen. Ein Dachverband, die *Société Savante d'Alsace et des Régions de l'Est* (1927 gegründet als Wissenschaftliche Gesellschaft für Elsass-Lothringen, während der de facto-Annexion 1940-1944/45 aufgelöst oder verboten, 1947 wiederbegründet), koordiniert das Wirken von annähernd 120 Gesellschaften, vor allem aus dem Elsass und benachbarten Regionen Frankreichs. Allein die Geschichtsvereine zählten Anfang der 1980er-Jahre etwa 40.000 bis 50.000 Mitglieder.¹⁸

Für den deutschen Historiker und die Studierenden in Übungen und Seminaren gab es viele Gemeinsamkeiten beiderseits des Rheins zu entdecken, vorgegeben durch den Naturraum und dessen Klima, die Sprache, die Religion, die Herrschaften ... Nicht verwunderlich und doch bemerkenswert sind gleichzeitige Entwicklungen. Das gilt für den Landesausbau, für Lage, Formen und Namen der Siedlungen, für die Entstehungszeit von Burgen und Klöstern. Gemeinsamkeiten in anderen Bereichen: 1834/1851 wurde die „Revue d'Alsace“ gegründet; in dieser ältesten französischen Zeitschrift für Regionalgeschichte spiegeln sich Forschungen zur Ge-

¹⁸ Vgl. MARCEL THOMANN: Geschichtsvereine im Elsaß. In: Geschichtliche Landeskunde im Elsaß und in der Pfalz. Arbeitstagung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in St. Martin, 12.-14.10.1983, in: Pfälzer Heimat 1984/Heft 2, S. 50f. (S. 49-83 Referate und Bericht von einer Exkursion).

schichte des Elsass. Rechts des Rheins erschien 1850 der erste Jahrgang der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“ (ZGO), eine der ältesten Regionalzeitschriften im deutschsprachigen Raum (die „Historische Zeitschrift“ folgte erst 1859). 1864 und 1884 wurden der Badische bzw. der Württembergische Schwarzwaldverein gegründet, zwischendurch der Vogesenclub (1872); im Elsass hat er mehrere tausend Kilometer Wanderwege markiert – eine Leistung, die in ‚Innerfrankreich‘ ihresgleichen sucht.

Gern habe ich das Angebot angenommen, Neuerscheinungen zur elsässischen Geschichte deutschen Lesern vorzustellen. Mehrfach habe ich Titel, die ich zur Einzelrezension erhalten hatte, um Arbeiten ergänzt, die mir im Elsass und bei Studien in Freiburg aufgefallen waren. Die „Sammelreferate zu ‚Alsatica‘“¹⁹ haben beiderseits des Rheins durchweg ein freundliches Echo gefunden. Besonders gefreut habe ich mich über Schreiben von Marcel Thomann, lange Jahre Präsident der *Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace*.²⁰

Als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ sowie des Alemannischen Instituts habe ich Anregungen unterstützt, den Austausch mit ähnlichen Einrichtungen im Elsass zu fördern, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der geschichtlichen Entwicklung herauszuarbeiten. Ein Ergebnis solcher Bemühungen war eine vom Alemannischen Institut veranstaltete Vortragsreihe, die sich über drei Semester erstreckte; referiert haben auch Wissenschaftler aus dem Elsass. Ein großer Teil der durchweg gut besuchten Vorträge wurde in einem Sammelband veröffentlicht, herausgegeben von einem binationalen ‚Tandem‘.²¹

Wer genauer in Darstellungen der elsässischen Geschichte blickt, entdeckt Leerstellen. Sie erklären sich wohl vor allem mit bösen Erfahrungen in den Jahren 1940 bis 1945, als die nationalsozialistischen Machthaber das Elsass mit brutaler Gewalt zu ‚entweltschen‘ und in ihr Herrschaftssystem einzuzwängen suchten. Nach dem Krieg wollte man deutscherseits die aufkeimende Verständigung mit Frankreich nicht gefährden und nicht an schlecht vernarbte Wunden rühren. Wenn der „Historische Atlas von Baden-Württemberg“ (HABW, erschienen 1972-1988) die Nordschweiz weit mehr berücksichtigt als das Elsass, so liegt das daran, dass eidgenössische Historiker und Archivare zur Mitarbeit bereit gewesen sind, französische Wissenschaftler entsprechende Anfragen unbeantwortet gelassen haben. Die Kommission für geschichtliche Landeskunde, Herausgeberin des HABW, hat die Blindstelle diskret geschlossen mit dem ‚Kasten‘ für die Erklärung verwendeter Zeichen usw.

„Die Zeit der Staufer“, eine große, 1977 in Stuttgart gezeigte Ausstellung, hat das Elsass – nach den Worten des Chronisten Otto von Freising „bekanntermaßen das Machtzentrum des Reiches“, *ubi maxima vis regni esse noscitur* – stiefmütterlich behandelt. Meine Anregung beim Verlag Kröner, die bewährte Reihe „Handbuch der Historischen Stätten“ um einen Elsass-Band zu bereichern, wurde vor etwa 30 Jahren negativ beschieden; Bände zu Schlesien und der Schweiz liegen längst vor.

¹⁹ NORBERT OHLER: Sammelreferate zu ‚Alsatica‘ in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 133 (1985), S. 363-380; 135 (1987), S. 432-436; 140 (1992), S. 437-442 und 143 (1995), S. 495-507. Dazu kamen Einzelbesprechungen.

²⁰ Handschriftlich, in formvollendetem Deutsch. *Ihr Brief vom 25.01. gibt mir Gelegenheit für die umfassende Berichterstattung ‚Alsatica‘ in der ZGO zu danken* (09.02.1993). Zu Rezensionsexemplaren: *Ich wünsche Ihnen eine möglichst angenehme Lektüre [...] mit einigen Rosinchen [...]* (02.03.1993).

²¹ Das Elsaß. Bilder aus Wirtschaft, Kultur und Geschichte, hg. von JEAN-MARIE GALL und WOLF-DIETER SICK (= Alemannisches Jahrbuch 1987/88), Bühl 1991; NORBERT OHLER: Auswahlbibliographie zur Landeskunde des Elsaß, vornehmlich zur Geschichte, in: ebd., S. 427-462.

Exkursionen

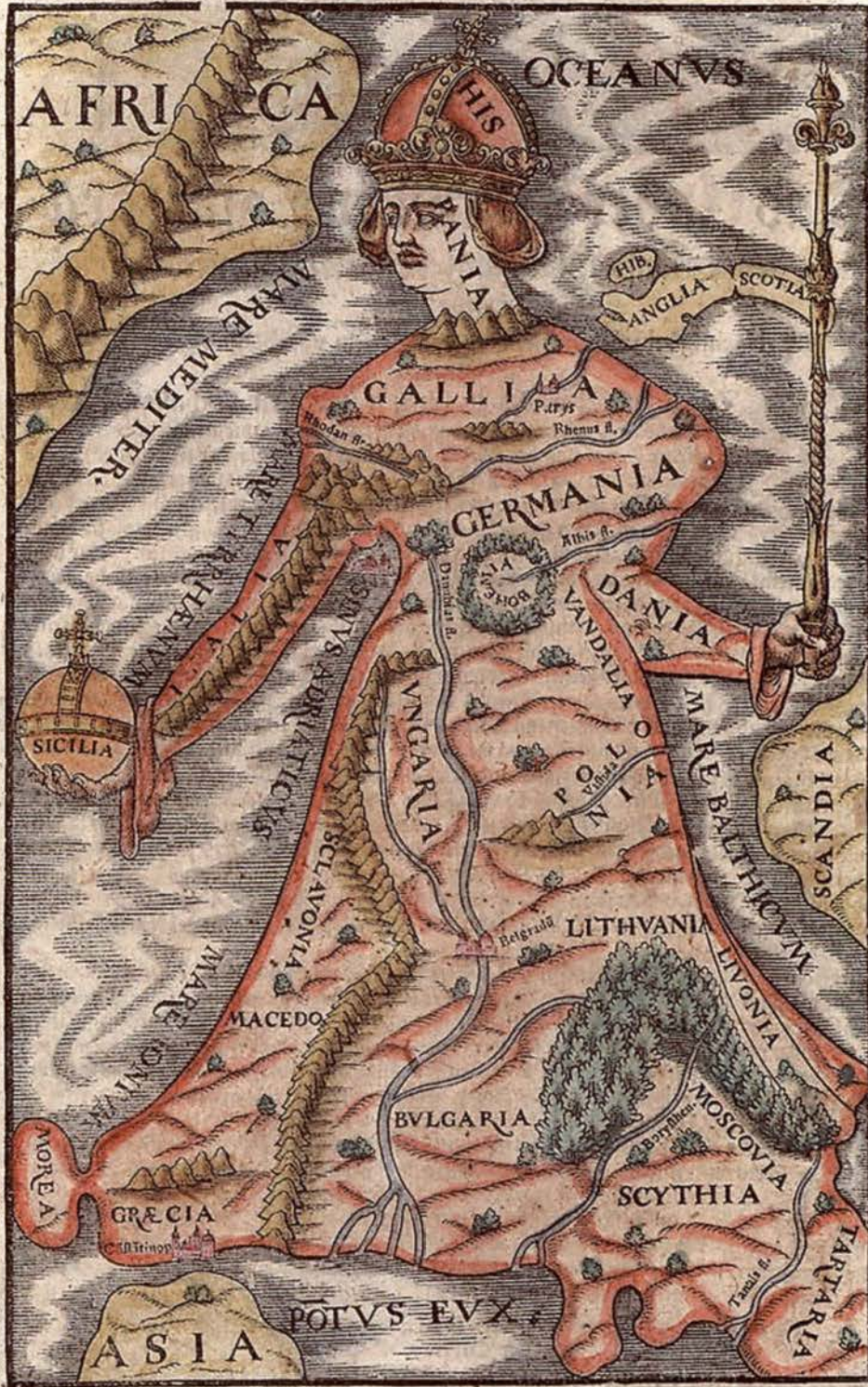
Wer in Freiburg Geschichte für das Lehramt an Gymnasien studierte, hatte bei der Meldung zum Staatsexamen auch die Teilnahme an einer Exkursion nachzuweisen. Gern habe ich dafür geworben, die Umgebung des Hochschulortes durch persönlichen Augenschein kennenzulernen, ergänzend zum Studium schriftlicher Quellen und wissenschaftlicher Literatur. Dabei gesammelte Erfahrungen sind mir zugutegekommen, als ich in ‚Europaseminaren‘ referierte, zu denen die Konrad-Adenauer-Stiftung deutsche Oberstufenschüler nach Straßburg eingeladen hatte. Ein Nachmittag mochte dann dem Besuch der Humanistenbibliothek in Schlettstadt und einer anschließenden Weinprobe in Geberschweier gewidmet sein.

Im Folgenden ist vor allem von halbtägigen ‚Exkursionen zu historischen Stätten im Elsass‘ die Rede; die Übung zog sich über das ganze Sommersemester hin, weil dann die Tage länger sind und man bei Außenbesichtigungen nicht frieren muss. Bei einer Vorbesprechung im Hörsaal machten die Teilnehmer/-innen und der Übungsleiter sich miteinander bekannt, und Modalitäten wurden abgesprochen: Für einen ‚Schein‘ musste man die Bereitschaft mitbringen, eine Stätte vorzustellen, ggf. zu zweit. Dazu gehörte der vorherige Besuch des Ortes und die Zusammenstellung einer Handreichung, die eine aussagekräftige Quelle und einen Ortsplan umfassen sollte, zusätzlich Zeitleiste, Abbildungen, Literaturhinweise u.ä., etwa drei bis vier Seiten im Format DIN A4, fotokopiert. In der ‚Vor-Internet-Zeit‘ musste man dazu noch Bibliotheken aufsuchen und Bücher in die Hand nehmen. Die Teilnehmer ergänzten eine von mir vorgeschlagene Liste mit Zielen; die ersten Exkursionen wurden bei der Eingangsbesprechung festgelegt, und ich gab Hinweise auf Quellen, Literatur und was sonst nützlich sein mochte. Ich konnte aus einem gewissen Fundus schöpfen, wenn ich selber die Führung übernahm und wenn wir an Ort und Stelle ins Gespräch kamen.

Mittwochs um 14 Uhr trafen wir uns nahe der Universität. Wir besprachen die Strecke und fuhren dann in Privatwagen los. Für alle Fälle war die Versicherungsfrage geklärt; erfreulicherweise hat es keinen Ärger gegeben. Wir orientierten uns an der Michelin-Karte 87 Vosges Alsace (1:200.000; 1986, später die Ausgabe von 1993), die uns darüber hinaus als Quelle diente: für Größe und Lage von Siedlungen, für Ruinen von Burgen und Klöstern, für ehemalige und noch genutzte Kanäle, nicht zuletzt für Ortsnamen. Die deutsche und die französische Form unterscheiden sich meistens nur wenig (Hag[u]enau; Mülhausen/Mulhouse); bei einigen muss man achtgeben (Oberehnheim/Obernai); bei anderen ist Wissen gefragt (Markirch/Sainte-Marie-aux-Mines, Sennheim/Cernay, Zabern/Saverne). Deutschsprachige Medien neigen zur Verwendung der französischen Form; Straßburg bildet – einstweilen noch? – einen Sonderfall.

Aus der großen Zahl von Zielen seien einige knapp vorgestellt. In Ottmarsheim erlebten wir europäische, in vorchristlicher Zeit wurzelnde Traditionen. Die ehemalige Klosterkirche nimmt den 8-eckigen Grundriss und die Mehrstöckigkeit der Aachener Pfalzkapelle auf (heute Dom), die sich an San Vitale in Ravenna orientierte, das byzantinische Traditionen verkörperte, die ihrerseits ins antike Persien verweisen. Im Eingangsbereich fiel einem Teilnehmer ein Plakat auf, das für einen kirchlichen Ehevorbereitungskurs warb, zu denen man seinerzeit auch in ‚Innerfrankreich‘ einlud: Ein strahlendes junges Paar, ergänzt um die Worte: *On s'aime, et nous, on se marie* („Wir lieben uns, und wir, wir heiraten“).

In der ‚Humanistenbibliothek‘ in Schlettstadt ist unser Referent nur kurz auf kostbare Handschriften und auf Beatus Rhenanus (1485-1547) eingegangen; ausführlich hat er sich Sebastian Münsters „Cosmographia“ zugewandt (Ende des 16. Jahrhunderts). In der Vitrine war die Seite mit der ‚Europakarte‘ aufgeschlagen. Es brauchte eine gewisse Zeit, bis alle begriffen hatten; aber dann war das Staunen groß: Europa als lebender Organismus, als herrisch erscheinende Gebieterin über große Teile der damals bekannten Welt (Abb. 3). Ausblicke in spätere Jahrhun-



zweyen General Tafeln vnd in der neuen Tafel die allein Europam begreiffet. Doch wann man ansehen will vnd darzu rechnen die grossen Landschaften die gegen Witenacht gehn/ solt wol die breite Europe vbertreffen die länge. Wie aber Ptolemæus Europam beschriben hat/ ist sein länge grösser dann die breite. Das ist ein mal gewis/ das Europa ist ein trefflich fruchtbar vnd wol erba-
Europa te
fruchtbar es
sae.

Abb. 3 ‚Europakarte‘ aus Sebastian Münsters „Cosmographia“, Ende 16. Jahrhundert (Wikimedia Commons).

derte legten sich nahe. Europa hat in der Vergangenheit vielen Völkern ein abstoßendes Gesicht gezeigt. Indessen gab jemand auch zu bedenken, dass Europäer wohl eher Einsicht in eigenes Versagen zeigen als Angehörige anderer Kulturen.

In Neu-Breisach haben wir Festungsarchitektur des Barock ‚ergangen‘. Mit der gut erhaltenen Anlage hat Vauban im Auftrag Ludwigs XIV. in den Jahren 1699 bis 1703 ein Trutz-Breisach errichtet. Um in den Vogesen gebrochene Steine auf dem für Massengüter günstigen Wasserweg heranschaffen zu können, wurde eigens ein – zum Teil erhaltener – Kanal gebaut. Die Referentin hat auch in diesen Teil der Verkehrsgeschichte eingeführt.

Anders als man es oft liest, sind französische Truppen gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges in das Reich eingedrungen und haben im Ober-Elsass Teile ihrer Eroberungen bis zum Ende des Krieges behauptet. Am Lingekopf in den Vogesen hat uns der Referent eine Vorstellung vom Stellungskrieg vermittelt. In einer Art ‚Freilichtmuseum‘ sind wir in Gräben gestiegen, in denen Franzosen und Deutsche gelitten haben, stellenweise nur wenige Meter voneinander entfernt; auf beiden Seiten sind Abertausende gefallen, vor allem von Juli bis Oktober 1915.

Um sich ähnlich grässliche Verluste in Zukunft zu ersparen, hat Frankreich in den 1930er-Jahren seine Ostgrenze befestigt. Ein Werk der ‚Maginot-Linie‘ bei Markolsheim konnten wir auch innen besichtigen; außen weist es Spuren der Kämpfe vom Juni 1940 aus. Auf Karten ist der Bunker heute eingetragen als *Memorial* („Denkmal“, „Gedenkstätte“) oder *Musée Mémorial de la Ligne Maginot du Rhin* (Abb. 1). Für Vergleiche mit dem ‚Westwall‘ waren uns Karten und Beiwort im „Pfalzatl“ eine willkommene Hilfe.²²

Das nationalsozialistische Regime hatte in den Vogesen das Konzentrationslager Natzweiler-Struthof eingerichtet, in dem von Mai 1941 bis November 1944 Häftlinge aus europäischen Ländern unter entwürdigenden Bedingungen Zwangsarbeit geleistet haben. Tausende sind an den Folgen der Haft und medizinischer Experimente, an Krankheiten, Kälte, Mangelernährung und Erschöpfung gestorben; viele wurden ermordet. Die Referenten kämpften, während sie Einzelheiten erläuterten, mit der Fassung.

Soldatenfriedhöfe sind im Elsass ähnlich erschreckend zahlreich wie in der Normandie und in Nordfrankreich. Der von Bergheim liegt, oberhalb der Reben, unweit der Hohkönigsburg. Aus vielen Orten im *Département Haut-Rhin* sind die Gebeine von Gefallenen dahin überführt worden. Kreuze aus Naturstein tragen die Namen und Lebensdaten von je drei Toten. Ein hohes Kreuz überragt die vier Gräberfelder, von denen aus man weit in die Rheinebene blickt, im Hintergrund die blaue Kontur des Schwarzwalds.

Wir haben auch ‚zivile‘ Friedhöfe aufgesucht. Im Laufe der Jahrzehnte wurden sie denen in ‚Innerfrankreich‘ ähnlicher; einzelne Grabstätten werden noch wie kleine Gärten gepflegt, mit lebenden Pflanzen und blühenden Blumen; immer mehr sind mit Stein abgedeckt. Dass man deutsche Inschriften mittlerweile suchen muss, ist nicht verwunderlich, denn auch hierzulande werden viele (Familien-)Grablegen nach ein, zwei Generationen aufgegeben. Auffällig bleiben Vornamen, die französisch und deutsch (fast) gleich geschrieben, doch unterschiedlich betont und ausgesprochen werden: Alfred, Eugen (-ène), Gustav(e), Hugo, Joseph, Martin, Paul sowie solche auf -bert und -hard, etwa Albert und Richard. Möglicherweise leben in solchen Namen Familientraditionen weiter.

Nach dem Krieg wurden Pläne aus den 1920er-Jahren überarbeitet, den Oberrhein zu einer Großwasserstraße auszubauen und in Laufwasserkraftwerken elektrische Energie zu erzeugen. Oberhalb von Breisach haben wir uns anhand großer Schautafeln in das längst verwirklichte

²² Westwall und Maginot-Linie 1939, bearb. von WALTER WERHAN, 1981, in: Pfalzatl, Teil II, hg. von WILLI ALTER im Auftrag der Pfälzischen Akademie der Wissenschaften, Karten Nr. 93 und 94. Dazu Textband III, 1982/Heft 33, S. 1250-1268, mit Karten und Plänen.

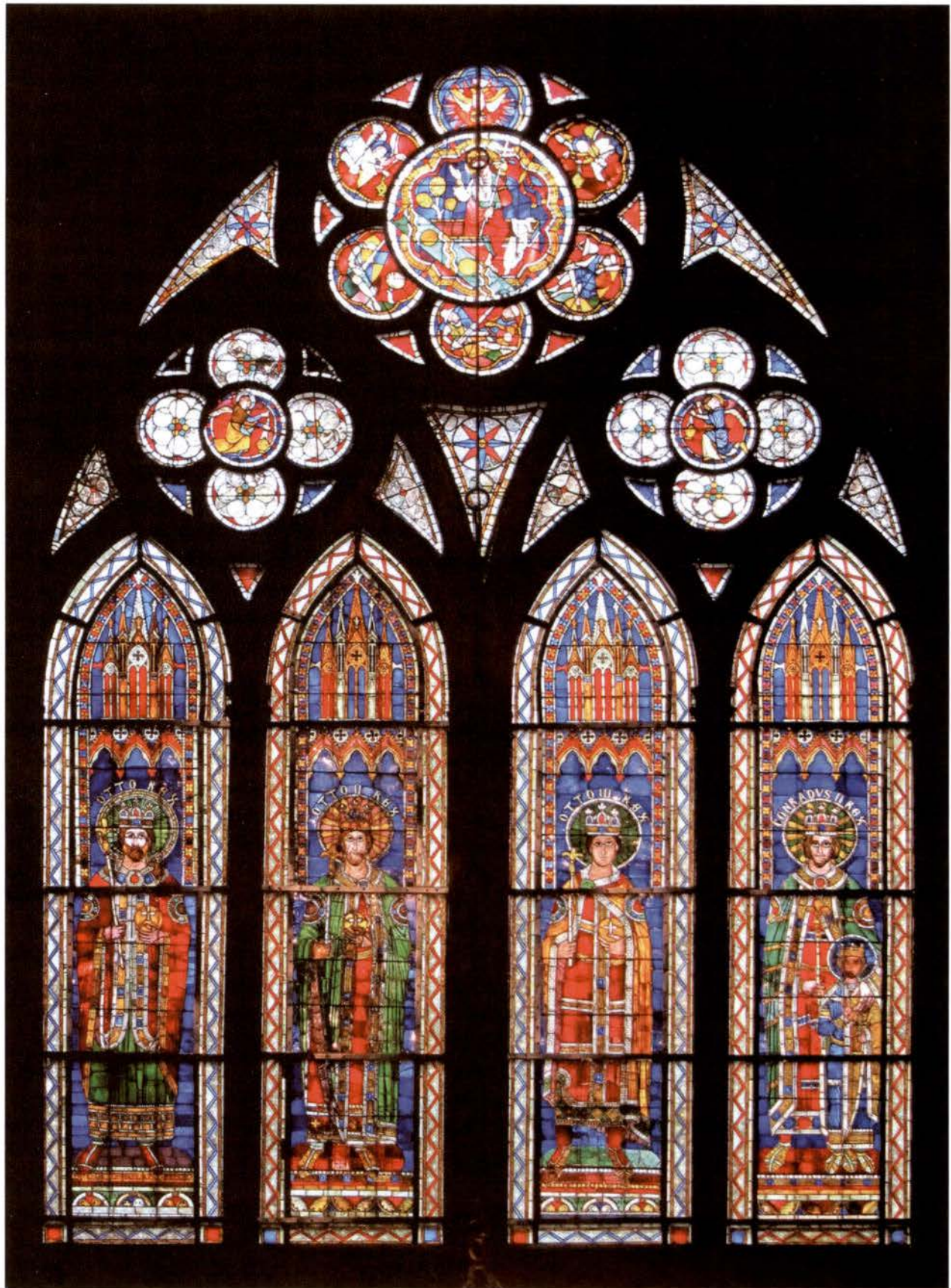


Abb. 4 Kaiserfenster im nördlichen Seitenschiff des Straßburger Münsters, 13. Jahrhundert (Wikimedia Commons, Foto: Velvet).

Projekt einführen und uns dann von einem Mitarbeiter des Wasser- und Schiffsamtes durch den Tunnel des Kulturwehrs führen lassen. Er wusste anschaulich zu erzählen; so hätte ‚man‘ versucht, ihn zum Schmuggel (von Rauschgift?) zu gewinnen. Auf seinen Schäferhund angesprochen, den er ständig an kurzer Leine führte, meinte er: „Wenn Sie mir nachher die Hand geben, wie üblich, wird er nicht mucken. Aber ich möchte Ihnen nicht raten, mich am Oberarm zu packen!“

Eine kanadische Studentin hatte angeregt, auch das in den 1970er-Jahren errichtete Kernkraftwerk (KKW) Fessenheim in unser Programm aufzunehmen. Ein wenig verblüfft hatte ich geantwortet: „Wenn Sie die Sache in Ihre Hände nehmen ...“ Das hat sie dann mit Könnerschaft gemacht. Mancher von uns wird während der Führung ein mulmiges Gefühl im Bauch gehabt haben; einen Geigerzähler hatte niemand dabei. Erörterungen zu möglichen Schäden von KKW, zu Haftungsfragen, zu Evakuierungsplänen und zur Verabfolgung von Jodtabletten im Katastrophenfall haben die Menschen im Dreiländereck einander näher gebracht; ein bei Wyhl am Rhein geplantes weiteres KKW ist nicht gebaut worden.

Häufig bin ich nach Straßburg gefahren, mit meiner Frau und unseren Kindern, mit Schülern und Studenten. Die Stadt – einzigartiger Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland in der Neuzeit – ist so reich an historischen Denkmälern, dass es ständig Neues zu entdecken gibt. Von Freiburg aus sind es gut 90 Kilometer; im Rahmen unserer Übung konnten wir nur wenige Zeugen der Vergangenheit befragen und waren trotzdem erst spät am Abend zurück.

Im Münster ungläubiges Staunen angesichts der Farbfenster im nördlichen Seitenschiff: Wieso hier so eindrucksvolle Bilder von Königen und Kaisern des mittelalterlichen Reiches?! Stehend, in prächtigem Ornat, mit Zeichen der Herrschaft geschmückt und durch den Nimbus („Heiligenschein“) als von Gott bestimmt und geweiht kenntlich gemacht, sieht man OTTO REX, OTTO II REX, OTTO III REX, CONRADVS II REX (Abb. 4). Auch eine mächtige Freie Stadt brauchte Rückhalt; als Kaiser und Reich ihn nicht geben konnten, war es um die Freiheit geschehen (1681).

Im südlichen Querhaus übersieht man leicht eine Inschrift, weshalb ich auf sie aufmerksam gemacht habe. In ihr danken die Straßburger den Amerikanern, die ihr Leben gegeben haben, um die Elsässer von der nationalsozialistischen Herrschaft zu befreien:

ALA MEMOIRE / DES OFFICIERS, SOUS-OFFICIERS / ET SOLDATS AMERICAINS
TOMBES / SUR LE SOL D'ALSACE / POUR SA LIBERATION
1944 — 1945
IN MEMORY / OF THE AMERICAN OFFICERS / AND SOLDIERS WHO GAVE /
THEIR LIFE / TO FREE ALSACE.²³

Die Studierenden wurden nachdenklich, als jemand ergänzte, die Amerikaner seien 1944/45 sicher nicht gern in den Tod gegangen.

²³ Meinem Kollegen Josef Fuckerieder, Kehl, möchte ich auch an dieser Stelle herzlich danken. Eigens für diesen Beitrag hat er die Inschriften abgeschrieben, die ich bislang in keiner der gängigen Veröffentlichungen zum Straßburger Münster gefunden habe.

Asymmetrien?

Mehrfach hat das Historische Seminar der Universität Freiburg seinen ‚Betriebsausflug‘, häufig haben das Alemannische Institut und der Breisgau-Geschichtsverein wissenschaftliche Exkursionen ins Elsass unternommen; die Vortragsreihe zum Elsass wurde schon erwähnt. Vergleichbare Aktivitäten in umgekehrter Richtung gibt es sicher, doch auch in solcher Dichte? Die Asymmetrie könnte sich mit Berührungsangst, Desinteresse, fehlenden Deutschkenntnissen ... und verständlichen Wünschen erklären. Elsässische Wissenschaftler, die an der Universität Karriere machen wollen, blicken eher nach Orléans, Toulouse oder Paris als nach Freiburg oder Basel.

Dem entspricht eine andere Erfahrung: Vor Jahren hatten die Universitäten Basel, Freiburg und Straßburg den Austausch von Dozenten beschlossen. Das Kommen und Gehen zwischen Basel und Freiburg erwies sich als unproblematisch, zwischen Straßburg und Freiburg ist es kaum in Gang gekommen. Die rührige *Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace* verweist auch auf ihre „grenzüberschreitenden Beziehungen“ (*Relations transfrontalières*);²⁴ erwähnt werden der Historische Verein für Mittelbaden sowie der Landesverein Badische Heimat e.V., doch weder das Alemannische Institut, dem Elsässer als ordentliche Mitglieder angehören, noch der Breisgau-Geschichtsverein „Schau-ins-Land“, noch die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, noch die Pfälzische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Vielleicht nur eine Panne, wie sie immer mal vorkommt? Nicht auszuschließen sind Gleichgültigkeit und Selbstgenügsamkeit. 1995 hat der langjährige Direktor des *Institut d'histoire d'Alsace* an der Universität Straßburg eine Aussage gemacht, für die er Gründe gehabt haben wird: Nach wie vor sei die Bezeichnung *germanophile*, „deutschfreundlich, Deutschenfreund“ eine *injure clé*, eine „aufschlussreiche Verunglimpfung“.²⁵ Das zu erwähnen, mag als unpassend gelten. Doch sind Ergänzungen und Richtigstellungen willkommen; nur dann können sie gebracht werden, wenn vorher Beobachtungen festgehalten werden und Kundige beiderseits des Rheins sie lesen.

Vom Umgang mit einem Kernbestand der Kultur

In der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre habe ich im Elsass noch die eine oder andere verblasene Inschrift wie ‚Bäckerei‘ gesehen. Bei Wanderungen sind mir an Masten neue zweisprachige Schilder mit dem charakteristischen Blitz aufgefallen: „HAUTE TENSION / ATTENTION DANGER DE MORT / Hochspannung! Achtung Lebensgefahr!“

In Gottesdiensten wurden einzelne Gebete und Teile der Predigt auf Französisch, andere auf Deutsch gesprochen; ich kann nicht sagen, ob die Aufteilung einer Regel folgte. In einer Kirche waren die deutschen Kreuzwegstationen unter den Lettern der französischen noch zu erkennen. Im Münster St. Theobald zu Thann hat man sich, wie ich noch 2008 sah, für Latein entschieden: Die siebte Station lautet also: *Jesus secunda vice labitur*. Offensichtlich war man der Wechsel überdrüssig: Als nicht mehr zeitgemäß galt einmal *Jesus fällt zum zweiten Mal unter dem Kreuz*; dann war *Jésus tombe pour la deuxième fois* nicht recht. Eine Ausgabe des evangelischen Gesangbuchs wurde gemeinsam für Baden und für Elsass und Lothringen erarbeitet, was her-

²⁴ Internet; www.alsace-histoire.org/fr/rerelations-transfrontalieres/ (10.7. und 22.11.2014).

²⁵ BERNARD VOGLER: *Histoire politique de l'Alsace. De la Révolution à nos jours, un panorama des passions alsaciennes* (La Bibliothèque alsacienne), Straßburg 1995, S. 339.

vorgehoben sei.²⁶ Unter Nr. 8 weist es eine der ältesten deutschsprachigen geistlichen Weisen, „Es kommt ein Schiff geladen“, als „ökumenisch“ aus; zu den sechs Strophen heißt es: Text von Daniel Sudermann, um 1626, nach einem Marienlied in Straßburg, 15. Jh.; Melodie Köln, 1608. Das Adventslied war betagten Elsässern, die ich in einer Ausstellung darauf ansprach, nicht bekannt.

Das Gebet- und Gesangbuch „Gotteslob“ galt/gilt in seiner alten und neuen Auflage (diese 2013 erschienen) für die katholischen Bistümer Deutschlands und Österreichs sowie für das Bistum Brixen/Bozen in Südtirol/Italien, wohl auch in Luxemburg und in Ost-Belgien, nicht jedoch in der Erzdiözese Straßburg, flächenmäßig dem Elsass entsprechend. Elsässer haben gelegentlich bedauert, dass der Klerus Teile ihres deutschsprachigen Erbes ganz ohne Not aufgegeben habe. Ergänzungen: Die Gottesdienstordnung des Straßburger Münsters sieht viermal im Monat ein „Gebet für Europa“ vor, samstags eine Vorabendmesse in deutscher Sprache, zu der auch das „Gotteslob“ zur Verfügung steht; für Sonntag, den 13. Juli 2014, den Vorabend des Nationalfeiertages, war zu einer ‚Messe für Frankreich‘ eingeladen.

Mit großer Sorgfalt pflegen gebildete Elsässer Archive und Bibliotheken, Ortsensembles, Kirchen und Burgen ihres Landes (*sauvegarde du patrimoine*). Aber die Sprache, ein Kernstück dieses Erbes, wurde preisgegeben, von den einen mit Zähneknirschen, von vielen anderen wohl eher gedankenlos. Symptomatisch dürfte die führende Tageszeitung des Elsass sein, eine der großen Zeitungen Frankreichs: Die „Dernières Nouvelles d’Alsace“ aus Straßburg (DNA; „Elsässische Neueste Nachrichten“) hat die Verständigung mit Deutschland gefördert. Sie erschien lange Jahrzehnte auch in einer zweisprachigen Ausgabe; da diese immer weniger Käufer fand, gibt es seit März 2012 nur noch die Ausgabe in französischer Sprache – Folge politischen Handelns: Seit dem Ende des Ersten, verstärkt seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat die französische Verwaltung die deutsche Sprache im Elsass zurückgedrängt – mit gesetzlichem Zwang (politische und Sportnachrichten durften in der Zeitung nur auf Französisch erscheinen), Überredung (in öffentlichen Verkehrsmitteln prangten Aufkleber mit dem Spruch: *Il est chic de parler Français*), Strafen (für Kinder und Jugendliche, wenn sie in der Schule Mundart oder Hochdeutsch sprachen). Um diese Maßnahmen einzuschätzen, muss man sich nur vorstellen, die Schweiz oder Kanada wären ähnlich mit der französischen Sprache in Genf und Lausanne bzw. Québec umgegangen.

Die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen von 1992 wurde von der französischen Regierung unterzeichnet, aber vom französischen Parlament nicht ratifiziert, weshalb sie in Frankreich keine Gesetzeskraft besitzt.²⁷ Die Sprachenpolitik europäischer Staaten wird in Dissertationen und auf wissenschaftlichen Kongressen, ab und an auch im Feuilleton von Zeitungen erörtert. Eine Debatte im Bundestag oder im Landtag von Baden-Württemberg oder Rheinland-Pfalz hat sie wohl noch nicht ausgelöst.

Im Laufe der Jahrzehnte habe ich mich häufig an eine Karikatur von ‚Simplicius‘ (Pseudonym) aus dem Jahr 1932 erinnert gesehen. Auf der Titelseite von „Das Narrenschiff. Elsässisch-satirisches Wochenblatt“, sieht man unter der Überschrift „Die Sprachenfrage“ Marianne, in einen Panzer gehüllt und die Faust auf einen Degen gestützt, Alsatia als verdatterte junge Frau, und jenseits des Stacheldrahtzauns den deutschen Michel. Marianne, matronenhaft un-

²⁶ Evangelisches Gesangbuch. Ausgabe für die Evangelische Landeskirche in Baden, pour l’Eglise de la Confession d’Augsbourg d’Alsace et de Lorraine, pour l’Eglise Réformée d’Alsace et de Lorraine, Karlsruhe 1995. Das Lied im ‚Gotteslob‘ unter Nr. 236.

²⁷ Nach Wikipedia (22.7.2014).

Die Sprachenfrage



Marianne: „Erst wenn du den da drüben nicht mehr verstehst, werde ich dir die Zweisprachigkeit gewähren!“

Abb. 5 „Die Sprachenfrage“, Karikatur von Simplicius, Titelseite „Das Narrenschiff. Elsässisch-satirisches Wochenblatt“ Nr. 27 vom 9. Juli 1932 (aus: Das Elsass [wie Anm. 15], zwischen S. 144 und 145).

sympathisch dargestellt, herrscht die hübsche Alsatia an: „Erst wenn du den da drüben nicht mehr verstehst, werde ich dir die Zweisprachigkeit gewähren!“ (Abb. 5).²⁸

Die Prophezeiung ist Wirklichkeit geworden. So erfreulich sich die beiden Völker verständigt haben – der Oberrhein ist insofern tiefer geworden, als er zwei Sprachen scheidet. Viele Elsässer haben die deutsche Hochsprache und wohl auch die Mundart ihrer Vorfahren verloren; der Erosionsprozess bedeutet einen Verlust für Frankreich und Europa. Die nach 1970 im Elsass Geborenen wachsen im Allgemeinen einsprachig auf; deutschsprachige Werke von Sebastian Brant (1458-1521), Albert Schweitzer (1875-1965) oder René Schickele (1883-1940) sind ihnen kaum noch zugänglich. Immerhin wird der Deutschunterricht in elsässischen Schulen heute stärker gefördert als jenseits der Vogesen. Auch gab und gibt es in unserer Zeit noch dreisprachige Elsässer; genannt seien der Autor André Weckmann (1924-2012) und die Politikerin Fabienne Keller (geboren 1959), 2001-2008 Bürgermeisterin von Straßburg. Viele ihrer Landsleute unterhalten sich mit Deutschen lieber auf Englisch. Bedenklich ist eine Folge der Einsprachigkeit:

²⁸ Nr. 27, Samstag, den 9. Juli 1932; Preis: Frs 1,-. Reproduziert in: Das Elsass (wie Anm. 15), zwischen S. 144 und 145. In der bösen Zeit der De-facto-Annexion 1940-1944/45 hat der Alsatia Verlag auch Werke von Alfred Delp und Reinhold Schneider publiziert, die im ‚Altreich‘ nicht veröffentlicht werden durften.

Arbeitslose elsässische Jugendliche haben jenseits der Vogesen geringe Chancen, einen ihrer Qualifikation entsprechenden Arbeitsplatz zu finden, weil dort die Arbeitslage noch ernster ist; jenseits des Rheins sind sie gefragt – sofern sie Deutsch können.

Aufgebrochene Blockaden und Aufbrüche

Wer es sieht, ist angerührt vom *Monument aux morts* inmitten der *Place de la République* (bis 1918 ‚Kaiserplatz‘; wie ich hörte, wird dieser Name derzeit wieder ergänzend gebraucht). Das Denkmal wird heute verstanden als Stätte, um alle Opfer kriegerischer Gewalt zu ehren. Es wird tragischen Verstrickungen von Elsässern gerecht, mahnt zum Frieden und weist damit weit über die Zeit seiner Entstehung hinaus.

Das Außergewöhnliche des Werkes wird deutlich, wenn man vergleicht: Viele Ehrenmäler stellen heroische Krieger dar, bereit zum nächsten Krieg. Jenseits der Vogesen liest man oft: *Morts pour la Patrie*, worauf lange Listen mit den Namen von Gefallenen und Vermissten folgen. In Straßburg sieht man eine Frau, oft gedeutet als Allegorie der Alsatia, mit ihren Söhnen in ihren Armen; der eine wurde als französischer, der andere als deutscher Soldat tödlich verwundet. Im Sterben reichen sie sich die Hände. Darunter, kürzer geht es nicht: *A nos morts*, „Unseren Toten“.

Mit dem Mahnmal, das an die Pietà von Michelangelo im Petersdom zu Rom denken lässt, haben der Bildhauer Léon-Ernest Drivier (1878-1951), ein Schüler Rodins, und die Stadt Straßburg der Opfer des Ersten Weltkriegs gedacht. Eingeweiht wurde das Werk zur Zeit der Volksfront, am 18. Oktober 1936, durch Albert Lebrun, Präsident der Republik, und Henry Lévy, stellvertretender Bürgermeister (*maire-adjoint*) von Straßburg, der die Initiative zu dem Denkmal ergriffen hatte. In seiner Ansprache hatte Lévy den Wunsch geäußert, der Rhein möge weitertragen, was die Anwesenden beseele: Die junge Frau verkörpere nicht nur das Vaterland, sondern die gequälte Menschheit (*l'humanité meurtrie*). Das Mahnmal solle ein Stein im Gebäude des Friedens sein, ein Aufruf zur Einheit der Völker, zu einer Brüderlichkeit, die auf der Achtung des Rechtes gründet; gleichzeitig solle es Zuversicht in die Geschicke Frankreichs bekunden (Abb. 6).²⁹

Gut sechs Monate früher (7. März 1936) hatte das Deutsche Reich damit begonnen, das Rheinland auch offen zu remilitarisieren. Diese Verletzung des Versailler Friedensvertrages kam nicht unerwartet, und ganz unmittelbar gefährdete sie die Sicherheit Frankreichs. Mit der Besetzung von Offenburg und Saarbrücken hätte es das Unheil wohl noch bannen können, vielleicht gar ohne Blutvergießen. Doch dazu konnten Politiker und Militärs sich nicht aufraffen. Nach einem weiteren Krieg mit entsetzlichen Opfern und unermesslichen Schäden, beide gerade auch im Elsass, wurde Straßburg Hauptstadt des geeinten Europas, Sitz des Europäischen Parlaments und des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte.

²⁹ *Je voudrais que l'écho des sentiments qui nous animent soit porté plus loin par les flots du Rhin, et que ce monument soit une pierre à l'édifice de la paix, qu'il soit un appel à l'union des peuples, à une fraternité fondée sur la justice et le respect des droits en même temps qu'un acte de foi dans les destinées de notre pays.* Internet: moulinde-langladrure.typepad.fr/monumentsauxmorts/region_alsace_/ (17.07. und 22.11.2014).



Abb. 6 Gedenkveranstaltung 2013 am Mahnmal für die Opfer des Ersten Weltkriegs in Straßburg (Wikimedia Commons, Foto: Claude Truong-Ngoc).

Hoffnungsvolle Zusammenarbeit über verblässende Staatsgrenzen hinweg

Abschließend möchte ich auf Ergebnisse aufmerksam machen, die auch deshalb möglich waren, weil unbefangene Generationen aus den tiefen Schatten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts herausgetreten sind. Die schmalen, zuverlässigen „Michelin“-Reiseführer gehören zu den nationalen Institutionen Frankreichs. Als keineswegs selbstverständlichen Ausdruck gelungener Verständigung habe ich „Pays Rhénans“ bzw. „Oberrhein“ begrüßt und genutzt, in denen Staatsgrenzen weitgehend ignoriert werden.³⁰ Um Expansionen zu rechtfertigen, haben Politiker, Geografen und Historiker in der Vergangenheit auch Ortsnamen missbraucht; für den „Oberrhein-Michelin“ sind sie nur mehr eine Frage des Vokabulars, lässt die deutsche Fassung doch neben Ribeauvillé auch Rappoltsweiler gelten, um dieses Beispiel zu erwähnen.

Neue Wege geht der „Atlas Historique d’Alsace“ (AHA), will er doch „alle [!] Fragen zur Geschichte des Elsass in Karten“ darstellen (Toutes les questions sur l’histoire de l’Alsace en cartes). Das Werk steht unentgeltlich im Internet zur Verfügung. Es erscheint zweisprachig dank der Zusammenarbeit mit dem Institut français d’histoire en Allemagne (IFHA); die Karten sind also auf Französisch und Deutsch erläutert. Wissenschaftlich verantwortet wird der AHA von der Université de Haute Alsace in Mülhausen in Zusammenarbeit mit der Société Savante. Das Elsass wird

³⁰ Pays Rhénans. „Rhin Supérieur“. Alsace, Palatinat du Sud, Forêt Noire, Bâle et sa région, Clermont-Ferrand 1993; Oberrhein, Schwarzwald, Elsaß, Basler Land, Südpfalz, Karlsruhe ²1999, 366 S. Beide Ausgaben mit Abbildungen, Karten, Ortsplänen und Tabellen.



Abb. 7 Stand von „Archivum Rhenanum – Digitale Archive am Oberrhein“ beim Deutsch-Französischen Friedensfest am 15.6.2013 auf der Rheininsel Vogelgrun bei Breisach (StadtAF, Foto: H.-P. Widmann).

in ein ähnlich weites Umfeld eingebettet wie im „Oberrhein-Michelin“, vom Jura bis zur Pfalz, von den Vogesen bis zum Schwarzwald. Das Unternehmen soll die Jahrtausende von der Vorgeschichte bis in die Gegenwart umspannen. Eine Karte zur Ausbreitung des Deutschen Caritasverbandes umfasst das ganze Kaiserreich; Ortsnamen begegnen in der französischen Namensform, soweit bekannt, also Fribourg, Spire, Trèves (Freiburg, Speyer, Trier) usw. Auf einer Karte zur grenzübergreifenden Zusammenarbeit (Stichjahr 2007) erscheinen Offenburg und Freiburg neben Argovie, Bâle, Soleure (Argau, Basel, Solothurn). Den Initiatoren darf man zu ihrem Mut gratulieren und ihnen für das ehrgeizige Großunternehmen Ausdauer und Anerkennung wünschen.

Als grenzüberschreitendes Gedächtnis der Region und ihrer Bewohner lassen sich die Archive am Oberrhein verstehen. Viele ihrer Dokumente sind nur ‚Eingeweihten‘ zugänglich, weil die verwendeten Sprachen und Schriften, Abkürzungen und Zeichen abschreckend wirken. Das unlängst auf den Weg gebrachte und von der EU finanziell unterstützte Interreg-Projekt „Archivum Rhenanum – Digitale Archive am Oberrhein / Archives numérisées du Rhin supérieur“ soll helfen, Schriftgut aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit möglichst vielen Interessierten zugänglich zu machen. Schweizerische, französische und deutsche Archivare und Historiker wollen gemeinsam eine zweisprachige digitale Darbietung besorgen, ergänzt um Hilfen, auf die Laien und Fachleute bei der Arbeit mit Archivgut angewiesen sind. Die lateinische Bezeichnung zeigt, dass die Geburtshelfer des Unternehmens sich auf Wurzeln europäischer Kultur besonnen haben; weder Deutsch- noch Französischsprachige sind benachteiligt – eine Voraussetzung für die Festigung des Friedens (Abb. 7).³¹

³¹ Internet: www.archivum-rhenanum.eu (22.11.2014).

Schon für den Einzelnen ist es nicht leicht, mit Licht und Schatten in seinem Leben zurechtzukommen: Er soll sich erinnern, Einsicht zeigen und Schaden, den er angerichtet hat, nach seinen Kräften wiedergutmachen; dann darf er manches vergessen. Auch Völker leben in der Spannung zwischen der Pflicht zur Erinnerung und dem Recht auf Vergessen. Dank der Arbeit der Archivare können Historiker und Publizisten künftigen Generationen zu gegebener Zeit Erfreuliches und Schlimmes vor Augen führen. Die Bürger müssen sehen, wie sie und ihre Politiker – möglichst ohne sich schuldig zu machen – ihre jeweiligen Aufgaben lösen. Seit langen Jahrzehnten dürfen Elsässer und Badener sich unbeschwert mit ihren Anrainern freuen, wenn sie ins Nachbarland ausschwärmen – am 8. Mai, am 14. Juli, am 3. Oktober, am 11. November, an Ostern und Pfingsten und ...

Nach allem, was Deutsche und Franzosen einander angetan haben, erscheint mir das, was wir seit den 1950er-Jahren erleben durften, wie ein Wunder. In 60 Jahren bin ich weit mehr Elsässern guten Willens begegnet, als ich mir vorstellen konnte. Abschließend seien wenigstens kurz erwähnt die KassiererIn, die auch ungezogenen Kunden gegenüber ruhige Freundlichkeit bewahrte, der Studentenpfarrer in Grenoble, dessen Rat begehrt war, weil er sich in beiden Kulturen auskannte, der Handwerker mit zwei rechten Händen, der nach dem Krieg in Deutschland geblieben war und der auch vertrackte Probleme zu lösen wusste. Ein vielschichtiges Gewebe aus mit Geduld und Nachsicht geknüpften Einzelfäden verbindet unsere Länder – Voraussetzung für ein vertrauensvolles Miteinander heute und morgen.

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

Adel in Südwestdeutschland und Böhmen 1450-1850, hg. von RONALD G. ASCH, VÁCLAV BŮŽEK und VOLKER TRUGENBERGER (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 191), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2013, XXVII und 318 S., Abb.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer deutsch-tschechischen Tagung in Sigmaringen vom Mai 2010. Im Mittelpunkt standen dabei Berichte über neuere Forschungen der Adelsgeschichte in beiden Regionen von der frühen Neuzeit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Für den mit dieser Materie wenig Vertrauten stellt sich zunächst die Frage, was denn beide Gebiete miteinander verbunden haben könnte. In den Beiträgen kommt aber zum Ausdruck, dass es zahlreiche Berührungspunkte zwischen Südwestdeutschland und Böhmen (und auch Mähren) gab. Der Adel hatte nicht nur durch „Konkubinen“, also Heiraten zwischen den Adelsabkömmlingen, sondern auch mittels Landerwerb in anderen Territorien für vielfältige Kontakte gesorgt.

Nicht weniger als 15 Historikerinnen und Historiker aus Tschechien und der Bundesrepublik legen nun in diesem Band ihre Forschungsergebnisse dar. Zunächst wird festgehalten, dass es sich in beiden Bereichen um höchst unterschiedliche Territorien handelte. Während das Königreich Böhmen eine in sich geschlossene, von Wien beherrschte Region war, stellte sich der habsburgische Besitz in Südwestdeutschland reichlich zersplittert dar. Im Grunde ging es dem Adel aber überall darum, möglichst repräsentative Positionen am Wiener Hof zu erlangen und gleichzeitig durch Besitzerwerb in anderen Ländern ihre politische und materielle Situation zu verbessern.

Dabei spielte die Konfession – katholisch beziehungsweise protestantisch – eine wesentliche Rolle, weil Wien alles daran setzte, die in der Reformation gebildeten protestantischen Gebiete zu rekatholisieren. Während bis 1620, der Schlacht am Weißen Berg bei Prag, eine relative Toleranz den evangelischen Adeligen gegenüber herrschte, hatten sie nach der militärischen Niederlage von 1620 kaum eine Chance mehr ihre Konfession beizubehalten, wollten sie nicht Besitz und Einfluss verlieren. Nur in einzelnen Gebieten Südwestdeutschlands, wo sich der Adel auf protestantische Herrscherhäuser in Württemberg, der Pfalz und Baden stützen konnte, blieb man von Repressalien Wiens einigermaßen verschont.

Nicht unerheblich war der erkatholische Einfluss des spanischen Königshauses auf die konfessionelle Entwicklung in den habsburgischen Territorien. Es fand etwa in den Fürsten von Lobkowitz aus Böhmen unerbittliche Lobbyisten des Katholizismus. Dafür wurde diese Adelsfamilie mit höchsten Ämtern am Wiener Hof belohnt.

Eine Besonderheit sei noch erwähnt: der Konflikt zwischen Maria-Theresia und dem vorderösterreichisch-breisgauischen Adel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der Grund war ein dringender Finanzbedarf der Kaiserin wegen der Aggressionen des preußischen Königs Friedrich II. Um gegen ihn bestehen zu können, entschloss sich der Wiener Hof dazu ein stehendes Heer aufzubauen. Die dazu erforderlichen Geldmittel hoffte Maria-Theresia durch eine Finanzreform einzutreiben, die auch den hohen Adel und den Prälatenstand steuerpflichtig machte. Die hiesigen Adeligen versuchten ihrerseits wiederum, durch zahlreiche Trickereien den steuerfreien Status weiter zu behaupten. Als wichtiges Argument galt dabei der Hinweis auf die enormen Zerstörungen, die die Franzosen in dieser Region angerichtet hatten. Am Ende kam es zu einem Vergleich bei dem der Adel seine Führungsrolle behielt und der Einfluss des Prälatenstandes sank.

Dies sind nur einige Aspekte, wie sie in den zahlreichen Beiträgen beschrieben werden. Insgesamt gesehen ist der Sammelband ein wertvolles Mittel, die Geschichte des Adels in der frühen Neuzeit in den beiden Territorien kenne zu lernen. Um eine größere Leserschaft an dieser Thematik zu interessieren, wäre es sinnvoll, bestimmte Begrifflichkeiten, die uns heute fremd sind, in einem Glossar zu erklären.

Detlef Vogel

KARLHEINZ DEISENROTH: *Elsass – Land zwischen den Fronten. 1699-1870, 1914-1918, 1939-1945. Kriegsschauplätze in den Vogesen und am Oberrhein (Historische Zeitbilder 8)*, Morstadt Verlag, Kehl 2014, 349 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Mit der Traditionspflege haben es die französischen Streitkräfte leichter als die deutschen. In Colmar prangt ein roter Teufel („diable rouge“), das Symbol des „152^e régiment d’Infanterie“, an einer vielbefahrenen Straße auf einem Kreisverkehr vor den Kasernen aus wilhelminischer Zeit. Dem roten Teufel begegnet der Besucher auch am Hartmannsweilerkopf auf Wegweisern zu den Relikten der erbitterten Kämpfe, die sich im Ersten Weltkrieg hier konzentriert hatten. Auf dem Schlachtfeld von einst halten die „Diabes Rouges“ alljährlich ihren Regimentstag. „Dabei ertönen in einem geschickten symbolischen Arrangement in Erinnerung an den ersten deutschen Angriff im Januar 1915 ... Claironrufe von der Höhe des Gipfels.“ Das ist nachzulesen in Karlheinz Deisenroths Buch über die Kriege und Kriegsschauplätze im Oberelsass vom 17. bis ins 20. Jahrhundert mit Schwerpunkt auf dem Ersten Weltkrieg und innerhalb dessen mit besonderem Gewicht auf dem Hartmannsweiler- und dem Lingekopf.

Der Hartmannsweilerkopf nimmt eine Sonderstellung ein wegen der unglaublich hohen Zahl von Gefallenen und Verwundeten. Hier wurde um jeden Meter gekämpft, die Soldaten in den vorderen Schützengraben konnten sich in die Augen sehen; im Lauf der Kriegsjahre 1915 bis 1918 wurde der Berg durchlöchert durch den Bau von Unterständen und Munitionsbunkern; auf dem steilen Ostabhang entstand eine abenteuerliche Serpentinstraße. Nach dem Kriegsende ließ die französische Regierung im „Silberloch“, einer zentralen Stelle des ehemaligen Kampfgebiets, einen Soldatenfriedhof für die für Frankreich Gefallenen anlegen, 1921 stellte sie das gesamte Schlachtfeld Hartmannsweilerkopf (französisch = Vieil Armand) unter Denkmalschutz, bald darauf entstand das Monument National an der Départementale 431, wo sich im August 2014 der französische Präsident Hollande und Bundespräsident Gauck trafen. Sie legten den Grundstein für das erste deutsch-französische Museum zum Ersten Weltkrieg, das 2017 eröffnet werden soll.

Der Besucherstrom zum Hartmannsweilerkopf aus Frankreich und Deutschland riss nie ab, intensivierte sich aber im Vorfeld der Erinnerungsfeiern 2014, und natürlich sind es nicht nur Teilnehmer von Studienfahrten mit kundiger Führung, wie sie der Autor des Öfteren mit Soldaten der deutsch-französischen Brigade unternahm, sondern auch Besucher unterschiedlicher Couleur, die von der Tourismusbranche angelockt und bedient werden. Mit höflicher Skepsis erwähnt der Verfasser die „mittlerweile dichte Beschilderung“ sowie einen projektierten „animierten Lehrpfad“ von 4,5 km Länge. Das Engagement für die Pflege und Erhaltung der authentischen Spuren und Denkmäler teilt er mit vielen Gleichgesinnten, darunter General a.D. Pierre Alain Paulus, dem ehemaligen Präsidenten des Linge-Vereins, der das Vorwort zu diesem Buch geschrieben hat. Paulus betont das besondere Schicksal der Elsässer, auf deren Kriegerdenkmälern die in Frankreich übliche Formel „mort pour la France“ ersetzt wird durch: „à nos morts“; denn die Elsässer waren 1914 Angehörige des Deutschen Reichs. Auf der französischen Seite der Front hat aber mancher Soldat gestanden, dessen Eltern 1871 für Frankreich optiert und nach Innerfrankreich umgezogen waren. Diese Situation – Mutter Elsass mit zwei gefallenen Söhnen – ist das Motiv zweier Kriegerdenkmäler, die Paulus erwähnt: in Straßburg (Place de la République) und in Wintzenbach im Unterelsass.

Deisenroth beschreibt detailliert das Kriegsgeschehen; die Ereignisse eines Tages können mehrere Seiten füllen wie die des 21. Dezember 1915, an dem die französischen Einheiten unter maßgeblicher Beteiligung der Diabes Rouges in einem Überraschungsangriff die deutschen Stellungen überrannten und den Gipfel des Hartmannsweilerkopfes einnahmen. Dieser Sieg war mit hohen Verlusten erkaufte, „ca. ein Drittel bei den Diabes Rouges“ (S. 134). Die deutschen Gegenmaßnahmen setzten umgehend ein, am Folgetag wurden die alten Stellungen wieder besetzt. Der dramatische Hergang und die traurige Verlustbilanz ist dem Text auf S. 136 und dem Gefechtskalender für den Abschnitt Hartmannsweilerkopf zu entnehmen: Die Diabes Rouges verloren 48 Offiziere und 1.950 Mann. Eine solche Übersicht hat der Verfasser auch für den Abschnitt am Lingekopf zusammengestellt. Als Quelle nennt er u.a. das Kriegstagebuch des Generals Hans Gaede (1852-1916), der seit 1907 in einer Art Vorruhestand in Freiburg lebte, bei Kriegsausbruch als 62-Jähriger reaktiviert, in Karlsruhe zum Stellvertreter des Oberkommandierenden

des XIV. Armeekorps ernannt wurde und bald als Oberbefehlshaber einer aus preußischen, bayerischen, württembergischen, sächsischen und badischen Kontingenten zusammengesetzten Armee-Abteilung die Vogesenfront von ihrer schlimmsten Seite kennenlernen sollte.

Das Großkapitel „Dokumentationen“ ist eine Fundgrube: Unter dem Stichwort „Kriegsgliederungen“ findet sich ein Überblick über die am Oberrhein eingesetzten Truppenteile beider Seiten auf Armee- und Divisionsebene. Die deutschen Truppenteile im Abschnitt Hartmannsweilerkopf sind bis hinunter auf die Kompanieebene verzeichnet mit dem Anspruch auf weitgehende Vollständigkeit, eingeschränkt allenfalls durch die häufigen Strukturwechsel auf deutscher Seite. Unter der Überschrift „Zeitgenössische Zeugnisse und Dokumentationen“ sammelte der Autor Texte bekannter Schriftsteller: Der Literaturhistoriker und Theaterwissenschaftler Artur Kutscher beschreibt grausam realistisch das Schlachtfeld am Reichackerkopf nach einem Angriff. Erwin Rommel erwähnte seinen Einsatz im Abschnitt Hilsenfirst-Süd in seinem Buch „Infanterie greift an“. In der Trilogie „Das Erbe am Rhein“ hielt René Schickele fest, was er bei einem Besuch des Hartmannsweilerkopfes in den 1920er-Jahren sah und fühlte. Die Unterstände im „gemordeten Wald“ (S. 242) erinnerten ihn an die Behausungen des Urmenschen, „der Natur abgesehene Felsennester, die sich mit friedlichen Namen, Namen, die es in der Heimat gab, gegen den allgemeinen Angsttraum versichert hatten“.

Diese nostalgischen Namen kann man nachschlagen ab S. 153 „Glossar zu Gelände- und Stellungsbezeichnungen auf dem Hartmannsweilerkopf“: Bremer Ratskeller, Dortmunder Graben, Heimatblick, Rheinisches Jägerhaus, Schwabenheim. Daneben gibt es humorvoll-realistische Beschreibungen der Unterstände wie Krottenloch, Läusegraben oder Mühestollen. Die französischen Namen sind kursiv gedruckt; es sind einerseits Übersetzungen von Flurnamen wie „Ravin de Bonnegoutte“ für Gutenbachrunz oder „roche d'ür“ für Hartfelsenschloss, andererseits Personennamen von Gefallenen: Roche Chambaud oder roche Amic; bei beiden handelt es sich um Gefallene des 21. Dezember 1915. Bei jedem der über 170 Stichwörter steht eine Erläuterung, die den Zusammenhang erschließt und das Auffinden erlaubt. Die französischen Bezeichnungen „Fesse gauche“ und „Fesse droite“, die eine weite Fläche des Hartmannsweilerkopfes abdecken, kann man einer Kartenskizze, die Übersetzung dem Text zu den Ereignissen entnehmen.

René Schickele erwähnt die „Cantine“ am Kurvenweg, die schon zu seiner Zeit ein beliebtes Ausflugslokal war. Der Wirt „bot Karten feil, die auf zwölf zusammenhängenden Blättern ein Sortiment der besterhaltenen Friedhöfe zeigten“. Fotos aus den Beständen des Wehrgeschichtlichen Museums Rastatt vermitteln, wie man sich diese während des Krieges im Kampfgebiet angelegten Begräbnisstätten vorzustellen hat. Auch ein Aquarell des Kriegsmalers Martin Frost, eines Neffen des Dichters Gerhart Hauptmann, behandelt dieses Thema. Den Weg von diesen anrührenden Gräbergruppen zu den großen Nekropolen zeichnet Deisenroth im Kapitel „Soldatenfriedhöfe im Oberelsass“ nach. Dass dem „Wildwuchs an Denkmälern und Grabanlagen“ (S. 247) zu begegnen sei, war schon während des Krieges Absicht des Kriegsministeriums in Berlin. Das Handeln vor Ort lag nach dem Krieg dann aber in der Hand des französischen Staates und richtete sich an einer Vereinbarung von 1871 über gegenseitige Gefallenenfürsorge aus. Über 7.000 deutsche Gefallene vom Hartmannsweilerkopf wurden in der Ebene am südlichen Stadtrand von Cernay in der Nähe des Bahnhofs zusammengeführt. Das Privileg, in räumlichem Zusammenhang mit dem Berg bestattet zu sein, blieb den französischen Gefallenen vorbehalten. Der Autor bedauert die Trennung der Ruhestätten nach Nationen, findet aber anerkennende Worte für die Anlage des Cimetière Militaire du Silberloch beim Monument National in 908 m Höhe: „der größte und gestalterisch gelungenste Friedhof des Ersten Weltkriegs im Oberelsass“ (S. 250). Eine Anmerkung zu den Gefallenen-Zahlen: Je nach Quelle können sie unterschiedlich sein, da die Verlustangaben in den Originalunterlagen die Verwundeten sowie die in Gefangenschaft Geratenen einbezogen.

Deisenroth stellt zahlreiche weitere Friedhöfe und Gedenkstätten vor einschließlich ihrer Entwicklungs- und Gestaltungsgeschichte bis in die Gegenwart. Ausführlich beschreibt er die Anlagen um den Lingekopf: Hohrod/Bärenstall und Cimetière des Chasseurs (Diables Bleus) am Col du Wettstein, wo alljährlich im August eine französisch-deutsche Gedenkfeier mit Gottesdienst abgehalten wird. Im Wald zwischen Soultzmatt und Schweighouse fanden die kriegsgefangenen Rumänen, die im Elsass zum Stra-

ßenbau eingesetzt waren, ihre Ruhestätte. Die gutgepflegte Anlage wurde im Säkularjahr 2014 im Rahmen des *tourisme de mémoire* zum Besuch empfohlen. Rund um Colmar gibt es Soldatenfriedhöfe mit Bestattungen aus der Endphase des Zweiten Weltkriegs. Da in der *Poche de Colmar* auch amerikanische Einheiten kämpften, weht in Sigolsheim in der *nécropole nationale* neben der *Tricolore* auch das Sternbanner. Jepsheim nördlich von Neu-Breisach war ein Brennpunkt während der Endphase des Krieges, wo laut General de Lattre („*Histoire de la 1^{re} Armée française*“) 500 deutsche Soldaten fielen und über tausend in französische und amerikanische Gefangenschaft gerieten. Hier gibt es seit 1988 eine Gedenkstätte *Croix du Moulin* mit dreisprachiger Inschrift, wo jährlich ein internationales Treffen abgehalten wird.

Die Kampfhandlungen am Oberrhein im Juni 1940 („*Operation Kleiner Bär*“, Rheinübergang der Wehrmacht) behandelt Deisenroth im Zusammenhang mit dem Bau der Maginotlinie als misslungene „*Bewährungsprobe dieses Milliarden-Francs-Projekts*“ (S. 56). Erfolgreicher und langlebiger waren Vaubans Festungen Hüningen und Neu-Breisach, die ausführlich beschrieben werden. Hilfreich ist die Auflistung und Erklärung der französischen Fachausdrücke der Festungskunde (S. 275f). Als Exkurs gekennzeichnet, da außerhalb des eigentlichen Bearbeitungszeitraums, findet sich eine Darstellung der Schlacht von Türkheim vom Januar 1675, wo Marschall Turenne dem Großen Kurfürsten gegenüberstand, der die Reichstruppen führte. Und mit Überraschung nimmt man zur Kenntnis, dass es am Kaiserstuhl Spuren des Grabenkriegs aus dem Ersten Weltkrieg gibt, in sicherem Abstand zur Vogesenfront, wenn auch in Hörweite. Der in Metz geborene preußische Offizier Willy Rohr arbeitete hier an der Entwicklung von Stoßtruppunternehmen und der Aufstellung von Sturmbataillonen zur Überwindung des Stellungskriegs. Im Oktober 1915 wurde im Beisein von General Gaede in einem steilen Waldstück am Achkarrer Schlossberg eine Grabenerstürmung demonstriert. Im Dezember 1915 fand bei Oberbergen eine „*größere Lehrvorführung der Sturmtruppe*“ (S. 143) statt, bei der Artillerie eingesetzt wurde. Die Übungsplätze befanden sich im Bereich der Weinlage *Bassgeige* und nördlich von Bischoffingen am *Lanzenberg* (S. 294). Rohr gehört – laut Personenregister – zu den Vielgenannten; ein Vielgenannter der Gegenseite ist Marcel Serret, der Infanterie-General, der für den Einsatz der *Diablos Rouges* verantwortlich war und selbst am Hartmannsweilerkopf sein Leben ließ. Ein Denkmal auf dem ehemaligen Schlachtfeld erinnert an ihn, bis heute sind Kasernen nach ihm benannt.

Das Buch ist mehr als ein Führer zu den Schlachtfeldern, eigentlich ein militärgeschichtliches Handbuch, nicht nur für den interessierten Laien. Renate Liessem-Breinlinger

Die Grenzen des Netzwerks 1200-1600, hg. von KERSTIN HITZBLECK und KLARA HÜBNER, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014, 269 S., zahlreiche Abb.

Netze und Netzwerke gehören zu den sogenannten „*kulturellen Leitmetaphern*“ der modernen Gesellschaft und ihrer Wissenschaften. Die in der Geschichtswissenschaft aus der Sozialanthropologie übernommene Netzwerkforschung erfreut sich so großer Beliebtheit, dass sie von Wolfgang Reinhard, der mit seinen Forschungen zur Verflechtung von Führungsgruppen selbst die Grundlagen einer netzwerkorientierten historischen Forschung gelegt hat, bereits als *Leerformel* bezeichnet wurde. Ziel des vorliegenden Bandes ist es, Methode und Theorie der Netzwerkforschung aus der Perspektive ihrer Grenzen zu betrachten und so ein methodisch differenziertes Bewusstsein für die Fragestellung wie auch der Quellenauswertung zu schaffen. Dabei geht es nicht nur um die Grenzen der Auswertung und damit der Erkenntnisse, sondern auch um Grenzen, denen sich die Menschen innerhalb der Netzwerke, in denen sie standen, gegenübersehen und um die Bewertung dieser Netzwerke aus Sicht der Akteure.

In den Beiträgen des ersten, eher theoretischen und methodischen Teils werden die Grenzen des Netzwerkbegriffs für die historische Arbeit, die u.a. in der spezifischen Quellensituation liegen, klar herausgearbeitet. Unabdingbar ist eine gründliche Quellenkritik, um eine nuancierte Bewertung zur Qualität der Bindungen vornehmen zu können. Kerstin Hitzbleck arbeitet die Probleme, aber auch die Chancen der netzwerkanalytischen Herangehensweise für Historikerinnen und Historiker klar heraus.

Im zweiten Teil stehen dabei vor allem persönliche Strategien der Netzwerkbildung, aber auch die Grenzen innerhalb des Netzwerks und zwischen den Netzwerken im Focus. So arbeitet beispielsweise Andreas Fischer die Bedeutung der informellen Netzwerke zwischen Orden, Kardinälen und dem Papst

heraus. Besonders anschaulich zeigt Jörg Schwarz in der Beurteilung der diversen Bindungen die Folgen der Veränderung von Netzwerken für den Vizekanzler Johann Waldner nach dem Tod Kaiser Friedrichs III. heraus.

Der dritte Teil ist dem spannenden Thema der zeitgenössischen Bewertung vorhandener Netzwerke gewidmet. Diese konnten sich als hinderliche Verstrickungen entpuppen (Christoph Dartmann). Wie differenziert die Ziele verschiedener Teile eines Netzwerkes sein können, führt Andreas Bihrer mit Hilfe des Konzepts der „Hofparteien“ am Beispiel des Konstanzer Bischofshofes vor.

Der Band mit insgesamt elf Beiträgen und einer pointierten Zusammenfassung von Christian Hesses vermag methodisch wichtige Anstöße zu geben und ist schon deswegen für jede weitere Beschäftigung mit dem Thema „Netzwerkanalyse“ unverzichtbar. Darüber hinaus führen die einzelnen und durchweg spannenden Beiträge anhand der unterschiedlichsten Quellen bzw. aus Sicht von Akteuren und Netzwerken eine differenzierte Beurteilung von Bindungen und deren Interpretation vor. Eva-Maria Butz

Menschen im Krieg 1914-1918 am Oberrhein/Vivre en temps de guerre des deux côtés du Rhin 1914-1918. Kolloquium zur gleichnamigen Ausstellung, hg. von JÖRN LEONHARD, KURT HOCHSTUHL und CHRISTOF STRAUSS, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2014, 208 S., zahlr. Abb.

Die hundertste Wiederkehr des Beginns des großen Weltenbrandes im Jahre 1914 hat erwartungsgemäß den Buchmarkt des vergangenen Jahres beherrscht. Aber auch die Medien und öffentliche Einrichtungen setzten, vielfach nicht nur aus ideellen Gründen, auf dieses Ereignis. Aus dieser Flut der Publikationen ragt der hier anzuzeigende Tagungsband eines Kolloquiums der Archive und Museen beidseits des Rheins im Herbst 2013 über den Krieg am Oberrhein mit Abstand heraus. Nicht nur, weil sich hier deutsche und französische Historiker und Archivare grenzüberschreitend um eine „gemeinsame Erinnerungs- und Gedenkkultur zum Ersten Weltkrieg“ (S. 5) bemühten, sondern in der Gestaltung einer aus der Tagung erwachsenen bilingualen Ausstellung die Bemühung ersichtlich wird, nationale Paradigmen zu überwinden und so zu einer regionalen Gesamtschau der Kriegsjahre 1914 bis 1918 in Baden und im Elsass zu gelangen. Absicht der Herausgeber war es, weniger die operativen Geschehnisse als die individuellen Schicksale von Menschen aus der Region in den Vordergrund zu rücken“ (S. 14), gleichsam eine Kriegsgeschichte ‚von unten‘ zu bieten, in der der Begriff der „Egodokumente“, also der Selbstzeugnisse historischer Subjekte freiwilliger oder unfreiwilliger Art, eine zentrale Rolle spielt.

In zehn Beiträgen, deren vier von französischen Autoren stammen, werden wesentliche Gesichtspunkte einer binationalen Darstellung der Kriegsjahre in dieser militärpolitisch brisanten Region geboten. Nach einer Einführung der Herausgeber zum Anliegen dieser Publikation eröffnet Jörn Leonhard (Freiburg) den Reigen mit einer global-lokalen („glokalen“!) Sicht auf die Ausweitung des Orlogs vom europäischen zum weltweiten Konflikt, in den auch die Hilfsvölker der Entente einbezogen wurden. In diesem Rahmen spielte die Oberrheinfront nur eine Randrolle, die jedoch im strategischen Kalkül der Obersten Heeresleitung jederzeit aktiviert werden konnte, sei es als Ablenkungsmanöver oder aber als neuer Kriegsschauplatz im Verfolg einer veränderten operativen Planung. Der Beitrag von Rainer Brüning (Generallandesarchiv Karlsruhe) gibt Einblicke in die Konzeption der Wanderausstellung, die in acht Kapiteln auf Quellengrundlage der Bestände des Generallandesarchivs in Karlsruhe, vorzüglich der mittlerweile digital erschlossenen Bestände des XIV. (badischen) Armeekorps, die Verhältnisse im Kriege illustrieren. Neben einer allgemeinen Schau auf die Militarisierung der Gesellschaft vor und zu Beginn des Streits werden die militärischen und zivilen Verhältnisse artikuliert, besonders die der Frauen und Kinder und der Verwundeten, die hinter der Front in Lazaretten der Wiedergesundung harrten. Freiburg spielte hierbei als große Lazarettstadt eine besondere Rolle, hatte aber auch durch Fliegerangriffe unter den oberrheinischen Städten neben Karlsruhe am meisten zu leiden und wurde damit zur Frontstadt hinter der Front. Das Kriegsende schließlich sollte die Bevölkerung im rechtsrheinischen Baden vor völlig neue politische Verhältnisse und Grenzen stellen.

Zwei weitere Untersuchungen beschreiben den historiografischen Stand der Forschung sowie der Forschungsdesiderate zu Elsass-Lothringen (Jean Noël Grandhomme, Universität Straßburg) und der deutschen Seite (Christof Strauß, Staatsarchiv Freiburg). Beide stellen übereinstimmend fest, dass seit

den 1980er-Jahren ein Paradigmenwechsel stattgefunden habe hin zu von Egodokumenten gestützten Einzeluntersuchungen und Beschreibungen mentalitätsgeschichtlicher Natur.

Susanne Brandt (Düsseldorf) widmet sich einem Nachkriegsphänomen, dem Schlachtfeldtourismus, der jedoch schon während der kriegerischen Auseinandersetzungen in kleinerem Maßstabe einsetzte, dann aber in den 1920er-Jahren anstieg und seit den 90er-Jahren eine neue Qualität erreichte. Besonders der Hartmannsweilerkopf im Oberelsass verzeichnete im Jahre 2009 über 250.000 Besucher; nach der „Modernisierung“ des Schlachtfeldes zum Jahr 2014 und einem im Bau befindlichen Museum dürfte diese Zahl in Zukunft bei weitem übertroffen werden. Waren es anfänglich eher Legitimationsgründe für den gerechten Krieg gegenüber dem Erbfeind, die Angehörige der oberen Schichten die Mühen des Besuches auf sich nehmen ließen, spielten später Trauer um die Opfer die maßgebliche Rolle. Heute begreifen Museumspädagogik wie auch staatliche Institutionen einer nachgewachsenen Generation die einstigen Kriegsschauplätze in Frankreich als Lernorte für die deutsch-französische Verständigung.

Drei französische Beiträge widmen sich den elsässischen Befindlichkeiten im „Großen Krieg“. Eugène Riedweg (Historiker, Mülhausen) geht auf die Besonderheiten in den von der französischen Armee bei Kriegsbeginn eroberten und dauerhaft besetzten reichsländischen Kantone im Sundgau und im oberen Fechtal ein. Hier versuchte die Militärverwaltung Erfahrungen für die Nachkriegszeit in einem mit Frankreich wiedervereinigten Elsass-Lothringen zu sammeln, gleichzeitig aber auch das Feld der Propaganda für die Wiedergewinnung der „Verlorenen Provinzen“ zu beackern.

Die problematische Eingliederung der „anciens combattants“, der ehemaligen reichsländischen Soldaten im deutschen Kriegseinsatz, untersucht Raphaël Georges (Historiker, Straßburg). Um diesem Ziel gerecht zu werden und Angriffen gegen diese Veteranen vorzubeugen, fand die Republik zu einem fragwürdigen Konstrukt, das suggerierte, die elsässischen und lothringischen Soldaten hätten zumeist gezwungenermaßen gegen ihre französischen Kameraden gekämpft. Die Veteranenverbände setzten sich für diese Sichtweise propagandistisch ein und vertraten die einstigen Gegner in ihren Versorgungsansprüchen gegenüber dem Staat.

Schließlich beschäftigt sich Chantal Metzger (Historikerin, Nancy) mit den Feindbildern im Osten Frankreichs, die nach der Rückkehr Elsass-Lothringens virulent blieben und durch Entfernung alles Deutschen in Sprache, Kultur und Verwaltung, ja sogar bei den Relikten der kriegerischen Vergangenheit in Gestalt der Kriegerdenkmäler die Bevölkerung in das zentralistische Prokrustesbett zwingen wollte. Hier hatte der Kurator am Unterlindenmuseum in Colmar, Jean-Jacques Waltz, besser bekannt als Zeichner unter seinem Pseudonym „Hansi“, schon in den Jahren der deutschen Herrschaft durch seine Hetzschriften und süßlich-verkitschten, auch heute noch produzierten Bildchen aus einem Elsass ohne Deutsche Vorschub geleistet. Die im Zusammenhang mit der Rückführung Elsass-Lothringens in die staatliche Obhut Frankreichs aufkommenden Spannungen, die sich im Colmarer Blutsonntag 1926 entluden, wie auch die aufkommende Autonomiebewegung sollten Frankreich während der ganzen Zwischenkriegszeit beschäftigen.

Den Band beschließen zwei Berichte über zwei Einrichtungen in Baden, die sich der Sicherung und Deutung des Kriegserlebnisses verpflichtet sahen. Michael Fischer (Theologe und Kirchenhistoriker, Freiburg) lässt die Entstehung und Arbeit des Deutschen Volksliedarchivs Revue passieren. Dessen Gründer, der Germanist John Meier, hatte frühzeitig zu Beginn des Krieges mit dem systematischen Sammeln von Kriegs- und Soldatenliedern mittels einer Fragebogenaktion begonnen, dem sich später noch die Soldatensprache und der Soldatenhumor als Sammlungsgebiet anschlossen. Meier betrachtete diese Arbeit als ‚geistigen Heimatschutz‘, um minderwertiges Material hiervon zu trennen. Diese unter institutionellen, volkspädagogischen und nationalen Absichten und Fragestellungen gesammelten Materialien blieben dem Volksliedarchiv über das Kriegsende hinweg bis weit über die Zeit des Zweiten Weltkriegs hinweg erhalten. Sie als ‚kriegsaffirmativ‘, wie Fischer sie nennt, zu bezeichnen und damit gleichzeitig zu desavouieren, zeigt, auch unter Berücksichtigung zeitgenössischer Sammlungen der Gegner Deutschlands, wenig historisches Einfühlungsvermögen in die emotionale Stimmungslage dieses Zeitraumes.

Mit dem badischen Armeemuseum in der Zeit seines Bestehens von 1919 bis 1945 beschäftigt sich Kurt Hochstuhl (Staatsarchiv Freiburg) in seinem Aufsatz „Symbol des Wehrwillens am Oberrhein?“.

Das Fragezeichen im Titel zeigt schon die Problematik dieses Projektes, fielen die Sammlungsbemühungen doch in die Nachkriegszeit der ersten Republik, die einem solchen Unterfangen nicht entgegenkam. Als Heeresabteilung im Badischen Landesmuseum fristete das badische Heeresmuseum ein eher gelittenes Dasein, bis die politische Umwälzung nach 1933 und das Interesse der neuen Machthaber den Fokus auf diese Zimelie richtete und diese im November 1935 als Badisches Armee- und Weltkriegsmuseum der Badischen Kunsthalle Karlsruhe angliederte. Bereits kurz darauf wurde durch Umbenennung in „Deutsche Wehr am Oberrhein“ die Zielsetzung des badischen Gauleiters deutlich, die „Leistungen unserer Väter wieder aufs Neue lebendig mit unserem Volksleben“ zu vereinen und in die Präsentation auch die verlorenen Gebiete im Elsass durch Ausstellungsstücke des ehemaligen XV. Armeekorps in Straßburg zu integrieren. Motor und spiritus rector des inneren Ausbaues des Museums seit 1933 war der ehemalige Generalstabsoffizier und Oberst der Sicherheitspolizei Baden, Erich Blankenhorn. Er führte und organisierte das Museum umsichtig durch die Bedrohungen der Kriegszeit und den Wiederaufbau nach 1945. Das heutige Wehrgeschichtliche Museum im Rastatter Schloss verdankt ihm letztlich seine Existenz.

In Verbindung mit der bis 2018 tourenden Wanderausstellung ist der Tagungsband ein unverzichtbares Kompendium zum neuesten Forschungsstand unserer Region im „Großen Krieg“. Störend wirkten auf den Rezensenten lediglich die mehrfachen Wiederholungen des zum Schlagwort generierten Begriffes vom „langen 19. und kurzen 20. Jahrhundert“, der mittlerweile in kaum einer diesbezüglichen Publikation fehlen darf und, gleich der Binse, perennierend zu neuer Blüte zu gelangen scheint.

Karlheinz Deisenroth

Militärische Schichten der Kulturlandschaft. Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur, hg. von WERNER KONOLD und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br. 81), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2014, 267 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Einer Tagung in Endingen am Kaiserstuhl im März 2011 erwuchs dieser mit zusätzlichen Beiträgen angereicherte Tagungsband des Alemannischen Instituts Freiburg und des Instituts für Landespflege an der Universität Freiburg. Wunsch war es, wie die Herausgeber betonen, „die Überreste militärischer Anlagen [...] als Erinnerungsorte zu erhalten und auch entsprechend zu vermitteln“ (S. 12). Darunter fallen nicht nur die „schönen“ (e. g. barocke Festungsanlagen), sondern auch die Unbehagen auslösenden Relikte jüngster Vergangenheit (Bunker). Dementsprechend bietet der Band auch in 13 Beiträgen unter denkmalpflegerischen Aspekten Eindrücke von der Jungsteinzeit (Ute Seidel), den Schanzen im mittleren und südlichen Schwarzwald (Andreas Haasis-Berner), den barocken Festungsanlagen Alt-Breisach und Neu-Breisach am Oberrhein (Jean-Marie Balliet, Bertram Jenisch), den Schweizer Befestigungen (Thomas Bitterli-Waldvogel, Silvio Keller, Werner A. Gallusser) sowie den jüngeren deutschen Anlagen wie Kummersdorf-Schießplatz (Rita Mohr-de Pérez) und den Westwall-Bunkern (Michael H. Bruder, Jutta Klug-Treppe, Gitta Reinhardt-Fehrenbach). In einer allgemeinen Hinführung zum Thema rekapituliert der Herausgeber (Werner Konold) die Vielschichtigkeit militärischer Eingriffe in die Kulturlandschaft und betonte im Umgang mit diesen Überresten, dass ein Weg „zwischen rein bauhistorischer Betrachtung und militär- oder wehrgeschichtlicher Bedeutung, überzogener Betroffenheitskultur, Helden- und Kriegsverherrlichung und ausschließlichem Naturschutzdenken“ gefunden werden müsse (S. 39), was angesichts des Veränderungsdruckes durch die seit dem Ende des Kalten Krieges notwendig gewordenen Konversionsmaßnahmen keine einfache Aufgabe ist. Daher plädiert Konold für umfassende Inventarisierung zur Sicherung dieser militärischen Artefakte. Denn im Gegensatz zu manchen politischen Verlautbarungen und Untätigkeiten bezüglich der Erhaltung bzw. Konservierung besteht in der Öffentlichkeit durchaus gesteigertes Interesse an militärischen Bauwerken. Berührungssängste wegen Kontaminierungsgefahr bei Bauwerken aus Zeiten nationalsozialistischer oder kommunistischer Herrschaft darf es dabei nicht geben, weil sonst historisch aufschlussreiche Zeugnisse jener Epoche unwiederbringlich verloren gehen. Die Beseitigung der Mauer im Berliner Stadtbild oder die Umgestaltung der ehemaligen Zonengrenze mit all ihren barbarischen Eingriffen in die Natur zu einem „Grünen Band“ als Naturschutz-Biotop seltener Pflanzen und Tierarten zeigen, wohin Geschichtsvergessenheit und politische Voreingenommenheit führen können. Es darf aber auch nicht zu solchen Erscheinungen führen wie am

Hartmannsweilerkopf im Elsass, dessen Stollenanlagen und Festungen zuerst von Laien jahrzehntlang im Wildwuchs „restauriert“ wurden und die jetzt anlässlich der Wiederkehr des Weltkriegsbeginnes vor hundert Jahren im Gipfelbereich durch massive Eingriffe in die Landschaft begehungsgerecht rekonstruiert und museal ausgestattet wurden, statt im erhaltenen ‚Originalzustand‘ bewahrt zu werden. Insofern kann dieser Band eine Handreichung für die zuständigen Stellen sein, verantwortungsvoll mit diesem Erbe umzugehen. Karlheinz Deisenroth

Orts- und personengeschichtliche Literatur

850 Jahre Zisterzienserkloster Tennenbach. Aspekte seiner Geschichte von der Gründung (1161) bis zur Säkularisation (1806), hg. von WERNER RÖSENER, HEINZ KRIEG und HANS-JÜRGEN GÜNTHER (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte LIX), Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2014, 304 S., Farb- und S/W-Abb.

Im vorliegenden Band werden 13 Aufsätze zur Geschichte des Klosters Tennenbach publiziert, die auf Beiträge zu einer Tagung anlässlich des 850-jährigen Jubiläums der Abtei im Jahr 2011 zurückgehen. Es wird der Bogen gespannt von der Gründung der Zisterze im Jahr 1161 bis zur Säkularisation und – abweichend vom Bandtitel – darüber hinaus bis zu den modernen archäologischen Forschungen. Von der Abtei sind, abgesehen von der kleinen gotischen Spitalkapelle, keine baulichen Reste mehr erhalten: Die Klosterkirche wurde Stein für Stein abgetragen und in Freiburg als evangelische Stadtkirche wieder aufgebaut, wo sie schließlich im großen Bombenangriff am 27. November 1944 zerstört wurde; die übrigen Klostergebäude hatte man schon in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts abgebrochen. Dieses fast völlige Verschwinden des einst reichen Klosters aus der Landschaft hat mit dazu beigetragen, dass es sowohl aus dem Bewusstsein der Bevölkerung als zunächst auch aus dem Blick der Forschung verschwand. Erst in jüngerer Zeit wurden die Arbeiten zum Kloster Tennenbach wieder intensiviert, was sich u.a. in den Publikationen der Edition des Tennenbacher Güterbuchs (1969), der herrschaftsgeschichtlichen Studie Philipp Rupfs (2000) und jüngst der wirtschaftsgeschichtlichen Dissertation Christian Stadelmaiers (2014) niederschlug. Mit dem vorliegenden Band werden nun die Forschungsergebnisse der letzten Jahre zu zahlreichen Aspekten der Tennenbacher Geschichte zusammengefasst.

Den vielleicht komplexesten Teil dieser Geschichte nimmt sich gleich am Anfang des Bandes Heinz Krieg vor, der die in vielerlei Hinsicht ungewöhnlichen Umstände der Gründung des Klosters untersucht und dabei zu einer neuen Sicht der Dinge gelangt, die in ihrem Detailreichtum und der Einschätzung der Rollen der beteiligten Adligen – des Herzogs von Zähringen, des Markgrafen von Baden und der Grafen von Nimburg – den früheren Forschungsstand überflügelt. Leider werden seine Ergebnisse im darauf folgenden Aufsatz Werner Röseners zur mittelalterlichen Geschichte Tennenbachs nicht gebührend rezipiert: Dort wird zur Gründung des Klosters althergebrachtes geschrieben, ohne auch nur auf den Beitrag Kriegs zu verweisen. Weitere Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte des Klosters stammen aus den Federn von Philipp Rupf (zum Konvent und den Äbten), Thomas Zotz (Beziehungen des Klosters zu den Städten), Holger Sturm (zum Tennenbacher Güterbuch) und Christian Stadelmaier (Grangienwirtschaft).

Während bisher die mittelalterliche Epoche des Klosters im Fokus der Forschung stand, wurde dagegen die Geschichte Tennenbachs in der Neuzeit weit weniger intensiv beleuchtet. Diesem Desiderat begegnet der Band mit vier ausführlichen und aufschlussreichen Aufsätzen in vorbildlicher Weise. Casimir Bumiller untersucht die Ereignisse um die Plünderung der Zisterze im Bauernkrieg und zeichnet eine minutiöse Chronik der Ereignisse. Die Geschichte Tennenbachs bis in den Dreißigjährigen Krieg stellt Dieter Speck vor. Hans Jürgen Günther geht auf die pastoralen Aktivitäten des Klosters ein und Volker Rödel beschreibt die Umstände der Säkularisation Tennenbachs im frühen 19. Jahrhundert.

Die historischen Aufsätze werden ergänzt durch drei Beiträge aus den Fachgebieten Kunstgeschichte, Baugeschichte und Archäologie. Ulrike Kahlbaum spürt den verlorenen Tennenbacher Baudenkmä-

lern nach und Carola Fey präsentiert die sakralen Kunstschatze des Klosters. Der Beitrag von Bertram Jenisch zu den modernen archäologischen Forschungen in Tennenbach beschließt den Band.

Dem Buch sind zahlreiche Schwarz-Weiß-Abbildungen beigegeben, zudem ein 20-seitiger, sehr schöner farbiger Tafelteil, worin sich vor allem Abbildungen der Tennenbacher Pretiosen – Handschriften und Sakralgegenstände – finden. Der Band überzeugt nicht nur durch seine thematische Breite, sondern auch durch seine sorgfältige Bearbeitung. Er bietet allen Interessierten eine anregende und flüssige Lektüre und wird für weitere Forschungen ein solider Ausgangspunkt sein.

Boris Bigott

THOMAS ADAM: Joß Fritz – das verborgene Feuer der Revolution. Bundschuhbewegung und Bauernkrieg am Oberrhein im frühen 16. Jahrhundert, 3., aktualisierte und ergänzte Auflage, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2013, 320 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Die im Jahre 2013 anlässlich des 500. Jahrestags der Bundschuhbewegung erschienene Biografie über den „Rädelsführer“ Joß Fritz (1470-1525) ordnet sich nahtlos in die vielfältigen Veröffentlichungen, die aufgrund der Reformation vor 500 Jahren erschienen sind. Dem Bruchsaler Historiker Thomas Adam gelingt es in seinem stark überarbeiteten und neu aufgelegten Werk in insgesamt sieben Kapiteln das kritische Gesamtbild des Joß Fritz als einer allgemein als „Bauernrebell, Geheimbündler, revolutionärer Mythos des frühen 16. Jahrhunderts“ (archiv.bruchsal.org) empfundenen Person umfassend darzustellen.

Aber kann man mit diesem verallgemeinerten aber auch stereotypierten Geschichtsbild übereinstimmen? Hierfür ist es notwendig, das Leben des 1470 in Untergrombach geborenen „Revolutionärs“ ausführlich darzustellen, wofür der Autor sechs Kapitel reserviert. Seite um Seite – auch dank einer reichen Bebilderung – wird der Leser in die spätmittelalterliche Zeit am Oberrhein versetzt. Man erfährt dabei die entscheidenden Wendepunkte im Leben des Joß Fritz und auch die Hauptereignisse jener Zeit werden in einer auch für den Laien leicht verständlichen Form näher gebracht. Die ersten Kapitel (S. 15-275) teilen das Leben des „Bauernrebellen“ in sechs Abschnitte auf, von den Anfängen im weltlichen Herrschaftsgebiet des Hochstifts Speyer bis zum Bauernkrieg, der im Frühjahr 1525 seinen Höhepunkt fand. Besonders gut gelungen ist das sechste Kapitel, in dem der Autor lakonisch bemerkt: „Niemand weiß, wann und wo Joß Fritz gestorben ist“ (S. 273) – auf dem Schlachtfeld? In der Schweiz? Irgendwo am Oberrhein?

Gleich nach dem Tod begann das neue Leben des Aufständischen. Um den berühmten Titel des Mediävisten Karl Hampe (1869-1936) zu paraphrasieren, könnte man das siebte Kapitel auch „Joß Fritz in der Auffassung der Nachwelt“ nennen: Die lange Rezeptionsgeschichte bietet eine spannende Reise durch die Hauptströmungen der deutschen Kultur von Martin Luther bis in unsere Tage. Aber was bleibt heute aus dem Leben einer so prägenden historischen Gestalt? Die seitens Thomas Adam gegebene Antwort lautet: „Die Freiheit der Gemeinschaft, oder deutlicher noch: die Freiheit in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft, der gegenüber das Individuum mehr Pflichten hat als Rechte“ (S. 298). Diese Antwort stellt sich in eine Kontinuitätslinie mit dem gegenwärtigen Forschungsstand. Auf treffende Weise stellt der Historiker Thomas Kaufmann in seinem Buch „Der Anfang der Reformation“ (Tübingen 2012) fest wie „die mit dem ‚Berufsrevolutionär‘ Joß Fritz engstens verbundene Aufstandsbewegung agierte“, die sich im Namen der „göttlichen Gerechtigkeit“ ... die Forderung einer Restitution von gemeinen Nutzungsrechten aus Jagd und Fischerei auf die Fahnen geschrieben“ hatte. Die Kenntnisnahme des historischen und geistigen Vermächnisses des Joß Fritz könnte auch heute als Mahnung für die Befürworter der „bindungslosen“ Gesellschaft gelten. Nicht nur aus diesem Grund ist die Biografie aus der Feder Thomas Adams als ein gut geschriebenes und solides Nachschlagewerk zu beurteilen.

Marco Leonardi

SARA CAPDEVILLE: Kaufleute – Abenteurer – Sammler. Die Brüder Carl Friedrich und Carl Wilhelm Rosset und die ethnographische Wissensproduktion in Freiburg, 1867-1895 (Schriften zur Ideen- und Wissenschaftsgeschichte 13), Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2014, 115 S., 13 S/W-Abb.

Das schmale Bändchen ist aus einer Freiburger Magisterarbeit vom Wintersemester 2010/11 hervorgegangen, die den Titel „Wissenschaft im Praxistest: eine Untersuchung ethnographischer Wissensproduktion in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Das Beispiel der ‚Sammlung Rosset‘ in Freiburg“ trug. Die Autorin beschäftigt sich darin mit der Entstehung der Ethnologischen Sammlung des heutigen „Museums Natur und Mensch“ Freiburg und legt dabei einen besonderen Schwerpunkt auf die Biografien der Brüder Rosset, die der Sammlung eine Vielzahl an Objekten aus Afrika überließen. Anstoßgebend war offensichtlich ein Praktikum in der Ethnologischen Sammlung des Museums während ihres Studiums, bei dem sie u.a. die „Sammlung Rosset“ inventarisierte (vgl. S. 14, Fußnote 23).

Capdeville gibt zunächst in den ersten drei Kapiteln einen Überblick über das Entstehen der Disziplin „Völkerkunde“, insbesondere in Freiburg. Als Vorläufer können die naturhistorischen Sammlungen angesehen werden, die an der Freiburger Universität seit dem 17. Jahrhundert existieren. Wirklich etabliert hat sich die Völkerkunde als wissenschaftliches Fach jedoch erst im 19. Jahrhundert, als sich in der Wissenschaft (vor allem Anthropologie und Urgeschichte), im bildungsbeflissenen Bürgertum („Museumsgesellschaften“) und in der (Kolonial-)Politik das Interesse auf das Fremde, Exotische richtete. Dass in Freiburg seit den 1850er-Jahren sowohl von Seiten der Stadt als auch der Universität Sammlungen für archäologische wie ethnologische Objekte initiiert wurden, spiegelt symptomatisch die skizzierte Stimmung wider. Zentrale Persönlichkeiten hierbei waren die Professoren Alexander Ecker und Heinrich Fischer (korrekt Leopold Heinrich Fischer, nicht, wie die Autorin angibt, Heinrich Leopold F. – auch wenn F. unter dem Vornamen Heinrich publizierte) sowie der damalige Stadtarchivar Cajetan Jäger und der Freiburger Kolonialwarenhändler und Stadtrat Dominik Rosset, Vater der beiden im Buchtitel genannten Brüder. Erst 1904 ging die universitäre Sammlung, die inzwischen als „Museum für Urgeschichte und Ethnographie“ firmierte, als Dauerleihgabe in das 1895 gegründete städtische Museum für Natur- und Völkerkunde ein.

Im vierten Kapitel berichtet die Autorin über das Leben und die abenteuerlichen Reisen der beiden Rosset-Brüder. Der ältere der beiden, Carl Friedrich Rosset, wanderte 1869 nach Kairo aus und brachte es zum Vizekonsul in Khartum (für Deutschland und England) und schließlich bis zum Generalgouverneur in Dafur – hier als Vertreter des britischen Empires. Als Verwandter des oben genannten Mineralogen Fischer erwarb er auf dessen Anregung bzw. Bitten hin Ethnographica und verschickte diese nach Freiburg. 1878 verstarb Carl Friedrich Rosset unter nicht ganz geklärten Umständen in Dafur – es gab Gerüchte, er sei ermordet worden. Sein neun Jahre jüngerer Bruder Carl Wilhelm Rosset folgte dem Bruder 1873 nach Afrika, widmete sich jedoch nicht der Politik, sondern nahm an mehreren Forschungsreisen teil und stand in engem Kontakt mit den Freiburger Professoren Ecker und Fischer.

Im nächsten Teil folgt der Versuch einer Rekonstruktion der Geschichte der Freiburger ethnologischen Sammlungen. Der Blick der Autorin auf die Hintergründe der Sammlungs- und Ausstellungspraxis des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist interessant und aufschlussreich, indem sie aufzeigt, wie es dabei um eine „imaginative [...] Neuerschließung der Welt“ (S. 69) ging, also sozusagen um eine erneute Kolonialisierung, diesmal mit wissenschaftlichen Mitteln. Sie geht detailliert auf die Inventare der Freiburger Sammlungen ein, insbesondere das der Sammlung Rosset, und kann aus zahlreichen Originaldokumenten zitieren. Reiche Informationen zieht sie auch aus Artikeln der „Freiburger Zeitung“. Dort wurde über das Museum für Urgeschichte und Ethnographie, über die 1872 gegründete Akademische Gesellschaft sowie über wissenschaftliche Vorträge berichtet. Auch die Brüder Rosset waren Thema von Zeitungsberichten. 1878 erschienen unter dem Titel „Lebensbilder aus Afrika“ Briefausschnitte von Carl Friedrich Rosset an seine Familie, 1885 acht Reisebriefe seines Bruders Carl Wilhelm.

Abschließend nimmt Capdeville zur Frage Stellung, ob menschliche Überreste heute noch in Museen und Sammlungen aufbewahrt werden sollen. Sie plädiert klar für eine Restitution. Dass sie für ihre Stellungnahme jedoch das Eingangszitat der „Empfehlungen des Museumsbundes zum Umgang mit menschlichen Überresten in Museen und Sammlungen“ von 2013 (S. 93) aus seinem Zusammenhang

reißt und dadurch implizit den Eindruck erweckt, die Autoren der „Empfehlungen“ würden Rückgaben tendenziell ablehnend gegenüberstehen, wird diesem außerordentlich differenzierten Leitfaden nicht gerecht – insbesondere da sie selbst im Folgenden viele Argumente daraus aufnimmt. Zuletzt beklagt sie, dass 14 Schädel, die aus der Alexander-Ecker-Sammlung stammen, dem Gebiet des heutigen Namibia zugeordnet werden konnten, aber noch nicht zurückgegeben worden seien. Das ist inzwischen – fast zeitgleich mit dem Erscheinen des Buches – im März 2014 geschehen. Mit einem Anruf vor Drucklegung bei der zuständigen Stelle, dem Universitätsarchiv Freiburg, hätte sie dazu entsprechende Informationen erhalten können, die nicht schon bei der Veröffentlichung veraltet gewesen wären.

Von einem Inventarisierungsprojekt ausgehend, gelang es der Autorin nicht nur, ein spannendes Stück Freiburger Stadtgeschichte aufzufächern, sondern durch die Kontextualisierung mit den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch ein aufschlussreiches Beispiel für das Entstehen des Fachs „Ethnologie“ und für die Sammlungspraxis an den neu gegründeten völkerkundlichen Museen zu geben. Eingebettet sind die Untersuchungen zur Sammlung Rosset in Überlegungen zur Bewertung der damaligen Sammlungspraxis und zum Umgang mit menschlichen Überresten in heutigen Museen und Sammlungen, die aber, wie im Rahmen einer solchen Abschlussarbeit wohl nicht anders erwartet werden darf, die Problemkreise nur anreißen konnten.

Zuletzt noch ein Wort zum Verlag: Ein Ladenpreis von 65,80 Euro für einen Softcover-Band von 115 Seiten, in dessen Druckvorlage einen Blick zu werfen sich von Seiten des Verlags augenscheinlich niemand die Mühe gemacht hat, ist doch recht hoch. Die Wiederholungen zur Biografie der Rosset-Brüder im 5. Kapitel, v.a. zu Carl Friedrich Rosset, hätte man bei der Überarbeitung für den Druck zusammenführen bzw. beseitigen können; ebenso die zahlreichen Grammatik- und Kommafehler sowie die häufig falschen typographischen Zeichen bei den Anführungsstrichen. Die junge Autorin und ihr sehr spannendes Thema hätten mehr professionelle Unterstützung verdient gehabt. R. Johanna Regnath

Freiburger Münster. Kunstwerk und Baustelle, hg. von HANS W. HUBERT und PETER KALCHTHALER (Schriftenreihe Münsterbauverein 5), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin/Wien 2014, 189 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Mit seiner Schriftenreihe hat der Münsterbauverein ein sehr erfolgreiches neues Format geschaffen, um Einzelaspekte des Freiburger Münsters vorzustellen. „Kunstwerk und Baustelle“ ist vielleicht der wichtigste der bisher erschienenen Bände, weil er thematisch aufs Ganze, die Bau- und Ausstattungsgeschichte des Münsters, ausgerichtet ist. Er fasst Beiträge zusammen, die im Rahmen der „Samstags-Uni“ des Studium Generale im Wintersemester 2013/14 vorgetragen wurden und schon damals auf große Resonanz stießen.

Einleitend zeichnet Wolfgang Stopfel mit angenehm ruhiger Hand die großen Linien der Baugeschichte, soweit sie gesichert sind, und die damit verbundenen Forschungsfragen nach, aber auch die Renovierungs- und Ausstattungsgeschichte seit dem 16. Jahrhundert, wobei mehrfach Unverständnis über die Geringschätzung der Neugotik (bis in die jüngste Zeit hinein) anklingt. Thomas Zotz beleuchtet die wechselvolle Beziehung der Herzöge von Zähringen, Grafen von Freiburg und Herzöge von Österreich zu der Stadtkirche. Der exzellente Kenner der hochmittelalterlichen Geschichte des Südwestens unterstreicht dabei für die Entstehung des romanischen Münsters, dass Herzog Bertold V. „maßgeblich an diesem Bau beteiligt war, sicher finanziell, aber auch mit Blick auf die [...] Ausgestaltung“ (S. 27).

Peter Kurmann ordnet das gotische Münster in die europäische Kirchenlandschaft ein und sieht beim Langhausbau in den 1260er-Jahren eine bewusste Abkehr von der Straßburger Bauhütte mit ihrer „Glashausarchitektur“ (S. 41), die durch den Bau des stattlichen Turms kompensiert worden sei – wenn man so will, Ausdruck einer guten Ökonomie angesichts der steckengebliebenen Turmbauten französischer Kirchen. In der alten Frage nach der Einheitlichkeit der Turmbauplanung und der „Erfindung“ des durchbrochenen Turmhelms, nimmt Kurmann zwar eine Umplanung an, doch könne die Idee des Maßwerkhelms dennoch älter und in Freiburg oder Köln entstanden sein. Demgegenüber gehen H. W. Hubert und J. J. Böker davon aus, dass die Kölner Türme erst um 1360/70 nach Freiburger Vorbild geplant worden seien (S. 52, 131 und 136). Johann Josef Böker trägt einmal mehr seine These vor, dass die Münsterturmplannung

Erwin von Steinbach zuzuschreiben sei, bleibt an den entscheidenden Stellen aber zwingende Argumente schuldig, insbesondere dafür, dass es sich bei dem zugrundeliegenden Nürnberger Riss nicht doch um eine wesentlich spätere Sammelstudie handelt. Die übrigen Autoren positionieren sich dazu unterschiedlich: Stopfel übergeht die Frage mit Süffisanz (S. 12), Kurmann ordnet den Entwerfer dem Umfeld der Straßburger Hütte zu, „ob er mit Erwin von Steinbach identisch war oder nicht, muss offen bleiben“ (S. 47), Hubert hält Steinbachs Tätigkeit in Freiburg für „plausibel“, konstatiert aber auf derselben Seite, „wie schwierig die zeitliche Bestimmung eines mittelalterlichen Risses generell ist“ (S. 130).

Anne-Christine Brehm stellt die Tätigkeit des „atemlosen“ Baumeisters Hans Niesenberger vor. Mit Zeugnissen von Menschen, die „wesentlich kurzlebiger als heute“ waren, „aber einen längeren Atem“ besaßen (S. 73), nämlich mit der mittelalterlichen Zeitvorstellung und Darstellungen der Heilsgeschichte mit ihren typologischen Bezügen und anachronistischen Handlungsverdichtungen im Dienst der Verkündigung beschäftigt sich Konrad Kunze. Dieter Speck stellt die heute nahezu vergessene Geschichte der Universität als Inhaberin der Münsterpfarre von 1464 bis 1813 vor, die aus der Pfarrei zwar nur geringe Einkünfte bezog, aber „eine omniprésente Rolle“ in der Liturgie spielte (S. 91). Den Alltag des Münsters im Leben der Stadtbewohner illustriert Heike Mittmann. Christoph Schmider stellt neue biografische Forschungen zu den Freiburger Organisten seit dem 19. Jahrhundert vor, die zunächst sehr armselig lebten und erst seit 1870 adäquat bezahlt wurden. 1913 hielt mit einer „Elektr. Luftschleudermaschine“ (S. 119) die Technik Einzug in das Gotteshaus. Fragen nach Repertoire und Qualität der Organisten lassen sich derzeit aber noch kaum beantworten. Einen originellen Ansatz verfolgt Hans W. Hubert, indem er das Fortwirken der Freiburger Turmhelmlösung im europäischen Rahmen nachzeichnet. Die stärkste Rezeption kann er in den Jahren 1330 bis 1400 ausmachen, dann wurde das Freiburger Konzept weiterentwickelt und erst von den Neugotikern wieder aufgegriffen. Als wichtiges Unterscheidungsmerkmal führt Hubert die Durchbrechung der Geschosse an, die nur in wenigen Fällen im Anschluss an Freiburg tatsächlich gewagt wurde. In umgekehrter Blickrichtung beschäftigt sich Peter Kalchthaler mit dem Münster als identitätsstiftender „Marke“ für die Stadt Freiburg. Yvonne Faller stellt die Arbeitsweise der Münsterbauhütte und insbesondere die jüngste Auswechslung der Ecksteine am Turmhelm vor, ein konstruktiver Eingriff, der „in der 700-jährigen Renovierungsgeschichte noch nie vorgenommen wurde“ (S. 162). Guido Linke und Mirja Straub erläutern schließlich das Konzept der Sonderausstellung „Baustelle Gotik“ im Augustinermuseum.

Insgesamt gibt das Buch einen erfreulichen Überblick über die derzeitigen Forschungen zum Freiburger Münster, die an vielen Stellen aber auch noch zu erweitern und zu vertiefen sind. Nicht nur das Münster, auch die Münster-Forschung bleibt eine „Baustelle“.

Clemens Joos

ANSGAR FRENKEN: Das Konstanzer Konzil, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2014, 309 S.

Das Jubiläum des Konstanzer Konzils brachte eine Vielzahl von Publikationen hervor, von einem Essay-Band und Katalog zur Ausstellung, populärwissenschaftlichen Darstellungen, Quelleneditionen, Krimis und und und. Nun erschien etwas zeitverzögert, eine weitere Publikation von Ansgar Frenken, die – das sei vorausgeschickt – sich von den anderen darstellenden Publikationen durchaus abhebt. Der handliche Band versteht sich als Studienbuch zur Konzilsgeschichte, ist kompakt und forschungsorientiert.

Der Kenner der Forschungsgeschichte Frenken bettet seine Darstellung des chronologischen Abrisses entsprechend in die Forschungslandschaft ein und lässt der Vorgeschichte die chronologischen Geschehnisse von der Einberufung, dem Auftreten der Akteure, die Handlungsstränge, die Gegebenheiten vor Ort, Besucher, Konflikte und Papstwahl folgen. Ein kleiner Ausblick auf die Fortsetzung der Konzilsgeschichte in Basel schließt diesen ersten Teil ab.

In einem zweiten Abschnitt aus zahlreichen kleineren Kapiteln, widmet sich der Autor den theologischen und ekklesiologischen Themen des Konstanzer Konzils, einschließlich ihrer Wirkungsgeschichte. Weitere prägende Aspekte und Facetten des in vielfältiger Hinsicht folgenreichen Konstanzer Konzils werden ebenfalls aufgegriffen, an erster Stelle der Fall des Jan Hus. Themen wie die Debatte um den Tyrannenmord, die zentrale Diskussion um Reformen, Reformforderungen und -bemühungen sowie deren Ergebnisse, oder Zeremonial und Ritual als Formen der Kommunikation werden ebenso angesprochen

wie – wenn auch nur in knapper Form – die politische Dimension des Konzils. Am Ende steht ein kritischer Blick auf die Leistungen und Ergebnisse des Konzils.

Der Band wird abgerundet von einem Glossar der wichtigsten Begriffe, einer umfangreichen Auswahlbibliografie mit über 30 Seiten sowie einem Personen- und Ortsnamenindex. Am Ende eines jeden Kapitels finden sich Endnoten in übersichtlicher und oft gut kommentierter Form, überall sind markante Forschungspositionen in den Text eingebracht.

Frenken zeigt auch im Detail seine Leidenschaft für die Forschungen um das Konzil, in dem er mit der Verarbeitung der Literatur immer äußerst aktuell ist, in einigen Fällen wird weiterführende Literatur, die sich noch im Druck befindet, schon genannt, ebenso finden sich auch Hinweise auf Digitalisate. So entstand mit dem handlichen Opus ein gutes, profundes Studienbuch zur Geschichte des Konstanzer Konzils und seiner Wirkungsgeschichte mit vielen weiterführenden Hinweisen, das guten Gewissens weiterzuempfehlen ist.

Dieter Speck

WOLFGANG M. GALL: Kleine Geschichte der Stadt Offenburg, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2013, 232 S., 104 Abb.

In der bewährten Reihe der kleinen Stadtgeschichten des Karlsruher Verlags G. Braun liegt nun auch ein Bändchen zum mittelbadischen Oberzentrum Offenburg vor. Autor ist der Historiker Wolfgang M. Gall, Leiter von Archiv und Museum der Stadt Offenburg und Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, ein ausgewiesener Kenner der Materie, der sich in zahlreichen Publikationen mit der Kultur- und Sozialgeschichte Offenburgs und der Ortenau beschäftigt hat.

Klar gegliedert, gut bebildert und mit einem umfangreichen Literaturapparat versehen bietet die „Kleine Geschichte der Stadt Offenburg“ einen kompakten aber inhaltsreichen Überblick von den Anfängen Offenburgs als römische Militärsiedlung über die Stadtgründung im hohen Mittelalter bis in die Gegenwart. Dabei spielte stets die Nähe zu Straßburg eine Rolle, das schon im Mittelalter und in der frühen Neuzeit entscheidenden, vor allem wirtschaftlichen Einfluss auf die angrenzenden rechtsrheinischen Gebiete und Ortschaften ausgeübt hat. Die Lage zum großen Nachbarn, später die Stellung als Grenzstadt hat Offenburgs Geschichte maßgeblich geprägt.

Der Dreißigjährige Krieg hatte für den Oberrhein massive Auswirkungen – nicht nur durch die Kriegshandlungen selbst, sondern auch durch die politischen Veränderungen nach dem Friedensschluss von 1648. Im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde die neue Grenze am Rhein immer wieder von feindlichen Truppen überschritten. 1689 fand die weitgehende Zerstörung der Reichstadt Offenburg statt, in deren Folge sie im Stil des Barock wieder aufgebaut wurde.

Ein Jahrhundert später drangen die Ideen der Französischen Revolution über die nahe Grenze und führten zu sozialen Unruhen, die mit dem Übergang der Stadt an das neue Großherzogtum Baden zunächst endeten. Breiten Raum in der Darstellung von Offenburgs Stadtgeschichte nimmt naturgemäß die Revolution von 1848/49 ein, die hier eines ihrer Zentren hatte. Das in Badens Mitte gelegene Offenburg, das seit 1844 zudem leicht mit der Eisenbahn erreichbar war, wurde schon im Vorfeld Schauplatz einer großen Volksversammlung, die mit den „13 Forderungen des Volkes“ vom 12. September 1847 ein zentrales Manifest der demokratischen Bewegung in Baden und darüber hinaus formulierte.

Der siegreiche Krieg gegen Frankreich 1870/71 stärkte die Wirtschaftskraft Offenburgs und begünstigte die Entwicklung zahlreicher Industriebetriebe, darunter Textil, Zigarren, Glas und weltweit führende Produktionsstätten von Glas- und Email-Werbeschildern. Die zunehmende Ausrichtung der Beamten- und Angestelltenstadt auf die Industrie führte in der Weltwirtschaftskrise zu einer Radikalisierung, die den Aufstieg der Nationalsozialisten begünstigte. In der Nachkriegszeit erneuerte Offenburg die alten Kontakte zum französischen Nachbarn, initiierte als eine der ersten deutschen Kommunen eine Städtepartnerschaft mit einer französischen Gemeinde (Lons-le-Saumier) und ist im Eurodistrikt Strasbourg/Ortenau auch wieder eng mit seiner Nachbarstadt Straßburg verbunden.

Die chronologische Erzählung der Stadtgeschichte wird immer wieder durch Infokästen unterbrochen, die einzelne Themen und Personen genauer beleuchten. Sie widmen sich u.a. den Barockdichtern

Grimmelshausen und Moscheresch, dem Schicksal von Auswanderern im 19. Jahrhundert, der Ermordung Matthias Erzbergers, der nationalsozialistischen Kulturpolitik, der jüdischen Familie Cohn, der Südweststaatabstimmung oder der Unternehmerin Aenne Burda. Peter Kalchthaler

ANDREAS HAASIS-BERNER: Der Gewerbekanal von Waldkirch. Zur Nutzung von Wasser und Wasserkraft in Mittelalter und Neuzeit, hg. vom Heimat- und Geschichtsverein Waldkirch e.V., Waldkirch 2014, 327 S., zahlr. Abb., Grafiken und Karten.

Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert hielt der Waldkircher Gewerbekanal das Wirtschaftsleben der kleinen Stadt am Ausgang des Elztals in Schwung. Wasserräder trieben Mehl-, Malz- und Ölmühlen, Feilenhauen, Hanfreiben, Walkwerk, Sägewerk, Hammerschmiede und Papiermühle an. Mit Beginn der Neuzeit kamen Edelsteinschleifereien dazu und bildeten einen Schwerpunkt. Kunstreiche Handwerker bearbeiteten Bergkristalle aus den Alpen und Granat aus Böhmen, Seite an Seite in liegender Position, denn auf einer Kraftachse hatten mehrere Schleifsteine Platz. Auch Färber und Gerber suchten einen Platz am Kanal, Waschküchen und Bademöglichkeiten lagen tunlich am oberen Ende, das Schlachthaus ganz unten. Im 19. Jahrhundert setzte die Industrie Akzente: Turbinen steigerten die Leistung. An der Stelle der alten Papiermühle entstand eine Seidenspinnerei, auf Gemarkung Kollnau eine Textilfabrik, die an der Schwelle zum 20. Jahrhundert ihren eigenen Strom produzierte.

Die genannten Aktivitäten spielten sich links der Elz auf etwas mehr als vier Kilometern ab, hauptsächlich entlang der Oberen und Unteren Runz. Metergenaue Angaben zu den Kanalabschnitten, detaillierte Angaben zu den Werkstätten und zur Runzgenossenschaft, in der die Gewerbetreibenden organisiert waren und Rechte und Pflichten teilten, finden sich in der umfangreichen Publikation, die der Arbeitskreis Gewerbekanal im Heimat- und Geschichtsverein Waldkirch e.V. unter der wissenschaftlichen Leitung von Andreas Haasis-Berner erarbeitet hat. Material fanden sie im Generallandesarchiv Karlsruhe und besonders reichhaltig im Stadtarchiv Waldkirch, aber auch in Privatarchive. Der Kanal selbst ist Quelle, denn er ist glücklicherweise weitgehend erhalten. Als „Waldkirchs längstes Denkmal“ wurde er parallel zur Entstehung des Buches mit Informationstafeln ausgestattet als Einladung zur Stadterkundung, nicht zuletzt im Hinblick auf die Heimattage Baden-Württemberg, die Waldkirch 2018 ausrichten wird.

Der Hauptautor betont den Zusammenhang mit weiteren frühen künstlichen Wasserbauten in der Gegend wie dem Urgraben am Kandel und weist auf die Vergleichbarkeit mit dem Freiburger Gewerbekanal hin. Ein vielzitiertes Werk ist „Bachabschlag. Von Bächen und Kanälen in Freiburg im Breisgau“ (Freiburg 2005) von Iso Himmelsbach. Der Waldkircher Arbeitskreis Gewerbekanal wird weiterarbeiten an der Erforschung der Geschichte, sich für Erhaltung und Pflege der Technikdenkmäler wie der Edelsteinschleiferei Wintermantel engagieren, die geplante zukünftige Nutzung durch kleine Laufwasserkraftwerke begleiten und auch die Ökologie – hier bearbeitet von Sabine Assmann – im Auge behalten, als Partner der Stadt Waldkirch, die seit der Auflösung der Runzgenossenschaft 1979 für den Kanal verantwortlich ist. Renate Liessem-Breinlinger

Die Kartause St. Johannisberg in Freiburg im Breisgau. Historische und baugeschichtliche Untersuchungen, hg. von HEINZ KRIEG, FRANK LÖBBECKE und KATHARINA UNGERER-HEUCK (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 41), Stadtarchiv Freiburg, Freiburg 2014, 168 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Als 41. Veröffentlichung aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau erschien 2014 ein Band, der vierzehn Vorträge der Tagung zur ehemaligen Kartause St. Johannisberg aus dem Jahr 2011 zusammen mit weiteren Beiträgen umfasst (Vorwort, Begrüßung, Grußwort und Transkription einer handschriftlichen Quelle des 18. Jahrhunderts – Register und Autorenverzeichnis sind nicht enthalten). Die einzelnen Aufsätze behandeln inhaltlich eine große Bandbreite von Themen, die von der allgemein gehaltenen Ordensgeschichte der Kartäuser über vergleichende Studien, bauhistorische und kunstgeschichtliche Darstellungen bis hin zu Ausführungen über den Küchengarten des früheren Klosters reicht.

Die Gründung der Freiburger Kartause in den Jahren 1345/46 geht auf eine Initiative des wohlhabenden und einflussreichen Freiburger Bürgers Ritter Johannes Snewlin, genannt Gresser (1291-1347),

zurück. Snewlin, der jahrelang das Bürgermeisteramt innehatte, stiftete für die Gründung und Ausstattung des Klosters Grundstücke, Wein- und Getreidezinsen sowie Geld im Umfang von insgesamt 250 Mark Silber (was damals fast an den Preis heranreichte, den sein Bruder Snewlin Bernlapp für die Burg Zähringen samt ihren zugehörigen Rechten, Dörfern und Tälern an die Grafen von Freiburg bezahlt hatte, so Dieter Mertens in seinem Beitrag). Das Ende der Freiburger Kartause als Kloster dieses Ordens wurde am 25. Januar 1782 durch einen Aufhebungsbeschluss auf Weisung Kaiser Josephs II. besiegelt.

Der anzuzeigende Band wurde von den Herausgebern in drei Kapitel unterteilt: I. Allgemeines, II. Die Freiburger Kartause, III. Vergleiche. Zum ersten Teil gehören der kurze Beitrag des Nestors der Kartäuserforschung, James Hogg, über die Ordens- und Ideengeschichte der Kartäuser, eine Studie von Hermann Josef Roth zur Gründungssituation mittelalterlicher Kartausen, Elke Nagels recht gewagter Vergleich zwischen den Zellenhäusern der Kartäuser und modernen Minimalwohnungen sowie eine hilfreiche Zusammenfassung des leider bereits 2012 verstorbenen Leiters des Tübinger Instituts für Geschichtliche Landeskunde, Sönke Lorenz, über die Gliederung des Ordens, speziell über die Provincia Rheni, der die Freiburger Kartause zeitweise angehörte.

Nicht nur lokalgeschichtlich Interessierte werden im zweiten Teil des Bandes mit Arbeiten zur Freiburger Kartause den Kern der Veröffentlichung sehen: Hier finden sich die folgenden sechs Beiträge: Heinz Krieg stellt im Anschluss an die Forschungen von Hermann Nehlsen, Karl Suso Frank, Dieter Mertens, Hans Schadek und Clemens Joos die Anfänge der Freiburger Kartause dar; das vor allem für die spätere Baugeschichte der Kartause wichtige Jahr 1775 steht im Mittelpunkt von Frank Löbbeckes Darstellung, für die Bildquellen, archäologische Befunde, Fotografien und Pläne sowie die im Transkriptionsteil beigegebene „Beschreibung Der Gebäude des Kartäuser Klosters bey Freyburg ...“ aus diesem Jahr ausgewertet werden; Daniel Parello rekonstruiert das Ensemble der größtenteils zwischen 1513 und 1517 unter Beteiligung von Hans Baldung Grien entstandenen Glasmalereien, die nach der Auflösung des Klosters ein wechselvolles Schicksal erlitten und durch eine Auktion im Jahr 1897 auf zahlreiche Institutionen, vor allem Museen (darunter das Freiburger Augustiner Museum und das Badische Landesmuseum in Karlsruhe) verteilt wurden; Eva-Maria Schüle stellt den Küchengarten („Kuchelgarten“) der ehemaligen Kartause vor, der in seiner Lage und Größe noch immer der klösterlichen Anlage entspreche; der im Jahr 2014 verstorbene, um die Kartäuser- wie Humanismusforschung ebenso wie um die historische Landeskunde höchst verdiente Dieter Mertens, dessen Dissertation von 1971 bereits dem Kartäuser Jakob von Paradies gewidmet war, steuert hier eine ertragreiche Studie zu den Beziehungen zwischen der Freiburger Kartause und der Universität bei; Felix Heinzer, der bis September 2015 den Freiburger Lehrstuhl für Lateinische Philologie des Mittelalters leitete, liefert einen Beitrag mit neuen Erkenntnissen über die 1503 bei Schott in Freiburg erschienene Schrift „Margarita Philosophica“ des Kartäuserpriors Gregor Reisch: Zu dieser ältesten gedruckten Enzyklopädie weist Heinzer überzeugend nach, dass in Handschrift 666 der Universitätsbibliothek Freiburg eine der ansonsten wohl verlorenen handschriftlichen Vorstufen der gedruckten Ausgabe zu sehen ist.

Das dritte Kapitel „Vergleiche“ umfasst vier Aufsätze beziehungsweise Vorträge: Den Anfang macht der Beitrag von Margrit Früh über die Bezüge zwischen der Freiburger und der Ittinger Kartause, der sich gut in den Kontext der Tagung und des Bandes fügt, und der u.a. eine nützliche Namensliste zu den Personenbeziehungen enthält; zumindest vordergründig sind der Vortrag über „Die Kartause Ittingen und ihre Wiederbelebung“ von Jörg Ganz und Daniel Reickes Arbeit über den Turm der Basler Kartause weniger eng mit der Freiburger Kartause verbunden. Helmut Stampfers Aufsatz über „Die Kartause Allerengelberg in Schnals“, der den Aspekt der „Nutzung und Pflege eines Kulturdenkmals“ in den Blick nimmt, kann dagegen auch für die Freiburger Verhältnisse anregend sein: Wurde in Freiburg doch auf dem Gelände und unter Einbeziehung ehemaliger Bauten des Klosters im Jahr 2014 ein Internat etabliert, für das moderne Wohnhäuser sowie ein Neubau mit Auditorium, Küche und Mensa errichtet und außerdem die erhaltenen historischen Gebäude der Kartause saniert und umgebaut wurden.

Der Tagungsband stellt eine willkommene Bereicherung sowohl der stadtgeschichtlichen Literatur als auch der Forschungen zum Kartäuserorden dar.

Johannes Mangei

GEORG KIRNBERGER: Die Meiger von Kürnberg. Gefolgsleute der Üsenberger, Selbstverlag Hachberg-Bibliothek, Emmendingen 2012, 332 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb., 2 Tafeln.

Der Autor, Georg Kirnberger, stieß erst spät auf die Meiger von Kürnberg, auch wenn sie Teil seiner Familiengeschichte sind. Er wuchs in Darmstadt auf, ist von Beruf Sozialarbeiter und lebt in Neuhausen/Fildern. „Ich hatte weder mit Schriftstellerei noch mit Geschichte viel am Hut“, sagt er selbst. Eine Radtour nach Breisach am Rhein und ein Besuch der Kirnburg änderten das: Seitdem wollte Georg Kirnberger „einfach wissen, wie und wo meine Vorfahren gelebt und was sie getan haben“.

Kirnberger bietet anhand zahlreicher Wappen, Bilder und Urkunden aus den südwestdeutschen Archiven und Bibliotheken auf über 300 Seiten seinen Lesern einen Überblick der Geschichte der Meiger von Kürnberg von 1200 bis 1555. Das chronologisch aufgebaute Buch beginnt mit dem ersten Vertreter der Familie, dem Kenzinger Schulteiben Cuno von Schweighausen (1180/1190 - nach 1252), der in einer Urkunde vom 16. November 1219 bezüglich eines Gütertauschs zwischen dem Kloster Tennenbach und Rudolf I. von Üsenberg genannt wird, und endet mit Hans Georg Meiger von Kirnberg (ca. 1520 - nach 1555), dem ersten, der den Familiennamen von Geburt an trug. Als Hilfsmittel sind dem Werk zwei Tafeln beigelegt, u.a. eine Stammtafel der Meiger von Kürnberg.

Die Veröffentlichung könnte klaglos als ein zweiköpfiger Janus bezeichnet werden: Einerseits bietet sie dem nicht unbedingt landesgeschichtlich erfahrenen Leser einen guten Einblick in die Welt des niederen Adels im südwestdeutschen Raum, andererseits wäre es lobenswert gewesen, dem dargelegten vielfältigen Quellenmaterial eine besser strukturierte Form zu geben, die für den Laien eine große Hilfe gewesen wäre.

Marco Leonardi

Die Lebenserinnerungen des ersten badischen Staatspräsidenten Anton Geiß (1858-1944), bearb. von MARTIN FURTWÄNGLER (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 58), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2014, XXVII und 131 S., 15 S/W-Abbildungen.

„Ich brachte das übliche Hoch auf den Großherzog aus, indem ich am Ende meiner Schlußrede rief: ‚Es lebe Großherzog Friedrich‘. Das ganze Haus stimmte freudig in den Ruf ein einschließlich der radikalsten Parteifreunde meiner Fraktion. Diese Handlung erregte im ganzen Land lebhaftes Aufsehen [...]. Der sozialdemokratische Parteivorstand in Berlin nahm selbstverständlich auch sofort Stellung dazu“ (S. 37). So erinnert sich der badische Sozialdemokrat Anton Geiß, der seit 1909 im sogenannten „Großblock“ mit der nationalliberalen Partei zusammenarbeitete und dem vom linken Parteiflügel immer wieder „Hofgängerei“ vorgeworfen worden war, an eine Rede, die er im Februar 1915 als Vizepräsident der Zweiten Kammer des badischen Landtags gehalten hatte. Martin Furtwängler, der Bearbeiter der 1924 abgefassten Erinnerungen, notiert in einer Anmerkung den genauen, in den Landtagsprotokollen festgehaltenen Wortlaut und vermerkt die Pressereaktionen.

Die Diskussion, ob „Hofgängerei“, der freundlich-respektvolle Umgang mit einem Monarchen, mit den Prinzipien der sozialdemokratischen Partei vereinbar sei, sollte bald der Vergangenheit angehören. Am 10. November 1918 wurde Geiß zum Präsidenten der vorläufigen Volksregierung ernannt. Weggefährten unterschiedlicher politischer Couleur trauten ihm zu, das Land Baden aus dem revolutionären Chaos nach dem verlorenen Krieg herauszuführen. Nach der Verabschiedung der neuen badischen Verfassung wurde er im April 1919 zum badischen Staatspräsidenten gewählt; als Staatsoberhaupt war er damit Nachfolger des Großherzogs. Er stellte sich einer schweren, risikoreichen und gefährlichen Aufgabe. Die erschrockene Reaktion seiner Ehefrau, die den Brotberuf des Politikers durchtragen musste, war realistisch und nachvollziehbar: „Durch diese Geschichte geht unser Geschäft [eine Gastwirtschaft in Mannheim] samt mir kaputt und Du stehst dann allein da und hast nichts mehr oder wirst auch noch tot geschlagen“ (S. 47).

Martin Furtwängler hat eine Quelle zu entscheidenden Wendepunkten in unserer jüngeren Vergangenheit verfügbar gemacht, die Einblicke in die Politik und das gesellschaftliche Gefüge an der Wende von der Kaiserzeit zur Weimarer Republik erlaubt, geschrieben von einem Akteur mit klarem Kopf in

klarer Sprache. Das Werk wurde mit aller Vorsicht dem Genre „Erinnerungen/Memoiren“ gegenüber wissenschaftlich erschlossen, Daten und Fakten überprüft und kommentiert im Abgleich mit den archivierten Originaldokumenten und der Literatur. Über die Vorgänge in Baden am Ende des Ersten Weltkriegs kennt sich niemand besser als Furtwängler, der die 2012 erschienenen „Protokolle der Regierung der Republik Baden“ bearbeitet hat.

Geiß schreibt aber nicht nur über seine Rolle und Karriere als Politiker; ausführlich geht er auf seine Kindheit und Jugend ein: Während seiner sieben Volksschuljahre wurde er den Sommer über als Hüte- oder Hirtenkind auf fremde Bauernhöfe geschickt. Nach der Schreinerlehre, die er in seiner Heimat in Bayerisch Schwaben absolvierte, begab er sich auf Wanderschaft, die ihn durch Südwestdeutschland und in die Schweiz führte, bis er in Mannheim hängen blieb. Es lohnt sich zu lesen und zu staunen, wie er Widriges überwunden hat, was er mit seiner „fröhlichen aufgeweckten Veranlagung“ (S. 8f.) erklärt.

Es überrascht, dass diese vielseitige und gewichtige Persönlichkeit bisher relativ geringe Beachtung fand. Es mag damit zusammenhängen, dass Geiß im Gegensatz zu manchen Mitakteuren aus den frühen Jahren der Republik im Dritten Reich relativ unbehelligt blieb. Die Erinnerungen schrieb er laut Vorwort für seine Nachfahren; gerne hätte er sie gedruckt gesehen. 70 Jahre nach seinem Tod ging dieser Wunsch in Erfüllung.

Renate Liessem-Breinlinger

Migration in Freiburg im Breisgau. Ihre Geschichte von 1500 bis zur Gegenwart, hg. von ULRICH P. ECKER und NAUSIKAA SCHIRILLA unter Mitarbeit von CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL und HANS-PETER WIDMANN, Stadtarchiv Freiburg, Freiburg 2014, 304 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Seine „Heimat raste ins Nichts“. So gab die Schriftstellerin Lotte Paepke eine der Migrationserfahrungen ihres Vaters Max Mayer wieder. Der politisch engagierte Lederkaufmann aus der Freiburger Schusterstraße war von den Nazis wie viele andere verfolgt und vertrieben worden. In den USA fand er keine gelungene Existenz – er war ein Flüchtling geworden und blieb es. Auch wenn der Begriff „Heimat“ für manche ambivalent oder fragwürdig ist, verweist er auf existenzielle Werte, die durch Migration gefährdet sind.

Warum Menschen ihre vertrauten Lebenswelten verlassen, wie ihr Ankommen in fremden Lebenswelten – in Freiburg – gelingt oder scheitert, wie Migration gestaltbar ist, damit nicht die verlassene Heimat und auch nicht die gesuchte neue im „Nichts“ enden, solchen Fragen widmet sich die von der Stadt Freiburg initiierte Veröffentlichung „Migration in Freiburg im Breisgau. Ihre Geschichte von 1500 bis zur Gegenwart“. Das Stadtarchiv unter der Leitung von Ulrich P. Ecker und die Freiburger Professorin Nausikaa Schirilla haben die 300-seitige Publikation zusammen mit vielen anderen Beitragenden erarbeitet, die es alle verdienten, einzeln genannt zu werden.

Das Buch wird durch Geleit- und Grußworte des Oberbürgermeisters und der Vorsitzenden des Migrantinnen- und Migrantenrates in Freiburg eröffnet. Diese Doppelung setzt eine Ankündigung: Dass es nicht nur um Zugänge zum Thema entlang den tradierten städtischen Institutionen geht, sondern dass auch Migranten und Migrantinnen selbst in von ihnen getragenen Einrichtungen zu Wort kommen – ein markantes Merkmal dieses Buches.

Ein Überblick über die Migrationsgeschichte im Allgemeinen und ein spezieller über die Geschichte der Migration in Freiburg führen zum Thema hin. Darauf folgen 44 Beiträge in zwei Hauptteilen; der erste ist mehr chronologisch aufgebaut und beginnt mit der Zuwanderung um 1500, der zweite wendet sich intensiv den Fragen zu, wie heute von der Migration bestimmte Einzelne und Gruppen ihre neuen Lebenswelten in Freiburg gestalten können.

Einige Beiträge sind wissenschaftliche Darstellungen, z.B. über die Auswanderung aus Freiburg in die USA, über die Vertreibungen in der NS-Zeit oder über die aktuelle Migration in den Freiburger Medien. Aber selbst diese vermitteln mit ihren konkreten Schilderungen und mit Verweisen auf Einzelschicksale intensive Eindrücke und vermögen auch emotional zu wirken.

Das gilt auch für viele kürzere Texte, die wie Schlaglichter Migranten oder Migrantinnen ins Bild setzen, etwa die Schneiderfamilie Schmidt auf dem Weg nach Amerika oder eine gewerkschaftlich akti-

ve Einwanderin aus Portugal. Gerade der Wechsel zwischen mehr deskriptiven oder mehr analytischen Texten und kurzen Einzelfällen mit Zügen von Selbstzeugnissen erschließen das Thema aus vielen Blickwinkeln.

Die Verantwortlichen für diese Migrationsgeschichte sind sich darüber im Klaren, dass viele Aspekte und Probleme nicht oder nur vorläufig erschließbar waren. Jedoch: Gerade die Vielfalt der Perspektiven, die Beispiele von gelungener Zuwanderung, von Fortschritten im Leben zwischen den Kulturen, die hervorragende Lesbarkeit und zahlreiche Illustrationen – das bietet Ausgangspunkte für weitere akademische oder schulische Arbeit.

Wünschenswert ist es, dass dieser Publikation bald ähnliche folgen. Migration fand und findet bei uns fast überall statt. Sie muss auf lokaler oder regionaler Ebene ähnlich wie für Freiburg dargestellt werden. Das trüge dazu bei, dass Migration als Normalfall verstanden wird. Ihre geschichtliche und aktuelle Vergegenwärtigung schärft unser Bewusstsein dafür – eine der Intentionen von „Migration in Freiburg“ –, dass wir nicht in einer Welt existieren können, in der Migranten und Migrantinnen ins „Nichts“ oder in dessen bedrohliche Nähe geraten: in fehlende Vertrautheit und Mangel an Sinn oder Bedeutung in unserer Lebenswelt.

Günther Mohr

HEIKE MITTMANN: Freiburger Münster. Die Chorkapellen. Geschichte und Ausstattung (Schriftenreihe Münsterbauverein 4), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin 2014, 160 S., zahlr. Abb.

Jubiläen machen Sinn: 2013 jährte sich zum 500. Mal die Chorweihe des Freiburger Münsters, gewiss ein markanter Anlass, diesem Teil des Bauwerks wieder einmal besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Der Klappentext informiert den Leser kurz und bündig über die Autorin, die diese Mühe auf sich genommen hat: „Kunsthistorikerin, seit 1990 Mitarbeiterin beim Freiburger Münsterbauverein“. Mit andern Worten: Das Münster ist nur wenigen so vertraut wie ihr. Das hat sie bereits durch mehrere Publikationen bewiesen. Neben Gesamtdarstellungen wandte sie sich dabei immer wieder Teilaspekten des unendlich reichen Denkmals mittelalterlicher Baukunst zu. Der vorliegende Band stellt ebenfalls nicht den gesamten Münsterchor vor, sondern nur den Kranz der dreizehn Kapellen, die sich um den Hochchor herumlegen.

In einer knappen Einführung skizziert sie das geschichtliche Umfeld zur Zeit des Chorbaus und illustriert es mit einem Ausschnitt aus dem berühmten Kupferstich des Gregor Sickingen von 1589. Das reiche Bildmaterial des gesamten Bandes ist hervorragend gewählt und von großer Qualität. Ein weiteres Einleitungskapitel stellt die Stifter vor, die den Bau der Kapellen und deren Ausstattung erst ermöglicht haben. Erwartungsgemäß nehmen die Habsburger und ihre führenden Beamten eine zentrale Rolle ein. Daneben engagieren sich das Patriziat der Stadt und die Universität, die bis 1803 rechtlich und wirtschaftlich eng mit dem Münster verbunden blieb. Nach einem kurzen Abriss der Baugeschichte des Chores zwischen der Grundsteinlegung 1354 und dem Ende der Bautätigkeit 1536 führt die Ausstattungsgeschichte bis in die jüngste Zeit hinein. Die Veränderungen spiegeln die unterschiedlichen Nutzungen und Funktionen wider.

Der Hauptteil stellt jede Kapelle mit ihrem eigenen Charakter vor und lädt förmlich dazu ein, sich durch das Buch in jeden einzelnen Raum führen zu lassen. Das Ordnungsschema, in dem die Objekte präsentiert werden, bleibt im Prinzip immer dasselbe und ist dadurch sehr hilfreich: Fenster, Altar, Epitaphien, Gemälde, Statuen, Grabplatten, Gewölbeschlusssteine, Kapellengitter. Dankbar nimmt man auch die Erläuterung der zahlreichen Wappen auf, weil sie das Münster in konkrete historische Bezüge einfügen. Zuletzt bieten Kurzbiografien von über vierzig Künstlern, die bis in unsere Gegenwart hinein ihren Beitrag zum Wunderwerk des Freiburger Münsters geleistet haben, wertvolle Informationen. Das Buch wird ganz gewiss eine große und dankbare Leserschaft finden.

Eugen Hillenbrand

DIRK SCHINDELBECK: „Das wirst du nicht los, das verfolgt dich ein Leben lang!“ Die Geschichte des Waisenhauses in Freiburg-Günterstal, hg. von der Waisenhausstiftung Freiburg, Stiftungsverwaltung Freiburg, Freiburg 2013, 175 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

Heimerziehung – ein Wort, das heute einen schlechten Klang hat. Das war keineswegs immer so, vieles wurde von der Gesellschaft nicht wahrgenommen oder wollte sie nicht wahrnehmen. Sie musste aufgerüttelt und gezwungen werden, soziale Missstände zu erkennen, sie anzuprangern und abzuschaffen. Auslösendes Moment war der 2002 erschienene Film „The Magdalene Sisters“, ein Jahr später der Spiegel-Artikel „Die Unbarmherzigen Schwestern“. Jetzt äußerten sich auch ehemalige Zöglinge, viele brachen ihr Schweigen, überwandene ihre Scham, sprachen über ihre traumatischen Erlebnisse. Eine Lawine kam ins Rollen, vor allem nachdem auch sexueller Missbrauch in kirchlichen Bildungseinrichtungen aufgedeckt wurde. Die Medien beschleunigten den Prozess, sodass sich die Kirche zur Aufarbeitung der damaligen Zustände in Erziehungsanstalten gezwungen sah. Frühe Hinweise in den 1960er- und 1970er-Jahren waren damals noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungen.

Dirk Schindelbeck arbeitete im Auftrag der Stiftungsverwaltung vor allem die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg auf. In einem kurzen Abriss schildert er zunächst die Entstehung des Findelhauses für uneheliche Kinder und des Waisenhauses für ehelich geborene Kinder in Freiburg, in der Zeit von 1378 bis 1894. In eben diesem Jahr wurde das unter Joseph II. aufgelöste Zisterzienserinnen-Kloster in Günterstal als städtisches Waisenhaus in Betrieb genommen. Geführt wurde es von den Vinzenterinnen, die 1846 von Straßburg nach Freiburg gezogen waren. Sie prägten die Heimerziehung bis ins Jahr 1975. Durch die Kriegssituation lebten 1917 101 Kinder in den inzwischen zwei Abteilungen, einem Waisenhaus und einem Kinderheim. Bereits in den 1920er-Jahren leistete man bei der Beurteilung der Kinder mit der Klassifizierung „minderwertig“ den rassenpolitischen Zielen Hitlers Vorschub. Zwangssterilisation, medizinische Experimente und Euthanasie trafen nun auch die Zöglinge im Waisenhaus. Wie so häufig, fehlen hierzu die Akten oder sind noch nicht freigegeben. Nach dem Bombenangriff im November 1944, der auch das Haus in Günterstal beschädigte, musste das Waisenhaus noch Klinikabteilungen aufnehmen, darunter die Kinderklinik. Man kann sich die Platznot und auch die Ansteckungsgefahr vorstellen.

Den weitaus größten Teil seiner Abhandlung, 80 Seiten, widmet der Autor den 30 Jahren von 1945 bis 1975. Schindelbeck weist auf den Wandel innerhalb der Gesellschaft hin, auf die Auswirkungen des Grundgesetzes, die Demokratisierung und später die 68er-Revolution, in deren Gefolge die antiautoritäre Erziehung um sich griff. Das bisher von den Nonnen gelebte „statische System“ in der Heimerziehung, Disziplin, Ordnung und dazu die „verheerenden Erziehungsmethoden“ der Vinzenterinnen, kollidierte mit den neuen Tendenzen zur freiheitlichen und selbstbestimmten Entwicklung von Kinder und Jugendlichen. Das in vielen Beispielen geschilderte „Fehlverhalten“ der Kinder wie Essens- und Arbeitsverweigerung, Bettnässen und anderes mehr führten zu drakonischen Strafen, zu Gewalt und Demütigung gegenüber den ihnen anvertrauten Kindern. 90 Zeitzeugen wurden befragt, die überwiegend von solchen traumatischen Erlebnissen erzählten; selten dachten einstige Zöglinge auch mit Dankbarkeit an ihren Aufenthalt im Waisenhaus. Die im Buch nur auszugsweise wiedergegebenen Interviews will Schindelbeck in einem zweiten Band veröffentlichen. Zweifellos waren die Nonnen durch die ihnen selbst auferlegte Verhaltensweise – Disziplin und Gehorsam – geprägt, ohne Frage waren sie mit der Betreuung der vielen Kinder und deren Problemen überfordert. Dies zeigte sich, als nach dem Weggang der Nonnen im Jahr 1975 das Personal verdreifacht werden musste. Die erste Klage gegen eine gewalttätige Schwester hatte damals zum Eklat und zur Rückkehr der Vinzenterinnen in ihren Orden geführt.

Im Lauf der nächsten zehn Jahre erfolgte der Umbau zu unabhängigen offenen Wohngruppen mit Erziehern, die nun pädagogisch und psychologisch geschult wurden. Sie hatten sich mit neuen Problemen abzugeben, mit Drogenabhängigkeit und Kleinkriminalität, aber auch mit internen Machtkämpfen innerhalb des Kollegiums. Immer mehr Kinder wurden in Außenwohngruppen untergebracht, denn das Gebäude sollte anderweitig genutzt werden. 1985, nach 91 Jahren, wurde das Waisenhaus in Günterstal aufgelöst. Darin fand nun das Internat des Deutsch-Französischen Gymnasiums seinen Platz. In der Erinnerung der einstigen Heimkinder lebt es aber noch fort, oft in Albträumen.

Ursula Huggle

CHRISTIAN STADELMAIER: Zwischen Gebet und Pflug. Das Grangienwesen des Zisterzienserklosters Tennenbach (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte LVIII), Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2014, 311 S., Tabellen.

Um 1160 bei Emmendingen gegründet, besaß Tennenbach nach Ausweis seines von 1317 bis 1341 angelegten Güterbuchs 14 Grangien oder Wirtschaftshöfe. Da Güterbeschreibungen eher vom Soll fälliger Abgaben und Dienste künden als von wirklichen Leistungen und Verweigerungen, wertet Stadelmaier zahlreiche weitere Quellen aus dem südwestdeutschen Raum aus. Unter Einbeziehung von Forschungsergebnissen der Mittelalterarchäologie und der Archäobotanik fragt er nach naturräumlichen Gegebenheiten, Agrartechnik und Bodennutzungssystemen; er erörtert das Neben- und Nacheinander von Drei- und Zweifelder-, Brand- und Reutwirtschaft.

Tennenbach war vor allem im Altsiedelland tätig und hat kaum roden lassen. Die Grangien – oft vier- bis fünfmal so groß wie Fronhöfe anderer Grundherren – betrieben Getreidebau (vor allem Roggen), Viehwirtschaft, Gartenbau (Gemüse und Gewürzpflanzen), Waldwirtschaft, Fischerei sowie den Anbau von Reben, Öl- und Faserpflanzen. Diskutiert werden der Einsatz von Zugpferden (mehr und früher als gemeinhin angenommen) und Wechselbeziehungen der Wirtschaftsbereiche. So war Vieh auch als Produzent von Dünger für wertvolle Reben gefragt; die für Fischerei, Mühlen und bewässerte Wiesen Zuständigen mussten ihren Wasserbedarf untereinander abstimmen.

Ausführlich geht der Autor auf Spannungen im Wirken der Zisterzienser ein. In dem Maße, wie sie sich auf die Belieferung städtischer Märkte einstellten, missachteten sie Normen, unter denen sie als Reformers im Orden Benedikts angetreten waren. Zu den Mitteln kostengünstiger Produktion gehörte das Bauernlegen (nachweisbar bei immerhin fünf Höfen; S. 237). Als es an Mönchen fehlte, wurden Konversen in Dienst gestellt, dann auch Lohnarbeiter und schließlich Pächter. Mit dem Pochen auf Privilegien haben die Mönche ihr Verhältnis zu Bauern und anderen Grundherren belastet.

Eine weitere Leitfrage gilt Agrarinnovationen. In der betrachteten Zeit und im untersuchten Raum mühten die Zisterzienser sich weniger um die Einführung bahnbrechender Neuerungen als um die Optimierung von Vorhandenem und den Ausbau von bereits Bekanntem; beides hat zum Aufstieg Europas beigetragen. Zu untersuchen bleibt die Bedeutung der Märkte als Nachfrager sowie der Austausch von Fachkenntnissen und Fachmännern auf den Generalkapiteln des Ordens.

Erläuterungen zur Terminologie (wür; S. 197), zu Maßen, zur Bedeutung des Wegerechts (es konnte auch auf winzigen Pfaden gelten) und Zusammenfassungen erleichtern die Lektüre. Leider fehlen Abbildungen sowie Kartenskizzen, vor allem zu Langenbogen, der größten Grangie (S. 150-161). Das Register erschließt den reichen Inhalt, lässt Elz, Grenze, Grenzstein und Zehnt aber ebenso unerwähnt wie Garten und Wald, obwohl diese zu den meisten Grangien gehörten.

Die überarbeitete Fassung der von der Universität Gießen angenommenen Dissertation ist klar gegliedert, verständlich geschrieben und sorgfältig lektoriert. Dank der umsichtigen Einordnung des Themas in regionale und thematische Zusammenhänge gewinnt die Studie an Aussagekraft weit über Tennenbach hinaus.

Norbert Ohler

Stolpersteine in Lahr. Ein Geschichtsprojekt mit Schülerinnen und Schülern der Klasse 10a der Friedrichschule in Lahr, Schuljahr 2013/2014, hg. vom Historischen Verein für Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2015, 96 S., S/W-Abb.

Der hier zu besprechende schmale Band (96 S.), herausgegeben von der Regionalgruppe Geroldsecker Land des Historischen Vereins für Mittelbaden, versammelt Ergebnisse eines Geschichtsprojekts einer 10. Klasse der Friedrichschule in Lahr aus dem Schuljahr 2013/2014. Das primäre Ziel lag darin, einer breiten Leserschaft eine Publikation an die Hand zu geben, in der die Opferbiografien aller auf Stolpersteinen verewigten Personen der Stadt Lahr wiedergegeben werden.

Die Lerngruppe, von der eine Mehrzahl der Schülerinnen und Schüler über einen Migrationshintergrund verfügt (S. 5), nennt im Vorwort als zentrale Gründe ihrer regionalgeschichtlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus Fassungslosigkeit (S. 5) und Unverständnis für die Verbrechen in

den Jahren 1933 bis 1945. Ferner sei es den Schülerinnen und Schülern vor allen Dingen darum gegangen, das „Gedenken an die deutsche Geschichte weiter[zutragen]“ und zu verhindern, dass „dieses Ereignis“ – gemeint ist hier Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung während der Zeit des Nationalsozialismus – „jemals in Vergessenheit gerät“ (S. 5). Zusammengefasst ließe sich der hier gewählte Zugang als affektiv charakterisieren.

An eine äußerst knappe Darstellung der Geschichte des Nationalsozialismus mit einem Fokus auf den jüdischen Opfern und der Ermordung der Kranken und Hilflosen aus der Feder Gardy Käthe Ruders, die gänzlich auf Literaturnachweise verzichtet (S. 6-16), schließt sich ein Kapitel an, in welchem nochmals Ruder in aller Kürze die Geschichte der Verlegung von sogenannten „Stolpersteinen“ in Lahr skizziert. Aus der Taufe gehoben wurden die Stolpersteine 1996 durch den Kölner Künstler Gunter Demnig, als dieser erstmals Pflastersteine mit einer Messingplatte (versehen mit einer Gravur des Geburts- und Todesdatums) für die im Nationalsozialismus verfolgten Personen auf dem Gehsteig vor deren letzten bekannten Wohnsitz verlegte. Mittlerweile konnten weltweit in über 1.300 Städten insgesamt mehr als 50.000 Stolpersteine verlegt werden (Stand: Januar 2015).

Im sich anschließenden Hauptteil der Arbeit, der auch quantitativ mit 53 Druckseiten den größten Raum einnimmt, werden insgesamt 29 Opferbiografien von Einzelpersonen oder Familien rekonstruiert, die von zahlreichen Abbildungen gerahmt werden, ohne diese konsequent mit Bildunterschriften zu versehen. Leider erschwert das Fehlen einer legitimierten Anordnung der Biografien dem Leser eine gezielte Suche nach Einzelpersonen. Ausgewählte Lebensbeschreibungen werden ferner durch Interviews ergänzt. So sehr Perspektiven aus der Gegenwart auf den Opferdiskurs begrüßt werden müssen, bleibt die Auswahl der Interviewpartner unbegründet und folglich willkürlich.

Ein Stadtplan zur Lage der Stolpersteine in Lahr nebst einer ausführlichen Legende beschließt den Band. Die geringe Größe der Karte fördert nicht unbedingt deren Lesbarkeit. Die Nennung eines Maßstabs fehlt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der hier zu besprechende Band einen wichtigen Impuls zur Frage des regionalgeschichtlichen Erinnerungsdiskurses an die Zeit des Nationalsozialismus leistet. Zugleich stellt er auch eine Würdigung der Schülerergebnisse dar und präsentiert deren Rechercheergebnisse einer breiten Öffentlichkeit. Die Frage, inwiefern die Auswahl der Medien und Fragestellungen historischen Lernens angesichts einer beobachtbaren zunehmenden Heterogenisierung der Lerngruppen, von denen ein immer größer werdender Anteil – wie im vorliegenden Beispiel – über einen Migrationshintergrund verfügt, sich gerade im schulischen Kontext verändern könnte, bleibt unbeantwortet. Auch eine didaktische Reflexion der hier dargebotenen forschend-entdeckenden Projektarbeit als möglicher Schlüssel zur Förderung intrinsisch motivationaler Zugänge zur Geschichte im Allgemeinen und zur Lahrer Regionalgeschichte des Nationalsozialismus im Besonderen wäre aus geschichtsdidaktischer Perspektive zu begrüßen gewesen.

Florian Hellberg

Unterwegs in der Zeit der Karolinger. Der Adelhauser Tragaltar, hg. von EVA MARIA BREISIG für die Städtischen Museen Freiburg, Augustinermuseum, Rombach Verlag, Freiburg/Berlin 2014, 112 S., 83 Farb-Abb., Karten u. Tabellen.

Dem unscheinbar aussehenden Tragaltar, auf dem reisende Priester die Messe gefeiert haben, dürften viele Besucher des Museums nur kurze Blicke gegönnt haben. Vom 20. September 2014 bis zum 28. Januar 2015 stand er im Mittelpunkt einer Ausstellung. Der Katalog mit seinen vorzüglich reproduzierten Abbildungen (drei Tafeln im Maßstab 1:1) präsentiert das 38,1 x 17,3 x 2,1 cm große Werk als Augenweide und würdigt es als „ein Hauptwerk der sakralen Kunst nördlich der Alpen aus der Zeit Karls des Großen“ (E. M. Breisig, S. 33).

Umfangreiche Untersuchungen sind mit Bild und Text in den Katalog eingegangen. Die Autoren verdeutlichen Besonderheiten des Werkes durch Erörterungen zu Formen und Symbolik des Kreuzes, durch Vergleiche der Kompositionen und Ornamente, der Materialien und künstlerischen Techniken in anderen Tragaltären sowie in weiteren Werken des Handwerks, der Gewerbe und vor allem der bildenden Künste: Reliquiare, liturgische Geräte, Kronen, Buchmalereien und -deckel, Münzen und Fibeln. Entstanden ist

der Tragaltar wohl in einer königlichen Werkstatt; eine Zweitverwendung der Bestandteile lässt sich ausschließen; italienische und angelsächsische Einflüsse sind wahrscheinlich.

Dank dendrochronologischer Untersuchung gilt es als sicher, dass der Eichenholzkörper des Altars aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts stammt. Der Porphyr für die in das Brett eingelassene Platte dürfte in Ägypten abgebaut worden sein. Eine Röntgenanalyse hat zur Entdeckung von vier bislang unbekanntem Reliquienkammern geführt (Überreste von Heiligen waren auch in stationäre Steinaltäre eingelassen). Weitere Erkenntnisse sind dem Einsatz der Computertomografie, Aufnahmen unter dem Mikroskop sowie unter ultraviolettem Licht zu verdanken. Erörtert werden Konstruktion und Herstellungstechnik, Feuervergoldung, Niello, Email, Technik und Werkzeug des Goldschmieds, schließlich auch die Restaurierung des Tragaltars. Es wird deutlich, wie vorteilhaft sich geistes- und naturwissenschaftliche Methoden ergänzen. Mit behutsamen Deutungen regen die Autoren künftige Forschungen an. Sie rechtfertigen den Einsatz erheblicher finanzieller Mittel: Derart breit angelegte interdisziplinäre Studien „stellen über den Kenntniserwerb am Einzelobjekt hinaus einen wichtigen Beitrag für das grundlegende Verständnis“ früherer Materialien und Techniken dar (S. 95).

Zu bedauern ist, dass viele der aussagekräftigen Makroaufnahmen ohne Maßstab geblieben sind und die Anmerkungen wie Augentod wirken; dagegen ist das Literaturverzeichnis dreispaltig gesetzt, leserfreundlich.

Norbert Ohler

Vereinschronik 2015

Vorstand

Dr. CHRISTIANE PFANZ-SPONAGEL, 1. Vorsitzende
RENATE LIESSEM-BREINLINGER, 2. Vorsitzende
ANITA HAFNER, Schriftführerin
N.N., Kassenführer

Ausschuss

Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Prof. Dr. JÜRGEN DENDORFER, UWE FAHRER,
Dr. KARL-ERNST FRIEDERICH, Dr. ISO HIMMELSBACH, CLEMENS JOOS M.A.,
FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. UTE SCHERB, Prof. Dr. DIETER SPECK,
Dr. THOMAS STEFFENS, Dr. HANS-PETER WIDMANN, Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. KARL SIEGFRIED BADER (†)
Prof. HERMANN BROMMER (†)
Dr. ULRICH P. ECKER
Dr. HANS SCHADEK

Veranstaltungen 2015

- | | |
|------------|--|
| 27. Januar | Gedenkveranstaltung zum „Auschwitztag“. (Veranstaltung der Stadt Freiburg) |
| 25. April | Familienführung durch die Sonderausstellung „gemeinsam. einsam – Neue Erkenntnisse der Denkmalpflege zur Freiburger Kartause“ im Museum für Stadtgeschichte Freiburg mit Dr. Ruth Hötzel-Dickel. |
| 27. April | Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag über „Die Journalistin Ida Maria Baehrle (1910-1987)“ von Renate Liessem-Breinlinger. |
| 11. Mai | Vortrag „Die Deutschordens- und Johanniterkonvente im Elsass des 13. Jahrhunderts“ von Dr. habil. Conradin von Planta. |
| 22. Mai | Vorstellung der Tafeln zur Geschichte des „Hauses zum Herzog“ mit Frank Löbbecke M.A. und Dr. Heinz Krieg. |

17. Juni Führung durch das Waldhaus und die Sonderausstellung „... und wenn der Wolf kommt? Alte Mythen und neue Erfahrungen“ mit Dr. Margret Hansen.
4. Juli Vormittagsexkursion zum Rheinübergang bei Sasbach am Kaiserstuhl mit Renate Liessem-Breinlinger, Prof. Dr. Peter Volk und Dipl.-Ing. Peter Schwörer.
27. Juli Vortrag „Willkommene Gäste oder unerwünschte Elemente? Studierende aus dem Russischen Reich an der Freiburger Universität, 1900-1914“ von Fiona Gutsch.
17. Oktober Exkursion nach Straßburg mit Renate Liessem-Breinlinger.
9. November Vortrag „Die SS in Freiburg“ von Heiko Wegmann.
10. Dezember Buchvorstellung „Auf Jahr und Tag. Freiburgs Geschichte in der Neuzeit“.

Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag – Freiburgs Geschichte in der Neuzeit“

In Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg i.Br. e.V., dem Landesverein Badische Heimat e.V., dem Münsterbauverein Freiburg e.V. und dem Stadtarchiv Freiburg.

12. Januar Vortrag „21. Oktober 1827 – Bernhard Boll wird als Erzbischof inthronisiert“ von Dr. Christoph Schmider.
26. Januar Vortrag „24. Mai 1888 – Otto Winterer wird zum Oberbürgermeister gewählt“ von Peter Kalchthaler M.A.
9. Februar Vortrag „28. Februar 1900 – Frauen werden zum Studium zugelassen“ von Dr. Ute Scherb.
23. Februar Vortrag „4. Dezember 1914, 10. Mai 1940, 27. November 1944 – Freiburg in den (Luft-)Kriegen“ von Dr. Jörg Arnold.
9. März Vortrag „22. Oktober 1940 – Die Freiburger Juden werden deportiert“ von Prof. Dr. Heiko Haumann.
23. März Vortrag „11. November 1948 – Der Stadtrat genehmigt den Wiederaufbau-Plan“ von Dr. Heinrich Schwendemann.

Kassenbericht 2014

1.	Einnahmen	EURO
	Mitgliedsbeiträge	12.496,03
	Zuschüsse	6.000,00
	Verkauf Schau-ins-Land	352,50
	Spenden	200,00
	Exkursionen	0,00
	Sonstige Einnahmen	46,67
	Summe Einnahmen	<u>19.095,20</u>
2.	Ausgaben	
	Jahrbuch 2013	12.769,70
	Vorträge Honorare/Reisekosten	700,66
	Vorträge Miete/Nebenkosten	204,04
	Ausgaben Vereinsprogramm	1.092,47
	Exkursionen	625,00
	Geringfügige Wirtschaftsgüter GWG	0,00
	Sonstige Ausgaben	2.298,47
	Aufwandsentschädigungen	475,00
	Werkverträge	625,00
	Summe Ausgaben	<u>18.790,34</u>
3.	Jahresergebnis aus dem Jahr 2014	<u>304,86</u>
4.	Überschuss Vorjahre per 31.12.2013	<u>4.480,25</u>
5.	Überschuss per 31.12.2014	<u>4.785,11</u>

Mitgliederwesen

	<i>Mitglieder</i>
Stand 1. Oktober 2015:	787 (davon 111 Tauschpartner)
davon Sektion Bad Krozingen:	166
Sektion Ebringen:	12
Sektion Hachbergerland:	40
Sektion Staufen:	57
Sektion Waldkirch:	21
Neuzugänge:	17
Austritt/Tod:	37

Vom 1. Oktober 2014 bis 30. September 2015 verstorbene Mitglieder (soweit bekannt)

- Wolfgang Herterich, Waldkirch († 05.01.2015)
- Rudolf Kawka, Gundelfingen († 08.10.2014)
- Peter Kühn, Freiburg († 18.01.2015)
- Norbert Mitsch, Freiburg († 06.12.2014)
- Dr. Bernd Stegemann, Bahlingen († 2014)
- Dr. Dieter Uhr, Freiburg († 25.01.2015)

Mitgliedsbeitrag

Hauptverein jährlich € 30,00

Sektionen Bad Krozingen, Ebringen, Hachbergerland (Emmendingen),
Staufen und Waldkirch jährlich € 25,00

Bankverbindung

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau

Konto-Nr. 20 286 02

BLZ 680 501 01

IBAN: DE 11680501010002028602

SWIFT-BIC: FRSPDE66

Abbuchungsermächtigung erwünscht.

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

Internet

www.breisgau-geschichtsverein.de

